L. H. No. 1. 120.

Brandeis University
Library

The Gift of

Mrs. Jacob Scheuer

No 76.

P. 384.

Kleinere
prosaische Schriften

von

Schiller.

Aus mehrern Zeitschriften

vom Verfasser selbst gesammelt und verbessert.

Erster Theil.

Leipzig 1792.
bey Siegfried Lebrecht Crusius.

PT2469
A1
1792
v.1

Vorbericht.

Um dem Nachdruck zuvor zu kommen, und zugleich meinen Freunden in der lesenden Welt eine Auswahl desjenigen in die Hände zu geben, was ich unter meinen kleinern prosaischen Versuchen der Vergessenheit zu entziehen wünsche, habe ich diese Sammlung veranstaltet, auf welche, wenn sie anders Leser und Käufer findet, in der Folge ein zweyter und dritter Theil nachgeliefert werden könnten, die verschiedne noch ungedruckte Aufsätze enthalten würden. Bey den mehresten der hier abgedruckten Aufsätze möchte, wie ich gar wohl einsehe, eine strengere Feile nicht überflüssig gewesen seyn; und es war auch Anfangs meine Absicht, Ton und Inhalt meiner gegenwärtigen Vorstellungsart gemässer zu machen; aber ein veränderter Geschmack ist nicht immer ein besserer, und vielleicht hätte die zweyte Hand ihnen gerade dasjenige genommen, wodurch sie

304449

bey ihrer erſten Erſcheinung Beyfall gefunden haben. Sie tragen alſo auch noch jetzt das jugendliche Gepräge ihrer erſten zufälligen Entſtehung und bitten dieſer Urſache wegen um die Nachſicht des Leſers. Nicht immer iſt es der innere Gehalt einer Schrift, der den Leſer feſſelt: zuweilen gewinnt ſie ihn bloſs durch karakteriſtiſche Züge, in denen ſich die Individualität ihres Urhebers offenbart; eine Eigenſchaft, die oft gerade die vollendetſten Werke eines Autors verläugnen. Für Leſer alſo, welche dieſe intereſſiren kann, die, wenn ſie in dem Buche auch nicht mehr finden ſollten, als den Verfaſſer ſelbſt, mit dieſem kleinen Gewinn ſich begnügen, ſind dieſe Rhapſodien beſtimmt, und eine flüchtige, für ernſthafte Zwecke nicht ganz verlorene Unterhaltung iſt alles, was ich ihnen davon verſprechen kann.

Jena, in der Oſtermeſſe 1792.

Inhalt.

I. Die Sendung Moſes, aus der Thalia. Seite 1

II. Was heiſst und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte? Eine akademiſche Antrittsrede; aus dem deutſchen Merkur. 54

III. Philoſophiſche Briefe, aus der Thalia. 99

IV. Briefe über Don Karlos, aus dem Merkur. 163

V. Spiel des Schickſals, Bruchſtück aus einer wahren Geſchichte, aus dem Merkur. S. 263

VI. Verbrecher aus verlorener Ehre. Eine wahre Geſchichte, aus der Thalia 291

VII. Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft, aus der Thalia. 346

VIII. Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter, aus der Sammlung hiſtoriſcher Memoires. 386

I.

Die Sendung Moſes.

Die Gründung des jüdiſchen Staats durch Moſes iſt eine der denkwürdigſten Begebenheiten, welche die Geſchichte aufbewahrt hat, wichtig durch die Stärke des Verſtandes, wodurch ſie ins Werk gerichtet worden, wichtiger noch durch ihre Folgen auf die Welt, die noch bis auf dieſen Augenblick fortdauern. Zwey Religionen, welche den gröſsten Theil der bewohnten Erde beherrſchen, das Chriſtenthum und der Islamismus, ſtützten ſich beyde auf die Religion der Hebräer, und ohne dieſe würde es niemals weder ein Chriſtenthum noch einen Koran gegeben haben.

Ja in einem gewiſſen Sinne iſt es unwiderleglich wahr, daſs wir der Moſaiſchen Religion einen groſsen Theil der Aufklärung danken, deren wir uns heutiges Tags erfreuen. Denn durch ſie wurde eine koſtbare Wahrheit, welche die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft erſt nach einer langsamen Entwickelung würde gefunden haben, die Lehre von dem Einigen Gott, vorläufig unter dem Volke verbreitet, und als ein Gegenſtand des blinden Glaubens ſo lange unter demſelben erhalten, bis ſie endlich in den helleren Köpfen zu einem Vernunftbegriff reifen konnte. Dadurch wurden einem groſsen Theil des Menſchengeſchlechtes alle die traurigen Irrwege erſpart, worauf der Glaube an Vielgötterey zuletzt führen muſs, und die Hebräiſche Verfaſſung erhielt den ausſchieſsenden Vorzug, daſs die Religion der Weiſen mit der Volksreligion nicht in direktem Widerſpruche ſtand, wie es doch bey den aufgeklärten Heyden der Fall war. Aus dieſem Standpunkt betrachtet, muſs uns die Nation der Hebräer als ein wichtiges universalhiſtoriſches Volk

erſcheinen, und alles Böſe, welches man dieſem Volke nachzuſagen gewohnt iſt, alle Bemühungen witziger Köpfe, es zu verkleinern, werden uns nicht hindern, gerecht gegen daſſelbe zu ſeyn. Die Unwürdigkeit und Verworfenheit der Nation kann das erhabene Verdienſt ihres Geſetzgebers nicht vertilgen, und eben ſo wenig den groſsen Einfluſs vernichten, den dieſe Nation mit Recht in der Weltgeſchichte behauptet. Als ein unreines und gemeines Gefäſs, worin aber etwas ſehr koſtbares aufbewahret worden, müſſen wir ſie ſchätzen; wir müſſen in ihr den Canal verehren, den, ſo unrein er auch war, die Vorſicht erwählte, uns das edelſte aller Güter, die Wahrheit zuzuführen, den ſie aber auch zerbrach, ſobald er geleiſtet hatte, was er ſollte. Auf dieſe Art werden wir gleich weit entfernt ſeyn, dem Ebräiſchen Volk einen Werth aufzudringen, den es nie gehabt hat, und ihm ein Verdienſt zu rauben, das ihm nicht ſtreitig gemacht werden kann.

Die Ebräer kamen, wie bekannt iſt, als eine einzige Nomaden-Familie, die nicht über 70 Seelen begriff, nach Egypten, und wurden erſt in Egypten zum Volk. Während eines Zeitraums von ohngefähr 400 Jahren, die ſie in dieſem Lande zubrachten, vermehrten ſie ſich beynahe bis zu 2 Millionen, unter welchen 600,000 ſtreitbare Männer gezählt wurden, als ſie aus dieſem Königreich zogen. Während dieſes langen Aufenthalts lebten ſie abgeſondert von den Egyptern, abgeſondert ſo wohl durch den eigenen Wohnplatz, den ſie einnahmen, als auch durch ihren nomadiſchen Stand, der ſie allen Eingehohrnen des Landes zum Abſcheu machte, und von allem Antheil an den bürgerlichen Rechten der Egypter ausſchloſs. Sie regierten ſich nach nomadiſcher Art fort, der Hausvater die Familie, der Stammfürſt die Stämme, und machten auf dieſe Art einen Staat im Staat aus, der endlich durch ſeine ungeheure Vermehrung die Beſorgniſs der Könige erweckte.

Eine ſolche abgeſonderte Menſchenmenge im Herzen des Reichs, durch ihre nomadiſche Lebensart müſsig, die unter ſich ſehr genau zuſammenhielt, mit dem Staat aber gar kein Intereſſe gemein hatte, konnte bey einem feindlichen Einfall gefährlich werden, und leicht in Verſuchung gerathen, die Schwäche des Staats, deren müſsige Zuſchauerin ſie war, zu benutzen. Die Staatsklugheit rieth alſo, ſie ſcharf zu bewachen, zu beſchäftigen, und auf Verminderung ihrer Anzahl zu denken. Man druckte ſie alſo mit ſchwerer Arbeit, und wie man auf dieſem Wege gelernt hatte, ſie dem Staat ſogar nützlich zu machen, ſo vereinigte ſich nun auch der Eigennutz mit der Politik, um ihre Laſten zu vermehren. Unmenſchlich zwang man ſie zu öffentlichem Frohndienſt, und ſtellte beſondere Vögte an, ſie anzutreiben, und zu miſshandeln. Dieſe barbariſche Behandlung hinderte aber nicht, daſs ſie ſich nicht immer ſtärker ausbreiteten. Eine geſunde Politik würde alſo natürlich darauf geführt haben, ſie unter den übrigen

Einwohnern zu vertheilen und ihnen gleiche Rechte mit dieſen zu geben; aber dieſes erlaubte der allgemeine Abſcheu nicht, den die Egypter gegen ſie hegten. Dieſer Abſcheu wurde noch durch die Folgen vermehrt, die er nothwendig haben muſste. Als der König der Egypter der Familie Jakobs die Provinz Goſen (an der Oſtſeite des untern Nils) zum Wohnplatz einräumte, hatte er ſchwerlich auf eine Nachkommenſchaft von 2 Millionen gerechnet, die darin Platz haben ſollte; die Provinz war alſo wahrſcheinlich nicht von beſonderm Umfang, und das Geſchenk war immer ſchon groſsmüthig genug, wenn auch nur auf den hundertſten Theil dieſer Nachkommenſchaft dabey Rückſicht genommen worden. Da ſich nun der Wohnplatz der Ebräer nicht in gleichem Verhältniſs mit ihrer Bevölkerung erweiterte, ſo muſsten ſie mit jeder Generation immer enger und enger wohnen, bis ſie ſich zuletzt, auf eine der Geſundheit höchſt nachtheilige Art, in dem engſten Raume zuſammendrängten. Was war natürlicher,

als daſs ſich nun eben die Folgen einſtellten, welche in einem ſolchen Fall unausbleiblich ſind? — die höchſte Unreinlichkeit und anſteckende Seuchen. Hier alſo wurde ſchon der erſte Grund zu dem Uebel gelegt, welches dieſer Nation bis auf die heutigen Zeiten eigen geblieben iſt; aber damals muſste es in einem fürchterlichen Grade wüthen. Die ſchrecklichſte Plage dieſes Himmelſtrichs, der Ausſatz, riſs unter ihnen ein, und erbte ſich durch viele Generationen hinunter. Die Quellen des Lebens und der Zeugung wurden langſam durch ihn vergiftet, und aus einem zufälligen Uebel entſtand endlich eine erbliche Stammsconſtitution. Wie allgemein dieſes Uebel geweſen, erhellt ſchon aus der Menge der Vorkehrungen, die der Geſetzgeber dagegen gemacht hat; und das einſtimmige Zeugniſs der Profanſcribenten, des Egyptiers Manetho, des Diodor von Sicilien, des Tacitus, des Lyſimachus, Strabo und vieler andern, welche von der jüdiſchen Nation faſt gar nichts, als dieſe Volkskrankheit des Ausſatzes kennen, beweist, wie

allgemein und wie tief der Eindruck davon bey den Egyptern geweſen ſey.

Dieſer Ausſatz alſo, eine natürliche Folge ihrer engen Wohnung, ihrer ſchlechten und kärglichen Nahrung, und der Miſshandlung, die man gegen ſie ausübte, wurde wieder zu einer neuen Urſache derſelben. Die man Anfangs als Hirten verachtete, und als Fremdlinge mied, wurden jetzt als Verpeſtete geflohen, und verabſcheut. Zu der Furcht und dem Widerwillen alſo, welche man in Egypten von jeher gegen ſie gehegt, geſellte ſich noch Ekel und eine tiefe zurückſtoſsende Verachtung, Gegen Menſchen, die der Zorn der Götter auf eine ſo ſchreckliche Art ausgezeichnet, hielt man ſich alles für erlaubt, und man trug kein Bedenken, ihnen die heiligſten Menſchenrechte zu entziehen.

Kein Wunder, daſs die Barbarey gegen ſie in eben dem Grade ſtieg, als die Folgen dieſer barbariſchen Behandlung ſichtbarer wurden, und daſs man ſie im-

mer härter für das Elend ſtrafte, welches man ihnen doch ſelbſt zugezogen hatte.

Die ſchlechte Politik der Egypter wuſste den Fehler, den ſie gemacht hatte, nicht anders als durch einen neuen und gröbern Fehler zu verbeſſern. Da es ihr, alles Drucks ungeachtet, nicht gelang, die Quellen der Bevölkerung zu verſtopfen, ſo verfiel ſie auf einen eben ſo unmenſchlichen als elenden Ausweg, die neugebohrnen Söhne ſogleich durch die Hebammen erwürgen zu laſſen. Aber Dank der beſſern Natur des Menſchen! Despoten ſind nicht immer gut befolgt, wenn ſie Abſcheulichkeiten gebieten. Die Hebammen in Egypten wuſsten dieſes unnatürliche Gebot zu verhöhnen, und die Regierung konnte ihre gewaltthätigen Maaſsregeln nicht anders als durch gewaltſame Mittel durchſetzen. Beſtellte Mörder durchſtreiften auf königlichen Befehl die Wohnung der Ebräer, und ermordeten in der Wiege alles, was männlich war. Auf dieſem Wege freilich muſste die Egyptiſche Regierung doch zu-

letzt ihren Zweck durchſetzen, und wenn kein Retter ſich ins Mittel ſchlug, die Nation der Juden in wenigen Generationen gänzlich vertilgt ſehen.

Woher ſollte aber nun den Ebräern dieſer Retter kommen? Schwerlich aus der Mitte der Egypter ſelbſt, denn wie ſollte ſich einer von dieſen für eine Nation verwenden, die ihm fremd war, deren Sprache er nicht einmal verſtand, und ſich gewiſs nicht die Mühe nahm zu erlernen, die ihm eines beſſern Schickſals eben ſo unfähig als unwürdig ſcheinen muſste. Aus ihrer eignen Mitte aber noch viel weniger, denn was hat die Unmenſchlichkeit der Egypter im Verlauf einiger Jahrhunderte aus dem Volk der Ebräer endlich gemacht? Das roheſte, das bösartigſte, das verworfenſte Volk der Erde, durch eine 300 jährige Vernachläſſigung verwildert, durch einen ſo langen knechtiſchen Druck verzagt gemacht und erbittert, durch eine erblich auf ihm haftende Infamie vor ſich ſelbſt erniedrigt, entnervt und gelähmt zu

allen heroiſchen Entſchlüſſen, durch eine ſo lange anhaltende Dummheit endlich faſt bis zum Thier herunter geſtoſsen. Wie ſollte aus einer ſo verwahrlosten Menſchenrace ein freier Mann, ein erleuchteter Kopf, ein Held oder ein Staatsmann hervorgehen? Wo ſollte ſich ein Mann unter ihnen finden, der einem ſo tief verachteten Sklavenpöbel Anſehen, einem ſo lang gedrückten Volke Gefühl ſeiner ſelbſt, einem ſo unwiſſenden rohen Hirtenhaufen Ueberlegenheit über ſeine verfeinerten Unterdrücker verſchaffte? Unter den damaligen Ebräern konnte eben ſo wenig als unter der verworfenen Kaſte der Parias unter den Hindu, ein kühner und heldenmüthiger Geiſt entſtehen.

Hier muſs uns die groſse Hand der Vorſicht, die den verworrenſten Knoten durch die einfachſten Mittel löst, zur Bewunderung hinreiſsen — aber nicht derjenigen Vorsicht, welche ſich auf dem gewaltsamen Wege der Wunder in die Oeconomie der Natur einmengt, ſondern derjenigen, wel-

che der Natur ſelbſt eine ſolche Oeconomie vorgeſchrieben hat, auſserordentliche Dinge auf dem ruhigſten Wege zu bewirken. Einem gebohrnen Egypter fehlte es an der nöthigen Aufforderung, an dem Nationalintereſſe für die Ebräer, um ſich zu ihrem Erretter aufzuwerfen. Einem bloſsen Ebräer muſste es an Kraft und Geiſt zu dieſer Unternehmung gebrechen. Was für einen Ausweg erwählte alſo das Schickſal? Es nahm einen Ebräer, entriſs ihn aber frühzeitig seinem rohen Volk und verſchafte ihm den Genuſs egyptiſcher Weisheit; und ſo wurde ein Ebräer, egyptiſch erzogen, das Werkzeug, wodurch dieſe Nation aus der Knechtſchaft entkam.

Eine Ebräiſche Mutter aus dem Leviſchen Stamme hatte ihren neugebohrnen Sohn drey Monate lang vor den Mördern verborgen, die aller männlichen Leibesfrucht unter ihrem Volke nachſtellten; endlich gab ſie die Hoffnung auf, ihm länger eine Freyſtatt bey ſich zu gewähren. Die Noth gab ihr eine Liſt ein, wodurch ſie

ihn vielleicht zu erhalten hoffte. Sie legte ihren Säugling in eine kleine Kiſte von Papyrus, welche ſie durch Pech gegen das Eindringen des Waſſers verwahrt hatte, und wartete die Zeit ab, wo die Tochter des Pharao gewöhnlich zu baden pflegte. Kurz vorher muſste die Schweſter des Kindes die Kiſte, worin es war, in das Schilf legen, an welchem die Königstochter vorbeykam, und wo es dieſer alſo in die Augen fallen muſste. Sie ſelbſt aber blieb in der Nähe, um das fernere Schickſal des Kindes abzuwarten. Die Tochter des Pharao wurde es bald gewahr, und da der Knabe ihr gefiel, ſo beſchloſs ſie ihn zu retten. Seine Schweſter wagte es nun, ſich zu nähern, und erbot ſich, ihm eine ebräiſche Amme zu bringen, welches ihr von der Prinzeſſin bewilligt wird. Zum zweytenmal erhält alſo die Mutter ihren Sohn und nun darf ſie ihn ohne Gefahr und öffentlich erziehen. So erlernte er denn die Sprache ſeiner Nation, und wurde bekannt mit ihren Sitten, während daſs ſeine Mutter wahrſcheinlich nicht verſaumte, ein

recht rührendes Bild des allgemeinen Elends in ſeine zarte Seele zu pflanzen. Als er die Jahre erreicht hatte, wo er der mütterlichen Pflege nicht mehr bedurfte, und wo es nöthig wurde, ihn dem allgemeinen Schickſal ſeines Volks zu entziehen, brachte ihn ſeine Mutter der Königstochter wieder, und überliefs ihr nun das fernere Schickſal des Knaben. Die Tochter des Pharao adoptirte ihn, und gab ihm den Nahmen Moſes, weil er aus dem Waſſer gerettet worden. So wurde er denn aus einem Sklavenkinde und einem Schlachtopfer des Todes, der Sohn einer Königstochter, und als ſolcher aller Vortheile theilhaftig, welche die Kinder der Könige genoſſen. Die Prieſter, zu deren Orden er in eben dem Augenblick gehörte, als er der königlichen Familie einverleibt wurde, übernahmen jetzt ſeine Erziehung und unterrichteten ihn in aller egyptiſchen Weisheit, die das ausſchlieſsende Eigenthum ihres Standes war. Ja es iſt wahrſcheinlich, dafs ſie ihm keines ihrer Geheimniſſe vorenthalten haben, da eine

Stelle des egyptiſchen Geſchichtſchreibers Manetho, worin er den Moſes zu einem Apoſtaten der egyptiſchen Religion und einem aus Heliopolis entflohenen Prieſter macht, uns vermuthen läſst, daſs er zum prieſterlichen Stande beſtimmt geweſen.

Um also zu beſtimmen, was Moſes in dieſer Schule empfangen haben konnte, und welchen Antheil die Erziehung, die er unter den egyptiſchen Prieſtern empfing, an ſeiner nachherigen Geſetzgebung gehabt hat, müſſen wir uns in eine nähere Unterſuchung dieſes Inſtituts einlaſſen, und über das, was darin gelehrt und getrieben wurde, das Zeugniſs alter Schriftſteller hören. Schon der Apoſtel Stephanus läſst ihn in aller Weisheit der Egyptier unterrichtet ſeyn. Der Geſchichtſchreiber Philo ſagt, Moſes ſey von den egyptiſchen Prieſtern in der Philoſophie der Symbolen und Hieroglyphen, wie auch in den Geheimniſſen der heiligen Thiere eingeweiht worden. Eben dieſes Zeugniſs beſtätigen mehrere, und wenn man erſt einen Blick

auf das, was man egyptiſche Myſterien nannte, geworfen hat, ſo wird ſich zwiſchen dieſen Myſterien, und dem, was Moſes nachher gethan und verordnet hat, eine merkwürdige Aehnlichkeit ergeben.

Die Gottesverehrung der älteſten Völker ging, wie bekannt iſt, ſehr bald in Vielgötterey und Aberglauben über, und ſelbſt bey denjenigen Geſchlechtern, die uns die Schrift als Verehrer des wahren Gottes nennt, waren die Ideen vom höchſten Weſen weder rein noch edel, und auf nichts weniger als eine helle vernünftige Einſicht gegründet. Sobald aber durch beſſere Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft und durch Gründung eines ordentlichen Staats die Stände getrennt, und die Sorge für göttliche Dinge das Eigenthum eines beſondern Standes geworden, ſobald der menſchliche Geiſt durch Befreyung von allen zerſtreuenden Sorgen Muſse empfing, ſich ganz allein der Betrachtung ſeiner ſelbſt und der Natur hinzugeben, ſobald endlich auch hellere Blicke

in

in die phyſiſche Oeconomie der Natur gethan worden, muſste die Vernunft endlich über jene groben Irrthümer ſiegen, und die Vorſtellung von dem höchſten Weſen muſste ſich veredeln. Die Idee von einem allgemeinen Zuſammenhang der Dinge muſste unausbleiblich zum Begriff eines einzigen höchſten Verſtandes führen, und jene Idee, wo eher hätte ſie aufkeimen ſollen, als in dem Kopf eines Prieſters? Da Egypten der erſte kultivirte Staat war, den die Geſchichte kennt, und die älteſten Myſterien ſich urſprünglich aus Egypten herſchreiben, ſo war es auch aller Wahrſcheinlichkeit nach hier, wo die erſte Idee von der Einheit des höchſten Weſens zuerſt in einem menſchlichen Gehirne vorgeſtellt wurde. Der glückliche Finder dieſer ſeelenerhebenden Idee ſuchte ſich nun unter denen, die um ihn waren, fähige Subjecte aus, denen er ſie als einen heiligen Schatz übergab, und ſo erbte ſie ſich von einem Denker zum andern, durch wer weiſs wie viele? Generationen fort, bis ſie zulezt das Eigenthum einer ganz kleinen

Gefellfchaft wurde, die fähig war, fie zu faffen und weiter auszubilden.

Da aber fchon ein gewiffes Maafs von Kenntniffen und eine gewiffe Ausbildung des Verftandes erfodert wird, die Idee eines Einigen Gottes recht zu faffen, und anzuwenden, da der Glaube an die göttliche Einheit Verachtung der Vielgötterey, welches doch die herrfchende Religion war, nothwendig mit fich bringen mufste, fo begriff man bald, dafs es unvorfichtig, ja gefährlich feyn würde, diefe Idee öffentlich und allgemein zu verbreiten. Ohne vorher die hergebrachten Götter des Staats zu ftürzen, und fie in ihrer lächerlichen Blöfse zu zeigen, konnte man diefer neuen Lehre keinen Eingang verfprechen. Aber man konnte ja weder vorausfehen noch hoffen, dafs jeder von denen, welchen man den alten Aberglauben lächerlich machte, auch fogleich fähig feyn würde, fich zu der reinen und fchweren Idee des Wahren zu erheben. Ueberdem war ja die ganze bürgerliche Verfaffung auf jenen

Aberglauben gegründet; ſtürzte man dieſen ein, ſo ſtürzte man zugleich alle Säulen, von welchen das ganze Staatsgebäude getragen wurde, und es war noch ſehr ungewiſs, ob die neue Religion, die man an ſeinen Platz ſtellte, auch ſogleich feſt genug ſtehen würde, um jenes Gebäude zu tragen.

Mislang hingegen der Verſuch, die alten Götter zu ſtürzen, ſo hatte man den blinden Fanatismus gegen ſich bewaffnet, und ſich einer tollen Menge zum Schlachtopfer preis gegeben. Man fand alſo für beſſer, die neue gefährliche Wahrheit zum ausſchlieſsenden Eigenthum einer kleinen geſchloſſenen Geſellſchaft zu machen, diejenigen, welche das gehörige Maafs von Faſſungskraft dafür zeigten, aus der Menge hervorzuziehen, und in den Bund aufzunehmen, und die Wahrheit ſelbſt, die man unreinen Augen entziehen wollte, mit einem geheimnifsvollen Gewand zu umkleiden, das nur derjenige wegziehen könnte, den man ſelbſt dazu fähig gemacht hätte.

Man wählte dazu die Hieroglyphen, eine ſprechende Bilderſchrift, die einen allgemeinen Begriff in einer Zuſammenſtellung ſinnlicher Zeichen verbarg, und auf einigen willkührlichen Regeln beruhte, worüber man übereingekommen war. Da es dieſen erleuchteten Männern von dem Götzendienſt her noch bekannt war, wie ſtark auf dem Wege der Einbildungskraft und der Sinne auf jugendliche Herzen zu wirken ſey, ſo trugen ſie kein Bedenken, von dieſem Kunſtgriffe des Betrugs auch zum Vortheil der Wahrheit Gebrauch zu machen. Sie brachten alſo die neuen Begriffe mit einer gewiſſen ſinnlichen Feyerlichkeit in die Seele, und durch allerley Anſtalten, die dieſem Zwecke angemeſſen waren, ſetzten ſie das Gemüth ihres Lehrlings vorher in den Zuſtand leidenſchaftlicher Bewegung, der es für die neue Wahrheit empfänglich machen ſollte. Von dieſer Art waren die Reinigungen, die der Einzuweihende vornehmen muſste, das Waſchen und Beſprengen, das Einhüllen in leinene Kleider, Enthaltung von allen ſinnlichen Ge-

müſſen, Spannung und Erhebung des Gemüths durch Geſang, ein bedeutendes Stillſchweigen, Abwechſelung zwiſchen Finſterniſs und Licht und dergleichen.

Dieſe Ceremonien, mit jenen geheimniſsvollen Bildern und Hieroglyphen verbunden, und die verborgenen Wahrheiten, welche in dieſen Hieroglyphen verſteckt lagen, und durch jene Gebräuche vorbereitet wurden, wurden zuſammengenommen unter den Nahmen der Myſterien begriffen. Sie hatten ihren Sitz in den Tempeln der Iſis und des Serapis und waren das Vorbild, wornach in der Folge die Myſterien in Eleuſis und Samothrazien, und in neuern Zeiten der Orden der Freymaurer ſich gebildet hat.

Es ſcheint auſſer Zweifel geſetzt, daſs der Inhalt der allerälteſten Myſterien in Heliopolis und Memphis, während ihres unverdorbenen Zuſtands, Einheit Gottes und Widerlegung des Paganismus war, und daſs die Unſterblichkeit der Seele darin

vorgetragen wurde. Diejenigen, welche dieſer wichtigen Aufſchlüſſe theilhaftig waren, nannten ſich Anſchauer oder Epopten, weil die Erkennung einer vorher verborgenen Wahrheit mit dem Uebertritt aus der Finſterniſs zum Lichte zu vergleichen iſt, vielleicht auch darum, weil ſie die neuerkannten Wahrheiten in ſinnlichen Bildern wirklich und eigentlich anſchauten.

Zu dieſer Anſchauung konnten ſie aber nicht auf einmal gelangen, weil der Geiſt erſt von manchen Irrthümern gereinigt, erſt durch mancherley Vorbereitungen gegangen ſeyn muſste, ehe er das volle Licht der Wahrheit ertragen konnte. Es gab alſo Stuffen oder Grade, und erſt im innern Heiligthum fiel die Decke ganz von ihren Augen.

Die Epopten erkannten eine einzige höchſte Urſache aller Dinge, eine Urkraft der Natur, das Weſen aller Weſen, welches einerley war mit dem Demiurgos der griechiſchen Weiſen. Nichts iſt erhabener,

als die einfache Gröſse, mit der ſie von dem Weltſchöpfer ſprachen. Um ihn auf eine recht entſcheidende Art auszuzeichnen, gaben ſie ihm gar keinen Nahmen. Ein Nahme, ſagten ſie, iſt bloſs ein Bedürfniſs der Unterſcheidung, wer allein iſt, hat keinen Nahmen nöthig, denn es iſt keiner da, mit dem er verwechſelt werden könnte. Unter einer alten Bildſäule der Iſis las man die Worte: „Ich bin, was da iſt“ und auf einer Pyramide zu Sais fand man die uralte merkwürdige Inſchrift: „Ich bin „alles was iſt, was war, und was ſeyn „wird, kein ſterblicher Menſch hat mei„nen Schleyer aufgehoben.“ Keiner durfte den Tempel des Serapis betreten; der nicht den Nahmen Jao — oder I - ha - ho, ein Nahme, der mit dem Ebräiſchen Iehova faſt gleichlautend, auch vermuthlich von dem nehmlichen Inhalt iſt — an der Bruſt oder Stirn trug; und kein Nahme wurde in Egypten mit mehr Ehrfurcht ausgeſprochen, als dieſer Nahme Jao. In dem Hymnus, den der Hierophant oder Vorſteher des Heiligthums dem Einzuwei-

henden vorſang, war dieſs der erſte Aufſchluſs, der über die Natur der Gottheit gegeben wurde. Er iſt einzig und von ihm ſelbſt, und dieſem Einzigen ſind alle Dinge ihr Daſeyn ſchuldig.

Eine vorläufige nothwendige Ceremonie vor jeder Einweihung war die Beſchneidung, der ſich auch Pythagoras vor ſeiner Aufnahme in die Egyptiſchen Myſterien unterwerfen muſste. Dieſe Unterſcheidung von andern, die nicht beſchnitten waren, ſollte eine engere Brüderſchaft, ein näheres Verhältniſs zu der Gottheit anzeigen, wozu auch Moſes ſie bey den Ebräern nachher gebrauchte.

In dem Innern des Tempels ſtellten ſich dem Einzuweihenden verſchiedene heilige Geräthe dar, die einen geheimen Sinn ausdrückten. Unter dieſen war eine heilige Lade, welche man den Sarg des Serapis nannte, und die ihrem Urſprung nach vielleicht ein Sinnbild verborgener Weisheit ſeyn ſollte, ſpäterhin aber, als

das Inſtitut ausartete, der Geheimniſskrämerey und elenden Prieſterkünſten zum Spiele diente. Dieſe Lade herum zu tragen war ein Vorrecht der Prieſter, oder einer eignen Klaſſe von Dienern des Heiligthums, die man deshalb auch Kiſtophoren nannte. Keinem, als dem Hierophanten war es erlaubt, dieſen Kaſten aufzudecken, oder ihn auch nur zu berühren. Von einem, der die Verwegenheit gehabt hatte, ihn zu eröffnen, wird erzählt, daſs er plötzlich wahnſinnig geworden ſey.

In den Egyptiſchen Myſterien ſtieſs man ferner auf gewiſſe hieroglyphiſche Götterbilder, die aus mehreren Thiergeſtalten zuſammengeſetzt waren. Das bekannte Sphinx iſt von dieſer Art, man wollte dadurch die Eigenſchaften bezeichnen, welche ſich in dem höchſten Weſen vereinigen, oder auch das Mächtigſte aus allen Lebendigen in einen Körper auſammen werfen. Man nahm etwas von dem mächtigſten Vogel oder dem Adler, von dem mächtigſten wilden Thier oder dem Löwen, von

dem mächtigſten zahmen Thier oder dem Stier, und endlich von dem mächtigſten aller Thiere dem Menſchen. Beſonders wurde das Sinnbild des Stiers oder des Apis als das Emblem der Stärke gebraucht, um die Allmacht des höchſten Weſens zu bezeichnen, der Stier aber heiſst in der Urſprache Cherub.

Dieſe myſtiſchen Geſtalten, zu denen niemand als die Epopten den Schlüſſel hatten, gaben den Myſterien ſelbſt eine ſinnliche Auſſenſeite, die das Volk täuſchte, und ſelbſt mit dem Götzendienſt etwas gemein hatte. Der Aberglaube erhielt alſo durch das äuſserliche Gewand der Myſterien eine immerwährende Nahrung, während daſs man im Heiligthum ſelbſt ſeiner ſpottete.

Doch iſt es begreiflich, wie dieſer reine Deismus mit dem Götzendienſt verträglich zuſammenleben konnte, denn indem er ihn von innen ſtürzte, beförderte er ihn von auſſen. Dieſer Widerſpruch der Prie-

ſterreligion und der Volksreligion wurde bey den erſten Stiftern der Myſterien durch die Nothwendigkeit entſchuldigt; es ſchien unter zwey Uebeln das geringere zu ſeyn, weil mehr Hoffnung vorhanden war, die üblen Folgen der verhelten Wahrheit, als die ſchädlichen Wirkungen der zur Unzeit entdeckten Wahrheit zu hemmen. Wie ſich aber nach und nach unwürdige Mitglieder in den Kreis der Eingeweihten drängten, wie das Inſtitut von ſeiner erſten Reinheit verlohr, ſo machte man das, was Anfangs nur bloſse Nothhülfe geweſen, nehmlich das Geheimniſs, zum Zweck des Inſtituts, und anſtatt den Aberglauben allmählig zu reinigen und das Volk zur Aufnahme der Wahrheit geſchickt zu machen, ſuchte man ſeinen Vortheil darin, es immer mehr irre zu führen, und immer tiefer in den Aberglauben zu ſtürzen. Prieſterkünſte traten nun an die Stelle jener unſchuldigen lautern Abſichten, und eben das Inſtitut, welches Erkenntniſs des wahren und einigen Gottes erhalten, aufbewahren und mit Behutſamkeit verbreiten

ſollte, fieng an, das kräftigſte Beförderungsmittels des Gegentheils zu werden, und in eine eigentliche Schule des Götzendienſtes auszuarten. Hierophanten, um die Herrſchaft über die Gemüther nicht zu verlieren, und die Erwartung immer geſpannt zn halten, fanden es für gut, immer länger mit dem letzten Aufſchluſs, der alle falſchen Erwartungen auf immer aufheben muſste, zurück zu halten, und die Zugänge zu dem Heiligthum durch allerley theatraliſche Kunſtgriffe zu erſchweren. Zuletzt verlohr ſich der Schlüſſel zn den Hieroglyphen und geheimen Figuren ganz, und nun wurden dieſe für die Wahrheit ſelbſt genommen, die ſie anfänglich nur umhüllen ſollten.

Es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob die Erziehungsjahre des Moſes in die blühenden Zeiten des Inſtituts, oder in den Anfang ſeiner Verderbniſs fallen; wahrſcheinlich aber näherte es ſich damals ſchon ſeinem Verfalle, wie uns einige Spielereyen ſchlieſſen laſſen, die ihm der hebräiſche Geſetz-

geber abborgte, und einige weniger rühmliche Kunſtgriffe, die er in Ausübung brachte. Aber der Geiſt der erſten Stifter war noch nicht daraus verſchwunden, und die Lehre von der Einheit des Weltſchöpfers belohnte noch die Erwartung der Eingeweihten.

Dieſe Lehre, welche die entſchiedenſte Verachtung der Vielgötterey zu ihrer unausbleiblichen Folge hatte, verbunden mit der Unſterblichkeitslehre, welche man ſchwerlich davon trennte, war der reiche Schatz, den der junge Hebräer aus den Myſterien der Iſis herausbrachte. Zugleich wurde er darin mit den Naturkräften bekannter, die man damals auch zum Gegenſtand geheimer Wiſſenſchaften machte; welche Kenntniſſe ihn nachher in den Stand ſetzten, Wunder zu wirken, und im Beyſeyn des Pharao es mit ſeinen Lehrern ſelbſt oder den Zauberern aufzunehmen, die er in einigen ſogar übertraf. Sein künftiger Lebenslauf beweist, daſs er ein aufmerkſamer und fähiger Schüler

geweſen, und zu dem letzten höchſten Grad der Anſchauung gekommen war.

In eben dieſer Schule ſammelte er auch einen Schatz von Hieroglyphen, myſtiſchen Bildern und Ceremonien, wovon ſein erfinderiſcher Geiſt in der Folge Gebrauch machte. Er hatte das ganze Gebiet Egyptiſcher Weisheit durchwandert, das ganze Syſtem der Prieſter durchdacht, ſeine Gebrechen und Vorzüge, ſeine Stärke und Schwäche gegen einander abgewogen, und groſse wichtige Blicke in die Regierungskunſt dieſes Volks gethan.

Es iſt unbekannt, wie lange er in der Schule der Prieſter verweilte, aber ſein ſpäter politiſcher Auftritt, der erſt gegen ſein achtzigſtes Jahr erfolgte, macht es wahrſcheinlich, daſs er vielleicht zwanzig und mehrere Jahre dem Studium der Myſterien und des Staats gewidmet habe. Dieſer Aufenthalt bey den Prieſtern ſcheint ihn aber keinesweges von dem Umgang mit ſeinem Volk ausgeſchloſſen zu haben, und

er hatte Gelegenheit genug, ein Zeuge der Unmenſchlichkeit zu ſeyn, worunter es ſeufzen muſste.

Die Egyptiſche Erziehung hatte ſein Nationalgefühl nicht verdrängt. Die Miſshandlung ſeines Volks erinnerte ihn, daſs auch er ein Hebräer ſey, und ein gerechter Unwille grub ſich, ſo oft er es leiden ſah, tief in ſeinen Buſen. Je mehr er anfieng, ſich ſelbſt zu fühlen, deſto mehr muſste ihn die unwürdige Behandlung der Seinigen empören.

Einſt ſah er einen Hebräer unter den Streichen eines Egyptiſchen Frohnvogts miſshandelt; dieſer Anblick überwältigte ihn, er ermordete den Egypter. Bald wird die That ruchtbar, ſein Leben iſt in Gefahr, er muſs Egypten meiden, und flieht nach der arabiſchen Wüſte. Viele ſetzen dieſe Flucht in ſein vierzigſtes Lebensjahr, aber ohne alle Beweiſe. Uns iſt es genug zu wiſſen, daſs Moſes nicht ſehr jung mehr ſeyn konnte, als ſie erfolgte.

Mit dieſem Exilium beginnt eine neue Epoche ſeines Lebens, und wenn wir ſeinen künftigen politiſchen Auftritt in Egypten recht beurtheilen wollen, ſo müſſen wir ihn durch ſeine Einſamkeit in Arabien begleiten. Einen blutigen Haſs gegen die Unterdrücker ſeiner Nation, und alle Kenntniſſe, die er in den Myſterien geſchöpft hatte, trug er mit ſich in die Arabiſche Wüſte. Sein Geiſt war voll von Ideen und Entwürfen, ſein Herz voll Erbitterung, und nichts zerſtreute ihn in dieſer menſchenleeren Wüſte.

Die Urkunde läſst ihn die Schaafe eines Arabiſchen Beduinen Jethro hüten. — Dieſer tiefe Fall von allen ſeinen Ausſichten und Hoffnungen in Egypten zum Viehhirten in Arabien! vom künftigen Menſchenherrſcher zum Lohnknecht eines Nomaden! Wie ſchwer muſste er ſeine Seele verwunden!

In dem Kleid eines Hirten trägt er einen feurigen Regentengeiſt, einen raſtloſen Ehr-

Ehrgeitz mit ſich herum. Hier in dieſer romantiſchen Wüſte, wo ihm die Gegenwart nichts darbietet, ſucht er Hülfe bey der Vergangenheit und Zukunft, und beſpricht ſich mit ſeinen ſtillen Gedanken. Alle Scenen der Unterdrückung, die er ehemals mit angeſehen hatte, gehen jetzt in der Erinnerung an ihm vorüber, und nichts hinderte ſie jetzt, ihren Stachel tief in ſeine Seele zu drücken. Nichts iſt einer groſsen Seele unerträglicher, als Ungerechtigkeit zu dulden; dazu kommt, daſs es ſein eignes Volk iſt, welches leidet. Ein edler Stolz erwacht in ſeiner Bruſt, und ein heftiger Trieb zu handeln und ſich hervorzuthun geſellt ſich zu dieſem beleidigten Stolz.

Alles was er in langen Jahren geſammelt, alles was er ſchönes und groſses gedacht und entworfen hat, ſoll in dieſer Wüſte mit ihm ſterben, ſoll er umſonſt gedacht und entworfen haben? Dieſen Gedanken kann ſeine feurige Seele nicht aushalten. Er erhebt ſich über ſein Schick-

ſal, dieſe Wüſte ſoll nicht die Grenze ſeiner Thätigkeit werden, zu etwas groſsem hat ihn das hohe Weſen beſtimmt, das er in den Myſterien kennen lernte. Seine Phantaſie, durch Einſamkeit und Stille entzündet, ergreift was ihr am nächſten liegt, die Partey der Unterdrückten. Gleiche Empfindungen ſuchen einander, und der Unglückliche wird ſich am liebſten auf des Unglücklichen Seite ſchlagen. In Egypten wäre ein Egypter, ein Hierophant, ein Feldherr geworden; in Arabien wird er zum Ebräer. Groſs und herrlich ſteigt ſie auf vor ſeinem Geiſte, die Idee: „Ich „will dieſes Volk erlöſen.“

Aber welche Möglichkeit dieſen Entwurf auszuführen? unüberſehlich ſind die Hinderniſſe, die ſich ihm dabey aufdringen, und diejenigen, welche er bey ſeinem eigenen Volke ſelbſt zu bekämpfen hat, ſind bey weitem die ſchrecklichſten von allen. Da iſt weder Eintracht noch Zuverſicht, weder Selbſtgefühl noch Muth, weder Gemeingeiſt noch eine kühne Tha-

ten weckende Begeiſterung vorauszuſetzen; eine lange Sklaverey, ein 400 jähriges Elend, hat alle dieſe Empfindungen erſtickt. — Das Volk, an deſſen Spitze er treten ſoll, iſt dieſes kühnen Wageſtücks eben ſo wenig fähig als würdig. Von dieſem Volk ſelbſt kann er nichts erwarten, und doch kann er ohne dieſes Volk nichts ausrichten. Was bleibt ihm alſo übrig? Ehe er die Befreyung deſſelben unternimmt, muſs er damit anfangen, es dieſer Wohlthat fähig zu machen. Er muſs es wieder in die Menſchenrechte einſetzen, die es entäuſsert hat. Er muſs ihm die Eigenſchaften wieder geben, die eine lange Verwilderung in ihm erſtickt hat, das heiſst, muſs Hoffnung, Zuverſicht, Heldenmuth, Enthuſiasmus in ihm entzünden.

Aber dieſe Empfindungen können ſich nur auf ein (wahres oder täuſchendes) Gefühl eigener Kräfte ſtützen, und wo ſollen die Sklaven der Egypter dieſes Gefühl hernehmen? Geſetzt, daſs es ihm auch gelänge, ſie durch ſeine Beredſamkeit auf-

einen Augenblick fortzureiſsen — wird dieſe erkünſtelte Begeiſterung ſie nicht bey der erſten Gefahr im Stich laſſen? Werden ſie nicht muthloſer als jemals, in ihr Knechtsgefühl zurückfallen?

Hier kommt der Egyptiſche Prieſter und Staatskundige dem Hebräer zu Hülfe. Aus ſeinen Myſterien, aus ſeiner Prieſterſchule zu Heliopolis erinnert er ſich jetzt des wirkſamen Inſtruments, wodurch ein kleiner Prieſterorden Millionen roher Menſchen nach ſeinem Gefallen lenkte. Dieſes Inſtrument iſt kein andres, als das Vertrauen auf überirdiſchen Schutz, Glaube an übernatürliche Kräfte. Da er alſo in der ſichtbaren Welt, im natürlichen Lauf der Dinge nichts entdeckt, wodurch er ſeiner unterdrückten Nation Muth machen könnte, da er ihr Vertrauen an nichts irdiſches anknüpfen kann, ſo knüpft er es an den Himmel. Da er die Hoffnung aufgiebt, ihr das Gefühl eigner Kräfte zu geben, ſo hat er nichts zu thun, als ihr einen Gott zuzuführen, der dieſe Kräfte be-

ſitzt. Gelingt es ihm, ihr Vertrauen zu dieſem Gott einzuflöſsen, ſo hat er ſie ſtark gemacht und kühn, und das Vertrauen auf dieſen höhern Arm iſt die Flamme, an der es ihm gelingen muſs, alle andre Tugenden und Kräfte zu entzünden. Kann er ſich ſeinen Mitbrüdern als das Organ und den Geſandten dieſes Gottes legitiniren, ſo ſind ſie ein Ball in ſeinen Händen, er kann ſie leiten, wie er will. Aber nun fragt ſichs: Welchen Gott ſoll er ihnen verkündigen, und wodurch kann er ihm Glauben bey ihnen verſchaffen?

Soll er ihnen den wahren Gott, den Demiurgos, oder den Jao, verkündigen, an den er ſelbſt glaubt, den er in den Myſterien kennen gelernt hat?

Wie könnte er einem unwiſſenden Sklavenpöbel, wie ſeine Nation iſt, auch nur von ferne Sinn für eine Wahrheit zutraun, die das Erbtheil weniger Egyptiſchen Weiſen iſt, und ſchon einen hohen Grad von Erleuchtung vorausſetzt, um be-

griffen zu werden? Wie könnte er ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln, daſs der Auswurf Egyptens etwas verſtehen würde, was von den Beſten dieſes Landes nur die wenigſten faſsten?

Aber geſetzt, es gelänge ihm auch, den Ebräern die Kenntniſs des wahren Gottes zu verſchaffen — ſo konnten ſie dieſen Gott in ihrer Lage nicht einmal brauchen, und die Erkenntniſs deſſelben würde ſeinen Entwurf vielmehr untergraben, als befördert haben. Der wahre Gott bekümmerte ſich um die Ebräer ja nicht mehr als um irgend ein andres Volk. — Der wahre Gott konnte nicht für ſie kämpfen, ihnen zu Gefallen die Geſetze der Natur nicht umſtürzen. — Er lieſs ſie ihre Sache mit den Egyptern ausfechten und mengte ſich durch kein Wunder in ihren Streit, wozu ſollte ihnen alſo dieſer?

Soll er ihnen einen falſchen und fabelhaften Gott verkündigen, gegen welchen ſich doch ſeine Vernunft empört, den ihm

die Myſterien verhaſst gemacht haben? Dazu iſt ſein Verſtand ſo ſehr erleuchtet, ſein Herz zu aufrichtig und zu edel. Auf eine Lüge will er ſeine wohlthätige Unternehmung nicht gründen. Die Begeiſterung, die ihn jetzt beſeelt, würde ihm ihr wohlthätiges Feuer zu einem Betrug nicht borgen, und zu einer ſo verächtlichen Rolle, die ſeinen innern Ueberzeugungen ſo ſehr widerſpräche, würde es ihm bald an Muth, an Freude, an Beharrlichkeit gebrechen. Er will die Wohlthat vollkommen machen, die er auf dem Wege iſt ſeinem Volk zu erweiſen; er will ſie nicht bloſs unabhängig und frey, auch glücklich will er ſie machen und erleuchten. Er will ſein Werk für die Ewigkeit gründen.

Alſo darf es nicht auf Betrug — es muſs auf Wahrheit gegründet ſeyn. Wie vereinigt er aber dieſe Widerſprüche? Den wahren Gott kann er den Hebräern nicht verkündigen, weil ſie unfähig ſind ihn zu faſſen; einen fabelhaften will er ihnen nicht verkündigen, weil er dieſe widrige

Rolle verachtet. Es bleibt ihm alſo nichts übrig, als ihnen ſeinen wahren Gott auf eine fabelhafte Art zu verkündigen.

Jetzt prüft er alſo ſeine Vernunftreligion, und unterſucht, was er ihr geben und nehmen muſs, um ihr eine günſtige Aufnahme bey ſeinen Hebräern zu verſichern. Er ſteigt in ihre Lage, in ihre Beſchränkung, in ihre Seele hinunter, und ſpäht da die verborgenen Fäden aus, an die er ſeine Wahrheit anknüpfen könnte.

Er legt alſo ſeinem Gott diejenigen Eigenſchaften bey, welche die Faſſungskraft der Hebräer und ihr jetziges Bedürfniſs eben jetzt von ihm fodern. Er paſst ſeinen Iao dem Volke an, dem er ihn verkündigen will, er paſst ihn den Umſtänden an, unter welchen er ihn verkündigt, und ſo entſteht ſein Jehovah.

In den Gemüthern ſeines Volks findet er zwar Glauben an göttliche Dinge, aber

dieſer Glaube iſt in den roheſten Aberglauben ausgeartet. Dieſen Aberglauben muſs er ausrotten, aber den Glauben muſs er erhalten. Er muſs ihn bloſs von ſeinem jetzigen unwürdigen Gegenſtand ablöſen, und ſeiner neuen Gottheit zuwenden. Der Aberglaube ſelbſt giebt ihm die Mittel dazu in die Hände. Nach dem allgemeinen Wahn jener Zeiten ſtand jedes Volk unter dem Schutze einer beſondern Nationalgottheit, und es ſchmeichelte dem Nationalſtolz, dieſe Gottheit über die Götter aller andern Völker zu ſetzen. Dieſen letztern wurde aber darum keineswegs die Gottheit abgeſprochen; ſie wurde gleichfalls anerkannt, nur über den Nationalgott durften ſie ſich nicht erheben. An dieſen Irrthum knüpfte Moſes ſeine Wahrheit an. Er machte den Demiurgos in den Myſterien zum Nationalgott der Hebräer, aber er gieng noch einen Schritt weiter.

Er begnügte ſich nicht bloſs, dieſen Nationalgott zum mächtigſten aller Götter zu machen, ſondern er machte ihn zum

Einzigen, und ſtürzte alle Götter um ihn her in ihr Nichts zurück. Er ſchenkte ihn zwar den Hebräern zum Eigenthum, um ſich ihrer Vorſtellungsart zu bequemen, aber zugleich unterwarf er ihm alle andern Völker und alle Kräfte der Natur. So rettete er in dem Bild, worin er ihn den Hebräern vorſtellte, die zwey wichtigſten Eigenſchaften ſeines wahren Gottes, die Einheit und die Allmacht, und machte ſie wirkſamer in dieſer menſchlichen Hülle.

Der eitle kindiſche Stolz, die Gottheit ausſchlieſsend beſitzen zu wollen, muſste nun zum Vortheil der Wahrheit geſchäftig ſeyn, und ſeiner Lehre vom Einigen Gott Eingang verſchaffen. Freylich iſt es nur ein neuer Irrglaube, wodurch er den alten ſtürzt, aber dieſer neue Irrglaube iſt der Wahrheit ſchon um vieles näher als derjenige, den er verdrängte; und dieſer kleine Zuſatz von Irrthum iſt es im Grunde allein, wodurch ſeine Wahrheit ihr Glück macht, und alles was er dabey gewinnt, dankt er dieſem vorhergeſehenen Miſsverſtändniſs

ſeiner Lehre. Was hätten ſeine Hebräer mit einem philoſophiſchen Gott machen können? Mit dieſem Nationalgott hingegen muſs er Wunderdinge bey ihnen ausrichten. — Man denke ſich einmal in die Lage der Hebräer. Unwiſſend wie ſie ſind, meſſen ſie die Stärke der Götter nach dem Glück der Völker ab, die in ihrem Schutze ſtehen. Verlaſſen und unterdrückt von Menſchen, glauben ſie ſich auch von allen Göttern vergeſſen; eben das Verhältniſs, das ſie ſelbſt gegen die Egypter haben, muſs nach ihren Begriffen auch ihr Gott gegen die Götter der Egypter haben; er iſt alſo ein kleines Licht neben dieſen, oder ſie zweifeln gar, ob ſie wirklich einen haben. Auf einmal wird ihnen verkündigt, daſs ſie auch einen Beſchützer im Sternenkreis haben, und daſs dieſer Beſchützer erwacht ſey aus ſeiner Ruhe, daſs er ſich umgürte und aufmache, gegen ihre Feinde groſse Thaten zu verrichten.

Dieſe Verkündigung Gottes iſt nun mehr dem Ruf eines Feldherrn gleich, ſich

unter ſeine ſiegreiche Fahne zu begeben. Giebt nun dieſer Feldherr zugleich auch Proben ſeiner Stärke, oder kennen ſie ihn gar noch aus alten Zeiten her, ſo reiſst der Schwindel der Begeiſterung auch den Furchtſamſten dahin, und auch dieſes brachte Moſes in Rechnung bey ſeinem Entwurfe.

Das Geſpräch, welches er mit der Erſcheinung in dem brennenden Dornbuſch hält, legt uns die Zweifel vor, die er ſich ſelbſt aufgeworfen, und auch die Art und Weiſe, wie er ſich ſolche beantwortet hat. Wird meine unglückliche Nation Vertrauen zu einem Gott gewinnen, der ſie ſo lange vernachläſsigt hat, der jetzt auf einmal wie aus den Wolken fällt, deſſen Nahmen ſie nicht einmal nennen hörte — der ſchon Jahrhunderte lang ein müſsiger Zuſchauer der Miſshandlung war, die ſie von ihren Unterdrückern erleiden muſste? Wird ſie nicht vielmehr den Gott ihrer glücklichen Feinde für den Mächtigern halten? Dieſs war der nächſte Gedanke, der in dem neuen

Propheten jetzt aufſteigen muſste. Wie hebt er aber nun dieſe Bedenklichkeit? Er macht ſeinen Jao zum Gott ihrer Väter, er knüpft ihn alſo an ihre alte Volksſagen an, und verwandelt ihn dadurch in einen einheimiſchen, in einen alten und wohlbekannten Gott. Aber um zu zeigen, daſs er den wahren und einzigen Gott darunter meine, um aller Verwechslung mit irgend einem Geſchöpf des Aberglaubens vorzubeugen, um gar keinem Miſsverſtändniſs Raum zu geben, giebt er ihm den heiligen Nahmen, den er wirklich in den Myſterien führt. Ich werde ſeyn, der ich ſeyn werde. Sage zu dem Volk Iſrael, legt er ihm in den Mund, ich werde ſeyn, der hat mich zu euch geſendet.

In den Myſterien führte die Gottheit wirklich dieſen Nahmen. Dieſer Nahme muſste aber dem dummen Volk der Hebräer durchaus unverſtändlich ſeyn. Sie konnten ſich unmöglich etwas dabey denken, und Moſes hätte alſo mit einem andern Nahmen weit mehr Glück machen können;

aber er wollte ſich lieber dieſem Uebelſtand ausſetzen, als einen Gedanken aufgeben, woran ihm alles lag, und dieſer war: Die Hebräer wirklich mit dem Gott, den man in den Myſterien der Iſis lehrte, bekannt zu machen. Da es ziemlich ausgemacht iſt, daſs die Egyptiſchen Myſterien ſchon lange geblüht haben, ehe Jehovah dem Moſes in dem Dornbuſch erſchien, ſo iſt es wirklich auffallend, daſs er ſich gerade denſelben Nahmen giebt, den er vorher in den Myſterien der Iſis führte.

Es war aber noch nicht genug, daſs ſich Jehovah den Hebräern als einen bekannten Gott, als den Gott ihrer Väter ankündigte; er muſste ſich auch als einen mächtigen Gott legitimiren, wenn ſie anders Herz zu ihm faſſen ſollten; und dieſs war um ſo nöthiger, da ihnen ihr bisheriges Schickſal in Egypten eben keine groſse Meynung von ihrem Beſchützer geben konnte. Da er ſich ferner bey ihnen nur durch einen dritten einführte, ſo muſste er ſeine Kraft auf dieſen legen, und ihn durch auſseror-

deutliche Handlungen in den Stand ſetzen, ſowohl ſeine Sendung ſelbſt, als die Macht und Gröſse deſſen, der ihn ſandte, darzuthun.

Wollte alſo Moſes ſeine Sendung rechtfertigen, ſo muſste er ſie durch Wunderthaten unterſtützen. Daſs er dieſe Thaten wirklich verrichtet habe, iſt wohl kein Zweifel. Wie er ſie verrichtet habe und wie man ſie überhaupt zu verſtehen habe, überläſst man dem Nachdenken eines jeden.

Die Erzählung endlich, in welche Moſes ſeine Sendung kleidet, hat alle Requiſite, die ſie haben muſste, um den Hebräern Glauben daran einzuflöſsen, und dieſs war alles, was ſie ſollte — bey uns braucht ſie dieſe Wirkung nicht mehr zu haben. Wir wiſſen jetzt zum Beyſpiel, daſs es dem Schöpfer der Welt, wenn er ſich je entſchlieſsen ſollte, einem Menſchen in Feuer oder in Wind zu erſcheinen, gleichgültig ſeyn könnte, ob man baarfuſs oder nicht baarfuſs vor ihm erſchiene. — Moſes

aber legt ſeinem Jehovah den Befehl in den Mund, daſs er die Schuhe von den Füſsen ziehen ſolle; denn er wuſste ſehr gut, daſs er dem Begriffe der göttlichen Heiligkeit bey ſeinen Hebräern durch ein ſinnliches Zeichen zu Hülfe kommen müſſe — und ein ſolches Zeichen hatte er aus den Einweihungsceremonien noch behalten.

So bedachte er ohne Zweifel auch, daſs z. B. ſeine ſchwere Zunge ihm hinderlich ſeyn könnte — er kam alſo dieſem Uebelſtand zuvor, er legte die Einwürfe, die er zu fürchten hatte, ſchon in ſeine Erzählung, und Jehovah ſelbſt muſste ſie heben. Er unterzieht ſich ferner ſeiner Sendung nur nach einem langen Widerſtand — deſto mehr Gewicht muſste alſo in den Befehl Gottes gelegt werden, der ihm dieſe Sendung abnöthigte. Ueberhaupt wählt er das am ausführlichſten und am individuellſten aus, in ſeiner Erzählung, was den Israeliten ſo wie uns, am allerſchwerſten eingehen muſste zu glauben, und es iſt

kein

kein Zweifel, daſs er ſeine guten Gründe dazu gehabt hatte.

Wenn wir das bisherige kurz zuſammenfaſſen, was war eigentlich der Plan, den Moſes in der arabiſchen Wüſte ausdachte?

Er wollte das israelitiſche Volk aus Egypten führen, und ihm zum Beſitz der Unabhängigkeit und einer Staatsverfaſſung in einem eigenen Lande helfen. Weil er aber die Schwierigkeiten recht gut kannte, die ſich ihm bey dieſem Unternehmen entgegenſtellen würden, weil er wuſste, daſs auf die eigenen Kräfte dieſes Volks ſo lange nicht zu rechnen ſey, bis man ihm Selbſtvertrauen, Muth, Hoffnung und Begeiſterung gegeben, weil er voraus ſah, daſs ſeine Beredsamkeit auf den zu Boden gedrückten Sklavenſinn der Hebräer gar nicht wirken würde, ſo begriff er, daſs er ihnen einen höhern, einen überirdiſchen Schutz ankündigen müſſe, daſs er ſie gleichſam unter die Fahne eines göttlichen Feldherrn verſammeln müſſe.

Er giebt ihnen alſo einen Gott, um ſie fürs erſte aus Egypten zu befreyen. Weil es aber damit noch nicht gethan iſt, weil er ihnen für das Land, das er ihnen nimmt, ein andres geben muſs, und weil ſie dieſes andre erſt mit gewaffneter Hand erobern und ſich darin erhalten müſſen, ſo iſt nöthig, daſs er ihre vereinigten Kräfte in einem Staatskörper zuſammenhalte, ſo muſs er ihnen alſo Geſetze und eine Verfaſſung geben.

Als ein Prieſter und Staatsmann aber weiſs er, daſs die ſtärkſte und unentbehrlichſte Stütze aller Verfaſſung Religion iſt; er muſs alſo den Gott, den er ihnen anfänglich nur zur Befreyung aus Egypten, als einen bloſsen Feldherrn gegeben hat, auch bey der bevorſtehenden Geſetzgebung brauchen; er muſs ihn alſo auch gleich ſo ankündigen, wie er ihn nachher gebrauchen will. Zur Geſetzgebung und zur Grundlage des Staats braucht er aber den wahren Gott, denn er iſt ein groſser und edler Menſch, der ein Werk, das dauern

ſoll, nicht auf eine Lüge gründen kann. Er will die Hebräer durch die Verfaſſung, die er ihnen zugedacht hat, in der That glücklich und dauernd glücklich machen, und dieſes kann nur dadurch geſchehen, daſs er ſeine Geſetzgebung auf Wahrheit gründet. Für dieſe Wahrheit ſind aber ihre Verſtandskräfte noch zu ſtumpf; er kann ſie alſo nicht auf dem reinen Weg der Vernunft in ihre Seele bringen. Da er ſie nicht überzeugen kann, ſo muſs er ſie überreden, hinreiſsen, beſtechen. Er muſs alſo dem wahren Gott, den er ihnen angekündigt, Eigenſchaften geben, die ihn den ſchwachen Köpfen faſslich und empfehlungswürdig machen; er muſs ihm ein heidniſches Gewand umhüllen, und muſs zufrieden ſeyn, wenn ſie an ſeinem wahren Gott gerade nur dieſes Heidniſche ſchätzen, und auch das Wahre bloſs auf eine heidniſche Art aufnehmen. Und dadurch gewinnt er ſchon unendlich, er gewinnt — daſs der Grund ſeiner Geſetzgebung wahr iſt, daſs alſo ein künftiger Reformator die Grundverfaſſung nicht einzu-

ſtürzen braucht, wenn er die Begriffe verbeſſert, welches bey allen falſchen Religionen die unausbleibliche Folge iſt, ſobald die Fackel der Vernunft ſie beleuchtet.

Alle andre Staaten jener Zeit und auch der folgenden Zeiten ſind auf Betrug und Irrthum, auf Vielgötterey, gegründet, obgleich, wie wir geſehen haben, in Egypten ein kleiner Zirkel war, der richtige Begriffe von dem höchſten Weſen hegte. Moſes, der ſelbſt aus dieſem Zirkel iſt, und nur dieſem Zirkel ſeine beſſere Idee von dem höchſten Weſen zu danken hat. Moſes iſt der Erſte, der es wagt, dieſes geheimgehaltene Reſultat der Myſterien nicht nur laut, ſondern ſogar zur Grundlage eines Staats zu machen. Er wird alſo, zum Beſten der Welt und der Nachwelt, ein Verräther der Myſterien, und läſst eine ganze Nation an einer Wahrheit Theil nehmen, die bis jetzt nur das Eigenthum weniger Weiſen war. Freylich konnte er ſeinen Hebräern mit dieſer neuen Religion nicht auch zugleich den Verſtand mitgeben.

ſie zu faſſen, und darin hatten die Egyptiſchen Epopten einen groſsen Vorzug vor ihnen voraus. Die Epopten erkannten die Wahrheit durch ihre Vernunft, die Hebräer konnten höchſtens nur blind daran glauben *).

*) Ich muſs die Leſer dieſes Aufſatzes auf eine Schrift von ähnlichem Inhalt: Ueber die älteſten Hebräiſchen Myſterien von Br Decius: verweiſen, welche einen berühmten und verdienſtvollen Schriftſteller zum Verfaſſer hat, und woraus ich verſchiedene der hier zum Grund gelegten Ideen und Daten genommen habe.

II.

Was heifst und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte?

Eine akademiſche Antrittsrede.

Erfreuend und ehrenvoll iſt mir der Auftrag, meine h. H. H., an Ihrer Seite künftig ein Feld zu durchwandern, das dem denkenden Betrachter ſo viele Gegenſtände des Unterrichts, dem thätigen Weltmann ſo herrliche Muſter zur Nachahmung, dem Philoſophen ſo wichtige Aufſchlüſſe, und jedem ohne Unterſchied ſo reiche Quellen des edelſten Vergnügens eröffnet — das groſse weite Feld der allgemeinen Geſchichte. Der Anblick ſo vieler vortreflichen jungen Männer, die eine edle Wifsbegierde

um mich her verſammelt, und in deren Mitte ſchon manches wirkſame Genie für das kommende Zeitalter aufblüht, macht mir meine Pflicht zum Vergnügen, läſst mich aber auch die Strenge und Wichtigker derſelben in ihrem ganzen Umfang empfinden. Je gröſser das Geſchenk iſt, das ich Ihnen zu übergeben habe — und was hat der Menſch dem Menſchen gröſseres zu geben, als Wahrheit? — deſto mehr muſs ich Sorge tragen, daſs ſich der Werth deſſelben unter meiner Hand nicht verringere. Je lebendiger und reiner ihr Geiſt in dieſer glücklichſten Epoche ſeines Wirkens empfängt, und je raſcher ſich ihre jugendlichen Gefühle entflammen, deſto mehr Aufforderung für mich zu verhüten, daſs ſich dieſer Enthuſiasmus, den die Wahrheit allein das Recht hat zu erwecken, an Betrug und Täuſchung nicht unwürdig verſchwende.

Fruchtbar und weit umfaſſend iſt das Gebiet der Geſchichte; in ihrem Kreiſe liegt die ganze moraliſche Welt. Durch

alle Zuſtände, die der Menſch erlebte, durch alle abwechſelnde Geſtalten der Meinung, durch ſeine Thorheit und ſeine Weisheit, ſeine Verſchlimmerung und ſeine Veredlung, begleitet ſie ihn, von allem was er ſich nahm und gab, muſs ſie Rechenſchaft ablegen. Es iſt keiner unter Ihnen allen, dem Geſchichte nicht etwas wichtiges zu ſagen hätte; allè noch ſo verſchiedene Bahnen Ihrer künftigen Beſtimmung verknüpfen ſich irgendwo mit derſelben; aber eine Beſtimmung theilen Sie alle auf gleiche Weiſe mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — ſich als Menſchen auszubilden — und zu dem Menſchen eben redet die Geſchichte.

Ehe ich es aber unternehmen kann, meine H. H., Ihre Erwartungen von dieſem Gegenſtande Ihres Fleiſses genauer zu beſtimmen, und die Verbindung anzugeben, worin derſelbe mit dem eigentlichen Zweck Ihrer ſo verſchiedenen Studien ſteht, wird es nicht überflüſſig ſeyn, mich

über dieſen Zweck Ihrer Studien ſelbſt vorher mit Ihnen einzuverſtehen. Eine vorläufige Berichtigung dieſer Frage, welche mir paſſend und würdig genug ſcheint, unſre künftige akademiſche Verbindung zu eröffnen, wird mich in den Stand ſetzen, Ihre Aufmerkſamkeit ſogleich auf die würdigſte Seite der Weltgeſchichte hinzuweiſen.

Anders iſt der Studierplan, den ſich der Brodgelehrte, anders derjenige, den der philoſophiſche Kopf ſich vorzeichnet. Jener, dem es bey ſeinem Fleiſs einzig und allein darum zu thun iſt, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vortheile deſſelben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte ſeines Geiſtes in Bewegung ſetzt, um dadurch ſeinen ſinnlichen Zuſtand zu verbeſſern und eine kleinliche Ruhmſucht zu befriedigen, ein ſolcher wird beym Eintritt in ſeine akademiſche Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wiſſenſchaften, die er Brodſtudien nennt,

von allen übrigen, die den Geiſt nur als Geiſt vergnügen, auf das ſorgfältigſte abzuſondern. Alle Zeit, die er dieſen letztern widmete, würde er ſeinem künftigen Berufe zu entziehen glauben, und ſich dieſen Raub nie vergeben. Seinen ganzen Fleifs wird er nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn ſeines Schickſals an ihn gemacht werden, und alles gethan zu haben glauben, wenn er ſich fähig gemacht hat, dieſe Inſtanz nicht zu fürchten. Hat er ſeinen Curſus durchlaufen und das Ziel ſeiner Wünſche erreicht, ſo entläſst er ſeine Führerinnen — denn wozu noch weiter ſie bemühen? Seine gröſste Angelegenheit iſt jetzt, die zuſammengehäuften Gedächtnifsſchätze zur Schau zu tragen, und ja zu verhüten, daſs ſie in ihrem Werthe nicht ſinken. Jede Erweiterung ſeiner Brodwiſſenſchaft beunruhigt ihn, weil ſie ihm neue Arbeit zuſendet, oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung ſchreckt ihn auf, denn ſie zerbricht die alte Schulform, die er ſich ſo mühſam zu eigen machte, ſie

ſetzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit ſeines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geſchrieen, als der Haufe der Brodgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wiſſens mehr auf, als eben dieſe? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wiſſenſchaft es ſey, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit ſichtbar; ſie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil ſie bey dem Schulſyſtem, das ſie vertheidigen, zugleich für ihr ganzes Daſeyn fechten. Darum kein unverſöhnlicherer Feind, kein neidiſcherer Amtsgehülfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher, als der Brodgelehrte. Je weniger ſeine Kenntniſſe durch ſich ſelbſt ihn belohnen, deſto gröſsere Vergeltung heiſcht er von aufsen; für das Verdienſt der Handarbeiter und das Verdienſt der Geiſter hat er nur Einen Maafsſtab, die Mühe. Darum hört man niemand über Undank mehr klagen, als den Brodgelehrten; nicht bey ſeinen Gedankenſchätzen ſucht er ſeinen Lohn, ſeinen

Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenstellen, von Versorgung. Schlägt ihm dieses fehl, wer ist unglücklicher als der Brodgelehrte? Er hat umsonst gelebt, gewacht, gearbeitet; er hat umsonst nach Wahrheit geforscht, wenn sich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürstengunst verwandelt.

Beklagenswerther Mensch, der mit dem edelsten aller Werkzeuge, mit Wissenschaft und Kunst, nichts höheres will und ausrichtet, als der Taglöhner mit dem schlechtesten! der im Reiche der vollkommensten Freiheit eine Sklavenseele mit sich herum trägt! — Noch beklagenswerther aber ist der junge Mann von Genie, dessen natürlich schöner Gang durch schädliche Lehren und Muster auf diesen traurigen Abweg verlenkt wird, der sich überreden liefs, für seinen künftigen Beruf mit dieser kümmerlichen Genauigkeit zu sammeln. Bald wird seine Berufswissenschaft als ein Stückwerk ihn anekeln; Wünsche werden in ihm aufwachen, die sie nicht zu befriedigen vermag, sein Genie wird sich gegen

ſeine Beſtimmung auflehnen. Als Bruchſtück erſcheint ihm jetzt alles was er thut, er ſieht keinen Zweck ſeines Wirkens, und doch kann er Zweckloſigkeit nicht ertragen. Das Mühſelige, das Geringfügige in ſeinen Berufsgeſchäften drückt ihn zu Boden, weil er ihm den frohen Muth nicht entgegen ſetzen kann, der nur die helle Einſicht, nur die geahndete Vollendung begleitet. Er fühlt ſich abgeſchnitten, herausgeriſſen aus dem Zuſammenhang der Dinge, weil er unterlaſſen hat, ſeine Thätigkeit an das groſse Ganze der Welt anzuſchlieſsen. Dem Rechtsgelehrten entleidet ſeine Rechtswiſſenſchaft, ſobald der Schimmer beſſerer Kultur ihre Blöſsen ihm beleuchtet, anſtatt daſs er jetzt ſtreben ſollte, ein neuer Schöpfer derſelben zu ſeyn, und den entdeckten Mangel aus innerer Fülle zu verbeſſern. Der Arzt entzweyet ſich mit ſeinem Beruf, ſobald ihm wichtige Fehlſchläge die Unzuverläſsigkeit ſeiner Syſteme zeigen; der Theolog verliert die Achtung für den Seinigen, ſobald ſein Glaube an die Unfehlbarkeit ſeines Lehrgebäudes wankt.

Wie ganz anders verhält fich der philofophifche Kopf! — Eben fo forgfältig, als der Brodgelehrte feine Wiffenfchaft von allen übrigen abfondert, beftrebt fich jener ihr Gebiet zu erweitern, und ihren Bund mit den übrigen wieder herzuftellen — herzuftellen, fage ich, denn nur der abftrahirende Verftand hat jene Grenzen gemacht, hat jene Wiffenfchaften von einander gefchieden. Wo der Brodgelehrte trennt, vereinigt der philofophifche Geift. Frühe hat er fich überzeugt, dafs im Gebiete des Verftandes, wie in der Sinnenwelt, alles in einander greife, und fein reger Trieb nach Uebereinftimmung kann fich mit Bruchftücken nicht begnügen. Alle feine Beftrebungen find auf Vollendung feines Gewiffens gerichtet; feine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle feine Begriffe zu einem harmonifchen Ganzen fich geordnet haben, bis er im Mittelpunkt feiner Kunft, feiner Wiffenfchaft fteht, und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überfchauet. Neue Entdeckungen im Kreife feiner Thätigkeit, die den Brod-

gelehrten niederſchlagen, entzücken den philoſophiſchen Geiſt. Vielleicht füllen ſie eine Lücke, die das werdende Ganze ſeiner Begriffe noch verunſtaltet hatte, oder ſetzen den letzten noch fehlenden Stein an ſein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten ſie es aber auch zertrümmern, ſollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerſcheinung, ein neu entdecktes Geſetz in der Körperwelt, den ganzen Bau ſeiner Wiſſenſchaft umſtürzen: ſo hat er die Wahrheit immer mehr geliebt als ſein Syſtem, und gerne wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuern und ſchönern vertauſchen. Ja, wenn kein Streich von aufsen ſein Ideengebäude erſchüttert, ſo iſt er ſelbſt, von einem ewig wirkſamen Trieb nach Verbeſſerung gezwungen, er ſelbſt iſt der Erſte, der es unbefriedigt auseinander legt, um es vollkommener wieder herzuſtellen. Durch immer neue und immer ſchönere Gedankenformen ſchreitet der philoſophiſche Geiſt zu höherer Vortrefflichkeit fort, wenn der Brodgelehrte in ewigem Geiſtesſtillſtand

das unfruchtbare Einerley seiner Schulbegriffe hütet.

Kein gerechterer Beurtheiler fremden Verdiensts, als der philosophische Kopf. Scharfsichtig und erfinderisch genug, um jede Thätigkeit zu nutzen, ist er auch billig genug, den Urheber auch der kleinsten zu ehren. Für ihn arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten gegen den Brodgelehrten. Jener weifs alles, was um ihn geschiehet und gedacht wird, in sein Eigenthum zu verwandeln — zwischen denkenden Köpfen gilt eine innige Gemeinschaft aller Güter des Geistes; was Einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er Allen erworben — Der Brodgelehrte verzäunet sich gegen alle seine Nachbarn, denen er neidisch Licht und Sonne misgönnt, und bewacht mit Sorge die baufällige Schranke, die ihn nur schwach gegen die siegende Vernunft vertheidigt. Zu allem, was der Brodgelehrte unternimmt, mufs er Reiz und Aufmunterung von aufsen her borgen: der philosophische Geist findet in seinem Gegenstand,

in

in ſeinem Fleiſse ſelbſt, Reiz und Belohnung. Wie viel begeiſterter kann er ſein Werk angreifen, wie viel lebendiger wird ſein Eifer, wie viel ausdauernder ſein Muth und ſeine Thätigkeit ſeyn, da bey ihm die Arbeit ſich durch die Arbeit verjünget. Das Kleine ſelbſt gewinnt Gröſse unter ſeiner ſchöpferiſchen Hand, da er dabey immer das Groſse im Auge hat, dem es dienet, wenn der Brodgelehrte in dem Groſsen ſelbſt nur das Kleine ſieht. Nicht was er treibt, ſondern wie er das, was er treibt, behandelt, unterſcheidet den philoſophiſchen Geiſt. Wo er auch ſtehe und wirke, er ſteht immer im Mittelpunkt des Ganzen; und ſo weit ihn auch das Objekt ſeines Wirkens von ſeinen übrigen Brüdern entferne, er iſt ihnen verwandt und nahe durch einen harmoniſch wirkenden Verſtand, er begegnet ihnen wo alle helle Köpfe einander finden.

Soll ich dieſe Schilderung noch weiter fortführen, oder darf ich hoffen, daſs es bereits bey Ihnen entſchieden ſey, welches von den beyden Gemählden, die ich Ihnen

hier vorgehalten habe, Sie Sich zum Muſter nehmen wollen? Von der Wahl, die Sie zwiſchen beyden getroffen haben, hängt es ab, ob Ihnen das Studium der Univerſalgeſchichte empfohlen oder erlaſſen werden kann. Mit dem Zweyten allein habe ich es zu thun; denn bey dem Beſtreben, ſich dem Erſten nützlich zu machen, möchte ſich die Wiſſenſchaft ſelbſt allzuweit von ihrem höhern Endzweck entfernen, und einen kleinen Gewinn mit einem zu groſsen Opfer erkaufen.

Ueber den Geſichtspunkt mit Ihnen einig, aus welchem der Werth einer Wiſſenſchaft zu beſtimmen iſt, kann ich mich dem Begriff der Univerſalgeſchichte ſelbſt, dem Gegenſtand der heutigen Vorleſung, nähern.

Die Entdeckungen, welche unſre Europäiſchen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küſten gemacht haben, geben uns ein eben ſo lehrreiches als unterhaltendes Schauſpiel. Sie zeigen uns Völ-

kerſchaften, die auf den mannichfaltigſten Stufen der Bildung um uns herum gelagert ſind, wie Kinder verſchiedenen Alters um einen Erwachſenen herumſtehen, und durch ihr Beyſpiel ihm in Erinnerung bringen, was er ſelbſt vormals geweſen, und wovon er ausgegangen iſt. Eine weiſe Hand ſcheint uns dieſe rohen Völkerſtämme bis auf den Zeitpunkt aufgeſpart zu haben, wo wir in unſrer eignen Kultur weit genug würden fortgeſchritten ſeyn, um von dieſer Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns ſelbſt zu machen, und den verlornen Anfang unſers Geſchlechts aus dieſem Spiegel wieder herzuſtellen. Wie beſchämend und traurig aber iſt das Bild, das uns dieſe Völker von unſerer Kindheit geben! und doch iſt es nicht einmal die erſte Stufe mehr, auf der wir ſie erblicken. Der Menſch fieng noch verächtlicher an. Wir finden jene doch ſchon als Völker, als politiſche Körper: aber der Menſch muſste ſich erſt durch eine auſserordentliche Anſtrengung zur politiſchen Geſellſchaft erheben.

Was erzählen uns die Reifebefchreiber nun von diefen Wilden? Manche fanden fie ohne Bekanntfchaft mit den unentbehrlichften Künften, ohne das Eifen, ohne den Pflug, einige fogar ohne den Befitz des Feuers. Manche rangen noch mit wilden Thieren um Speife und Wohnung; bey vielen hatte fich die Sprache noch kaum von thierifchen Tönen zu verftändlichen Zeichen erhoben. Hier war nicht einmal das fo einfache Band der Ehe, dort noch keine Kenntnifs des Eigenthums; hier konnte die fchlaffe Seele noch nicht einmal eine Erfahrung feft halten, die fie doch täglich wiederholte; forglos fah man den Wilden das Lager hingeben, worauf er heute fchlief, weil ihm nicht einfiel, dafs er morgen wieder fchlafen würde. Krieg hingegen war bey allen, und das Fleifch des überwundenen Feindes nicht felten der Preis des Sieges. Bey andern, die mit mehrern Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, fchon eine höhere Stufe der Bildung erftiegen hatten, zeigten Knechtfchaft und Defpotismus ein fchauderhaftes

Bild. Dort ſah man einen Deſpoten Afrikas ſeine Unterthanen für einen Schluck Brandwein verhandeln: — hier wurden ſie auf ſeinem Grab abgeſchlachtet, ihm in der Unterwelt zu dienen. Dort wirft ſich die fromme Einfalt vor einem lächerlichen Fetiſch, und hier vor einem grauſenvollen Scheuſal nieder; in ſeinen Göttern mahlt ſich der Menſch. So tief ihn dort Sklaverey, Dummheit und Aberglauben niederbeugen, ſo elend iſt er hier durch das andre Extrem geſetzloſer Freyheit. Immer zum Angriff und zur Vertheidigung gerüſtet, von jedem Geräuſch aufgeſcheucht, reckt der Wilde ſein ſcheues Ohr in die Wüſte; Feind heiſst ihm alles was neu iſt, und wehe dem Fremdling, den das Ungewitter an ſeine Küſte ſchleudert! Kein wirthlicher Heerd wird ihm rauchen, kein ſüſses Gaſtrecht ihn erfreuen. Aber ſelbſt da, wo ſich der Menſch von einer feindſeligen Einſamkeit zur Geſellſchaft, von der Noth zum Wohlleben, von der Furcht zu der Freude erhebt — wie abentheuerlich und ungeheuer zeigt er ſich unſern Augen! Sein

roher Geſchmack ſucht Fröhlichkeit in der Betäubung, Schönheit in der Verzerrung, Ruhm in der Uebertreibung; Entſetzen erweckt uns ſelbſt ſeine Tugend, und das, was er ſeine Glückſeligkeit nennt, kann uns nur Ekel oder Mitleid erregen.

So waren wir. Nicht viel beſſer fanden uns Cäſar und Tacitus vor achtzehn hundert Jahren.

Was ſind wir jetzt? — Laſſen Sie mich einen Augenblick bey dem Zeitalter ſtille ſtehen, worin wir leben, bey der gegenwärtigen Geſtalt der Welt, die wir bewohnen.

Der menſchliche Fleifs hat ſie angebaut, und den widerſtrebenden Boden durch ſein Beharren und ſeine Geſchicklichkeit überwunden. Dort hat er dem Meere Land abgewonnen, hier dem dürren Lande Ströme gegeben. Zonen und Jahrszeiten hat der Menſch durch einander gemengt, und die weichlichen Gewächſe des Orients

zu ſeinem rauheren Himmel abgehärtet. Wie er Europa nach Weſtindien und dem Südmeere trug, hat er Aſien in Europa auferſtehen laſſen. Ein heitrer Himmel lacht jetzt über Germaniens Wäldern, welche die ſtarke Menſchenhand zerriſs und dem Sonnenſtrahl aufthat, und in den Wellen des Rheins ſpiegeln ſich Aſiens Reben. An ſeinen Ufern erheben ſich volkreiche Städte, die Genuſs und Arbeit in munterm Leben durchſchwärmen. Hier finden wir den Menſchen in ſeines Erwerbes friedlichem Beſitz ſicher unter einer Million, ihn, dem ſonſt ein einziger Nachbar den Schlummer raubte. Die Gleichheit, die er durch ſeinen Eintritt in die Geſellſchaft verlor, hat er wieder gewonnen durch weiſe Geſetze. Von dem blinden Zwange des Zufalls und der Noth hat er ſich unter die ſanftere Herrſchaft der Verträge geflüchtet, und die Freyheit des Raubthiers hingegeben, um die edlere Freyheit des Menſchen zu retten. Wohlthätig haben ſich ſeine Sorgen getrennt, ſeine Thätigkeiten vertheilt. Jetzt nöthigt ihn das gebieteriſche Bedürfniſs nicht mehr

an die Pflugſchaar, jetzt fordert ihn kein Feind mehr von dem Pflug auf das Schlachtfeld, Vaterland und Heerd zu vertheidigen. Mit dem Arme des Landmanns füllt er ſeine Scheunen, mit den Waffen des Kriegers ſchützt er ſein Gebiet. Das Geſetz wacht über ſein Eigenthum — und ihm bleibt das unſchätzbare Recht, ſich ſelbſt ſeine Pflicht auszuleſen.

Wie viele Schöpfungen der Kunſt, wie viele Wunder des Fleifses, welches Licht in allen Feldern des Wiſſens, ſeitdem der Menſch in der traurigen Selbſtvertheidigung ſeine Kräfte nicht mehr unnütz verzehrt, ſeitdem es in ſeine Willkühr geſtellt worden, ſich mit der Noth abzufinden, der er nie ganz entfliehen ſoll; ſeitdem er das koſtbare Vorrecht errungen hat, über ſeine Fähigkeit frey zu gebieten, und dem Ruf ſeines Genius zu folgen! Welche rege Thätigkeit überall, ſeitdem die vervielfältigten Begierden dem Erfindungsgeiſt neue Flügel gaben, und dem Fleifs neue Räume aufthaten! — Die Schranken ſind durchbro-

chen, welche Staaten und Nationen in feindſeligem Egoismus abſonderten. Alle denkenden Köpfe verknüpft jetzt ein weltbürgerliches Band, und alles Licht ſeines Jahrhunderts kann nunmehr den Geiſt eines neuern Galiläi und Erasmus beſcheinen.

Seitdem die Geſetze zu der Schwäche des Menſchen herunterſtiegen, kam der Menſch auch den Geſetzen entgegen. Mit ihnen iſt er ſanfter geworden, wie er mit ihnen verwilderte; ihren barbariſchen Strafen folgen die barbariſchen Verbrechen allmählig in die Vergeſſenheit nach. Ein groſser Schritt zur Veredlung iſt geſchehen, daſs die Geſetze tugendhaft ſind, wenn auch gleich noch nicht die Menſchen. Wo die Zwangspflichten von dem Menſchen ablaſſen, übernehmen ihn die Sitten. Den keine Strafe ſchreckt und kein Gewiſſen zügelt, halten jetzt die Geſetze des Anſtands und der Ehre in Schranken.

Wahr iſt es, auch in unſer Zeitalter haben ſich noch manche barbariſche Ueber-

reſte aus den vorigen eingedrungen, Geburten des Zufalls und der Gewalt, die das Zeitalter der Vernunft nicht verewigen ſollte. Aber wie viel Zweckmäſsigkeit hat der Verſtand des Menſchen auch dieſem barbariſchen Nachlaſs der ältern und mittlern Jahrhunderte gegeben! Wie unſchädlich, ja wie nützlich hat er oft gemacht, was er umzuſtürzen noch nicht wagen konnte! Auf dem rohen Grunde der Lehenanarchie führte Teutſchland das Syſtem ſeiner politiſchen und kirchlichen Freyheit auf. Das Schattenbild des römiſchen Imperators, das ſich dieſſeits der Apenninen erhalten, leiſtet der Welt jetzt unendlich mehr Gutes, als ſein ſchreckhaftes Urbild im alten Rom — denn es hält ein nützliches Staatsſyſtem durch Eintracht zuſammen: jenes drückte die thätigſten Kräfte der Menſchheit in einer ſklaviſchen Einförmigkeit darnieder. Selbſt unſre Religion — ſo ſehr entſtellt durch die untreuen Hände, durch welche ſie uns überliefert worden — wer kann in ihr den veredelnden Einfluſs der beſſern

Philoſophie verkennen? Unſre Leibnitze und Locke machten ſich um das Dogma und um die Moral des Chriſtenthums eben ſo verdient, als — der Pinſel eines Raphael und Correggio um die heilige Geſchichte.

Endlich unſre Staaten — mit welcher Innigkeit, mit welcher Kunſt ſind ſie in einander verſchlungen! wie viel dauerhafter durch den wohlthätigen Zwang der Noth als vormals durch die feyerlichſten Verträge verbrüdert! Den Frieden hütet jetzt ein ewig geharniſchter Krieg, und die Selbſtliebe eines Staats ſetzt ihn zum Wächter über den Wohlſtand des andern. Die Europäiſche Staatengeſellſchaft ſcheint in eine groſse Familie verwandelt. Die Hausgenoſſen können einander anfeinden, aber hoffentlich nicht mehr zerfleiſchen.

Welche entgegengeſetzte Gemählde! Wer ſollte in dem verfeinerten Europäer des achtzehnten Jahrhunderts nur einen fortgeſchrittnen Bruder des neuern Kana-

diers, des alten Celten vermuthen? Alle diese Fertigkeiten, Kunsttriebe, Erfahrungen, alle diese Schöpfungen der Vernunft sind im Raume von wenigen Jahrtausenden in dem Menschen angepflanzt und entwickelt worden; alle diese Wunder der Kunst, diese Riesenwerke des Fleifses sind aus ihm herausgerufen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte diese heraus? Welche Zustände durchwanderte der Mensch, bis er von jenem Aeufsersten zu diesem Aeufsersten, vom ungeselligen Höhlenbewohner — zum geistreichen Denker, zum gebildeten Weltmann hinaufstieg? — Die allgemeine Weltgeschichte giebt Antwort auf diese Frage.

So unermefslich ungleich zeigt sich uns das nehmliche Volk auf dem nehmlichen Landstriche, wenn wir es in verschiedenen Zeiträumen anschauen! Nicht weniger auffallend ist der Unterschied, den uns das gleichzeitige Geschlecht, aber in verschiedenen Ländern darbietet. Welche Mannigfaltigkeit in Gebräuchen, Verfassungen und

Sitten! Welcher raſche Wechſel von Finſterniſs und Licht, von Anarchie und Ordnung, von Glückſeligkeit und Elend, wenn wir den Menſchen auch nur in dem kleinen Welttheil Europa aufſuchen! Frey an der Themſe, und für dieſe Freyheit ſein eigener Schuldner; hier unbezwingbar zwiſchen ſeinen Alpen, dort zwiſchen ſeinen Kunſtflüſſen und Sümpfen unüberwunden. An der Weichſel kraftlos und elend durch ſeine Zwietracht; jenſeits der Pyrenäen durch ſeine Ruhe kraftlos und elend. Wohlhabend und geſegnet in Amſterdam ohne Aernte; dürftig und unglücklich an des Ebro unbenutztem Paradieſe. Hier zwey entlegene Völker durch ein Weltmeer getrennt, und zu Nachbarn gemacht durch Bedürfniſs, Kunſtfleiſs und politiſche Bande; dort die Anwohner Eines Stroms durch eine andere Liturgie unermeſslich geſchieden! Was führte Spaniens Macht über den atlantiſchen Ocean in das Herz von Amerika, und nicht einmal über den Tajo und Guadiana hinüber? Was erhielt in Italien und Teutſchland ſo viele Thronen, und

liefs in Frankreich alle, bis auf Einen, verfchwinden? — Die Univerfalgefchichte löst diefe Frage.

Selbft dafs wir uns in diefem Augenblick hier zufammen fanden, uns mit diefem Grade von Nationalkultur, mit diefer Sprache, diefen Sitten, diefen bürgerlichen Vortheilen, diefem Maafs von Gewiffensfreyheit zufammen fanden, ift das Refultat vielleicht aller vorhergegangenen Weltbegebenheiten: die ganze Weltgefchichte würde wenigftens nöthig feyn, diefes einzige Moment zu erklären. Dafs wir uns als Chriften zufammen fanden, mufste diefe Religion, durch unzählige Revolutionen vorbereitet, aus dem Judenthum hervorgehen, mufste fie den römifchen Staat genau fo finden, als fie ihn fand, um fich mit fchnellem fiegendem Lauf über die Welt zu verbreiten und den Thron der Cäfarn endlich felbft zu befteigen. Unfre rauhen Vorfahren in den thüringifchen Wäldern mufsten der Uebermacht der Franken unterliegen, um ihren Glauben anzu-

nehmen. Durch ſeine wachſenden Reichthümer, durch die Unwiſſenheit der Völker und durch die Schwäche ihrer Beherrſcher muſste der Klerus verführt und begünſtigt werden, ſein Anſehen zu miſsbrauchen, und ſeine ſtille Gewiſſensmacht in ein weltliches Schwerd umzuwandeln. Die Hierarchie muſste in einem Gregor und Innozenz alle ihre Greuel auf das Menſchengeſchlecht ausleeren, damit das überhandnehmende Sittenverderbniſs und des geiſtlichen Deſpotismus ſchreyendes Scandal einen unerſchrockenen Auguſtinermönch auffordern konnte, das Zeichen zum Abfall zu geben, und dem römiſchen Hierarchen eine Hälfte Europens zu entreiſſen, — wenn wir uns als proteſtantiſche Chriſten hier verſammeln ſollten. Wenn dieſs geſchehen ſollte, ſo muſsten die Waffen unſrer Fürſten Karln V. einen Religionsfrieden abnöthigen; ein Guſtav Adolph muſste den Bruch dieſes Friedens rächen, ein neuer allgemeiner Friede ihn auf Jahrhunderte begründen. Städte muſsten ſich in Italien und Teutſchland er-

heben, dem Fleifs ihre Thore öffnen, die Ketten der Leibeigenfchaft zerbrechen, unwiffenden Tyrannen den Richterftab aus den Händen ringen, und durch eine kriegerifche Hanfa fich in Achtung fetzen, wenn Gewerbe und Handel blühen, und der Ueberfluls den Künften der Freude rufen, wenn der Staat den nützlichen Landmann ehren, und in dem wohlthätigen Mittelftande, dem Schöpfer unfrer ganzen Kultur, ein dauerhaftes Glück für die Menfchheit heran reifen follte. Teutfchlands Kaifer mufsten fich in Jahrhundert langen Kämpfen mit den Päpften, mit ihren Vafallen, mit eiferfüchtigen Nachbarn entkräften — Europa fich feines gefährlichen Ueberfluffes in Afiens Gräbern entladen, und der trotzige Lehenadel in einem mörderifchen Fauftrecht, Römerzügen und heiligen Fahrten feinen Empörungsgeift ausbluten — wenn das verworrene Chaos fich fondern, und die ftreitenden Mächte des Staats in dem gefegneten Gleichgewicht ruhen follten, wovon unfre jetzige Mufse der Preis ift. Wenn fich unfer

Geift

Geiſt aus der Unwiſſenheit heraus ringen ſollte, worin geiſtlicher und weltlicher Zwang ihn gefeſſelt hielt: ſo muſste der lang erſtickte Keim der Gelehrſamkeit unter ihren wüthendſten Verfolgern aufs neue hervorbrechen, und ein AlMamun den Wiſſenſchaften den Raub vergüten, den ein Omar an ihnen verübt hatte. Das unerträgliche Elend der Barbarey muſste unſre Vorfahren von den blutigen Urtheilen Gottes zu menſchlichen Richterſtühlen treiben, verheerende Seuchen die verirrte Heilkunſt zur Betrachtung der Natur zurückrufen, der Müſsiggang der Mönche muſste für das Böſe, das ihre Werkthätigkeit ſchuf, von ferne einen Erſatz zubereiten, und der profane Fleiſs in den Klöſtern die zerrütteten Reſte des Auguſtiſchen Weltalters bis zu den Zeiten der Buchdruckerkunſt hinhalten. An griechiſchen und römiſchen Muſtern muſste der niedergedrückte Geiſt nordiſcher Barbaren ſich aufrichten, und die Gelehrſamkeit einen Bund mit den Muſen und Grazien ſchlieſsen, wann ſie einen Weg zu dem

Herzen finden, und den Nahmen einer Menſchenbildnerin ſich verdienen ſollte. — Aber hätte Griechenland wohl einen Thucydides, einen Plato, einen Ariſtoteles, hätte Rom einen Horaz, einen Cicero, einen Virgil und Livius gebohren, wenn dieſe beyden Staaten nicht zu derjenigen Höhe des politiſchen Wohlſtands emporgedrungen wären, welche ſie wirklich erſtiegen haben? Mit einem Wort — wenn nicht ihre ganze Geſchichte vorhergegangen wäre? Wie viele Erfindungen, Entdeckungen, Staats- und Kirchenrevolutionen muſsten zuſammentreffen, dieſen neuen, noch zarten Keimen von Wiſſenſchaft und Kunſt, Wachsthum und Ausbreitung zu geben! Wie viele Kriege muſsten geführt, wie viele Bündniſſe geknüpft, zerriſſen und aufs neue geknüpft werden, um endlich Europa zu dem Friedensgrundſatz zu bringen, welcher allein den Staaten wie den Bürgern vergönnt, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt zu richten, und ihre Kräfte zu einem verſtändigen Zwecke zu verſammeln!

Selbſt in den alltäglichſten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden; die ungleichartigſten Perioden der Menſchheit ſteuern zu unſrer Kultur, wie die entlegendſten Welttheile zu unſerm Luxus. Die Kleider, die wir tragen, die Würze an unſern Speiſen, und der Preis, um den wir ſie kaufen, viele unſrer kräftigſten Heilmittel, und eben ſo viele neue Werkzeuge unſers Verderbens — ſetzen ſie nicht einen Columbus voraus, der Amerika entdeckte, einen Vaſco de Gama, der die Spitze von Afrika umſchiffte?

Es zieht ſich alſo eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menſchengeſchlechts hinauf, die wie Urſache und Wirkung in einander greifen. Ganz und vollzählich überſchauen kann ſie nur der unendliche Verſtand; dem Menſchen ſind engere Grenzen geſetzt. I Unzählig viele dieſer Ereigniſſe haben entwe-

der keinen menfchlichen Zeugen und Beobachter gefunden, oder fie find durch kein Zeichen feft gehalten worden. Dahin gehören alle, die dem Menfchengefchlechte felbft und der Erfindung der Zeichen vorhergegangen find. Die Quelle aller Gefchichte ift Tradition, und das Organ der Tradition ift die Sprache. Die ganze Epoche vor der Sprache, fo folgenreich fie auch für die Welt gewefen, ift für die Weltgefchichte verloren. II. Nachdem aber auch die Sprache erfunden, und durch fie die Möglichkeit vorhanden war, gefchehene Dinge auszudrücken und weiter mitzutheilen, fo gefchah diefe Mittheilung Anfangs durch den unfichern und wandelbaren Weg der Sagen. Von Munde zu Munde pflanzte fich eine folche Begebenheit durch eine lange Folge von Gefchlechtern fort, und da fie durch Media gieng, die verändert werden und verändern, fo mufste fie diefe Veränderungen mit erleiden. Die lebendige Tradition oder die mündliche Sage ift daher eine fehr unzuverläfsige Quelle für die Gefchichte,

daher ſind alle Begebenheiten vor dem Gebrauche der Schrift für die Weltgeſchichte ſo gut als verloren. III. Die Schrift iſt aber ſelbſt nicht unvergänglich; unzählig viele Denkmähler des Alterthums haben Zeit und Zufälle zerſtört, und nur wenige Trümmer haben ſich aus der Vorwelt in die Zeiten der Buchdruckerkunſt gerettet, Bey weitem der gröſsre Theil iſt mit den Aufſchlüſſen, die er uns geben ſollte, für die Weltgeſchichte verloren. IV. Unter den wenigen endlich, welche die Zeit verſchonte, iſt die gröſsere Anzahl durch die Leidenſchaft, durch den Unverſtand, und oft ſelbſt durch das Genie ihrer Beſchreiber verunſtaltet und unkennbar gemacht. Das Miſstrauen erwacht bey dem älteſten hiſtoriſchen Denkmahl, und es verläſst uns nicht einmal bey einer Chronik des heutigen Tages. Wenn wir über eine Begebenheit, die ſich heute erſt, und unter Menſchen mit denen wir leben, und in der Stadt, die wir bewohnen, ereignet, die Zeugen abhören und aus ihren widerſprechenden Berichten

Mühe haben, die Wahrheit zu enträthfeln: welchen Muth können wir zu Nationen und Zeiten mitbringen, die durch Fremdartigkeit der Sitten weiter als durch ihre Jahrtaufende von uns entlegen find? — Die kleine Summe von Begebenheiten, die nach allen bisher gefchehenen Abzügen zurückbleibt, ift der Stoff der Gefchichte in ihrem weiteften Verftande. Was und wieviel von diefem hiftorifchen Stoff gehört nun der Univerfalgefchichte?

Aus der ganzen Summe diefer Begebenheiten hebt der Univerfalhiftoriker diejenigen heraus, welche auf die heutige Geftalt der Welt und den Zuftand der jetzt lebenden Generation einen wefentlichen, unwiderfprechlichen und leicht zu verfolgenden Einflufs gehabt haben. Das Verhältnifs eines hiftorifchen Datums zu der heutigen Weltverfaffung ift es alfo, worauf gefehen werden mufs, um Materialien für die Weltgefchichte zu fammeln. Die Weltgefchichte geht alfo von einem Princip aus, das dem Anfang der Welt gerade ent-

gegenſtehet. Die wirkliche Folge der Begebenheiten ſteigt von dem Urſprung der Dinge zu ihrer neueſten Ordnung herab, der Univerſalhiſtoriker rückt von der neueſten Weltlage aufwärts dem Urſprung der Dinge entgegen. Wenn er von dem laufenden Jahr und Jahrhundert zu dem nächſt vorhergegangenen in Gedanken hinaufſteigt, und unter den Begebenheiten, die das Letztere ihm darbietet, diejenigen ſich merkt, welche den Aufſchluſs über die nächſtfolgenden enthalten — wenn er dieſen Gang ſchrittweiſe fortgeſetzt hat bis zum Anfang — nicht der Welt, denn dahin führt ihn kein Wegweiſer — bis zum Anfang der Denkmähler, dann ſteht es bey ihm, auf dem gemachten Weg umzukehren, und an dem Leitfaden dieſer bezeichneten Fakten, ungehindert und leicht, vom Anfang der Denkmähler bis zu dem neueſten Zeitalter herunter zu ſteigen. Dies iſt die Weltgeſchichte, die wir haben, und die Ihnen wird vorgetragen werden.

Weil die Weltgeſchichte von dem Reichthum und der Armuth an Quellen abhän-

gig ift, fo müffen eben fo viele Lücken in der Weltgefchichte entftehen, als es leere Strecken in der Ueberlieferung giebt. So gleichförmig, nothwendig und beftimmt fich die Weltveränderungen aus einander entwickeln, fo unterbrochen und zufällig werden fie in der Gefchichte in einander gefügt feyn. Es ift daher zwifchen dem Gange der Welt und dem Gange der Weltgefchichte ein wirkliches Mifsverhältnifs fichtbar. Jenen möchte man mit einem ununterbrochen fortfliefsenden Strom vergleichen, wovon aber in der Weltgefchichte nur hie und da eine Welle beleuchtet wird. Da es ferner leicht gefchehen kann, dafs der Zufammenhang einer entfernten Weltbegebenheit mit dem Zuftand des laufenden Jahres früher in die Augen fällt, als die Verbindung, worin fie mit Ereigniffen ftehet, die ihr vorhergiengen oder gleichzeitig waren; fo ift es ebenfalls unvermeidlich, dafs Begebenheiten, die fich mit dem neueften Zeitalter aufs genaueffe binden, in dem Zeitalter, dem fie eigentlich angehören, nicht felten

iſolirt erſcheinen. Ein Faktum dieſer Art wäre z. B. der Urſprung des Chriſtenthums und beſonders der chriſtlichen Sittenlehre. Die chriſtliche Religion hat an der gegenwärtigen Geſtalt der Welt einen ſo vielfältigen Antheil, daſs ihre Erſcheinung das wichtigſte Faktum für die Weltgeſchichte wird: aber weder in der Zeit, wo ſie ſich zeigte, noch in dem Volke, bey dem ſie aufkam, liegt (aus Mangel der Quellen) ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erſcheinung.

So würde denn unſre Weltgeſchichte nie etwas anders als ein Aggregat von Bruchſtücken werden, und nie den Nahmen einer Wiſſenſchaft verdienen. Jetzt alſo kommt ihr der philoſophiſche Verſtand zu Hülfe, und, indem er dieſe Bruchſtücke durch künſtliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum Syſtem, zu einem vernunftmäſsig zuſammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgeſetze und des

menfchlichen Gemüths, welche Einheit Urfache ift, dafs die Ereigniffe des entfernteften Alterthums, unter dem Zufammenflufs ähnlicher Umftände von aufsen, in den neueften Zeitläuften wiederkehren; dafs alfo von den neueften Erfcheinungen, die im Kreis unfrer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche fich in gefchichtlofen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schlufs gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode, nach der Analogie zu fchliefsen, ift, wie überall, fo auch in der Gefchichte ein mächtiges Hülfsmittel: aber fie mufs durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt, und mit eben foviel Vorficht als Beurtheilung in Ausübung gebracht werden.

Nicht lange kann fich der philofophifche Geift dem Stoffe der Weltgefchichte verweilen, fo wird ein neuer Trieb in ihm gefchäftig werden, der nach Uebereinftimmung ftrebt — der ihn unwiderftehlich reizt, alles um fich herum feiner eigenen vernünftigen Natur zu affimiliren, und

jede ihm vorkommende Erſcheinung zu der höchſten Wirkung, die er erkannt, zum Gedanken zu erheben. Je öfter alſo und mit je glücklicherm Erfolge er den Verſuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen: deſto mehr wird er geneigt, was er als Urſache und Wirkung in einander greifen ſieht, als Mittel und Abſicht zu verbinden. Eine Erſcheinung nach der andern fängt an, ſich dem blinden Ohngefähr, der geſetzloſen Freyheit zu entziehen, und ſich einem übereinſtimmenden Ganzen (das freylich nur in ſeiner Vorſtellung vorhanden iſt) als ein paſſendes Glied anzureihen. Bald fällt es ihm ſchwer, ſich zu überreden, daſs dieſe Folge von Erſcheinungen, die in ſeiner Vorſtellung ſo viel Regelmäſsigkeit und Abſicht annahm, dieſe Eigenſchaften in der Wirklichkeit verläugne; es fällt ihm ſchwer, wieder unter die blinde Herrſchaft der Nothwendigkeit zu geben, was unter dem geliehenen Lichte des Verſtandes angefangen hatte eine ſo heitre Geſtalt zu gewinnen. Er nimmt alſo dieſe Harmonie

aus sich selbst heraus, und verpflanzt sie auffer sich in die Ordnung der Dinge, d. i. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt, und ein teleologisches Princip in die Weltgeschichte. Mit diesem durchwandert er sie noch einmal, und hält es prüfend gegen jede Erscheinung, welche dieser grofse Schauplatz ihm darbietet. Er sieht es durch tausend beystimmende Fakta bestätigt, und durch eben so viele andre widerlegt; aber so lange in der Reihe der Weltveränderungen noch wichtige Bindungsglieder fehlen, so lange das Schicksal über so viele Begebenheiten den letzten Aufschluss noch zurückhält, erklärt er die Frage für unentschieden, und diejenige Meinung siegt, welche dem Verstande die höhere Befriedigung, und dem Herzen die gröfsre Glückseligkeit anzubieten hat.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, dafs eine Weltgeschichte nach letzterm Plane in den spätesten Zeiten erst zu erwarten steht. Eine vorschnelle Anwendung dieses grofsen

Maaſses könnte den Geſchichtsforſcher leicht in Verſuchung führen, den Begebenheiten Gewalt anzuthun, und dieſe glückliche Epoche für die Weltgeſchichte immer weiter zu entfernen, indem er ſie beſchleunigen will. Aber nicht zu frühe kann die Aufmerkſamkeit auf dieſe lichtvolle und doch ſo ſehr vernachläſsigte Seite der Weltgeſchichte gezogen werden, wodurch ſie ſich an den ſchönſten Gegenſtand aller menſchlichen Beſtrebungen anſchlieſst. Schon der ſtille Hinblick auf dieſes, wenn auch nur mögliche, Ziel muſs dem Fleiſs des Forſchers einen belebenden Sporn und eine ſüſse Erholung geben. Wichtig wird ihm auch die kleinſte Bemühung ſeyn, wenn er ſich auf dem Wege ſieht, oder auch nur einen ſpäten Nachfolger darauf leitet, das Problem der Weltordnung aufzulöſen, und dem höchſten Geiſt in ſeiner ſchönſten Wirkung zu begegnen.

Und auf ſolche Art behandelt, m. H. H. wird Ihnen das Studium der Weltgeſchichte eine eben ſo anziehende als nützliche Be-

fchäftigung gewähren. Licht wird fie in Ihrem Verftande, und eine wohlthätige Begeifterung in ihrem Herzen entzünden. Sie wird Ihren Geift von der gemeinen und kleinlichen Anficht moralifcher Dinge entwöhnen, und, indem fie vor Ihren Augen das grofse Gemälde der Zeiten und Völker auseinander breitet, wird fie die vorfchnellen Entfcheidungen des Augenblicks, und die befchränkten Urtheile der Selbftfucht verbeffern. Indem fie den Menfchen gewöhnt, fich mit der ganzen Vergangenheit zufammen zu faffen, und mit feinen Schlüffen in die ferne Zukunft voraus zu eilen: fo verbirgt fie die Grenzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menfchen fo eng und fo drückend umfchliefsen, fo breitet fie optifch täufchend fein kurzes Dafeyn in einen unendlichen Raum aus, und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber.

Der Menfch verwandelt fich und flieht von der Bühne; feine Meynungen fliehen und verwandeln fich mit ihm: die Ge-

ſchichte allein bleibt unausgeſetzt auf dem Schauplatz, eine unſterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten. Wie der homeriſche Zevs ſieht ſie mit gleich heiterm Blicke auf die blutigen Arbeiten des Kriegs, und auf die friedlichen Völker herab, die ſich von der Milch ihrer Heerden ſchuldlos ernähren. Wie regellos auch die Freyheit des Menſchen mit dem Weltlauf zu ſchalten ſcheine, ruhig ſieht ſie dem verworrenen Spiele zu: denn ihr weitreichender Blick entdeckt ſchon von ferne, wo dieſe regellos ſchweifende Freyheit am Bande der Nothwendigkeit geleitet wird. Was ſie dem ſtrafenden Gewiſſen eines Gregors und Cromwells geheim hält, eilt ſie der Menſchheit zu offenbaren: „daſs der ſelbſtſüchtige Menſch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewuſst vortrefliche befördert.“

Kein falſcher Schimmer wird ſie blenden, kein Vorurtheil der Zeit ſie dahinreiſſen, denn ſie erlebt das letzte Schickſal aller Dinge. Alles was aufhört, hat

für ſie gleich kurz gedauert; ſie hält den verdienten Olivenkranz friſch, und zerbricht den Obelisken, den die Eitelkeit thürmte. Indem ſie das feine Getriebe auseinander legt, wodurch die ſtille Hand der Natur ſchon ſeit dem Anfang der Welt die Kräfte des Menſchen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für dieſen groſsen Naturplan gewonnen worden iſt; ſo ſtellt ſie den wahren Maafsſtab für Glückſeligkeit und Verdienſt wieder her, den der herrſchende Wahn in jedem Jahrhundert anders verfälſchte. Sie heilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Alterthums, und von der kindiſchen Sehnſucht nach vergangenen Zeiten; und indem ſie uns auf unſre eigenen Beſitzungen aufmerkſam macht, läſst ſie uns die geprieſenen goldnen Zeiten Alexanders und Auguſts nicht zurückwünſchen.

Unſer menſchliches Jahrhundert herbey zu führen haben ſich — ohne es zu wiſſen oder zu erzielen — alle vorhergehen-

gehenden Zeitalter angeſtrengt. Unſer ſind alle Schätze, welche Fleiſs und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geſchichte erſt werden Sie lernen, einen Werth auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Beſitz ſo gern unſre Dankbarkeit rauben: koſtbare theure Güter, an denen das Blut der Beſten und Edelſten klebt, die durch die ſchwere Arbeit ſo vieler Generationen haben errungen werden müſſen! Und welcher unter Ihnen, bey dem ſich ein heller Geiſt mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieſer hohen Verpflichtung eingedenk ſeyn, ohne daſs ſich ein ſtiller Wunſch in ihm regte, an das kommende Geſchlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muſs in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtniſs von Wahrheit, Sittlichkeit und Freyheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müſſen, auch aus unſern Mitteln einen

Beytrag zu legen, und an dieſer unvergänglichen Kette, die durch alle Menſchengeſchlechter ſich windet, unſer fliehendes Daſeyn zu befeſtigen. Wie verſchieden auch die Beſtimmung ſey, die in der bürgerlichen Geſellſchaft ſie erwartet — etwas dazu ſteuern können Sie alle! Jedem Verdienſt iſt eine Bahn zur Unſterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unſterblichkeit meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Nahme ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben ſollte.

III.

Philoſophiſche Briefe.

Vorerinnerung.

Die Vernunft hat ihre Epochen, ihre Schickſale wie das Herz, aber ihre Geſchichte wird weit ſeltener behandelt. Man ſcheinet ſich damit zu begnügen, die Leidenſchaften in ihren Extremen, Verirrungen und Folgen zu entwickeln, ohne Rückſicht zu nehmen, wie genau ſie mit dem Gedankenſyſteme des Individuums zuſammenhängen. Die allgemeine Wurzel der moraliſchen Verſchlimmerung iſt eine einſeitige und ſchwankende Philoſophie, um ſo gefährlicher, weil ſie die umnebelte Vernunft durch einen Schein von Rechtmäſsigkeit, Wahrheit und Ueberzeugung blendet, und eben deswegen von dem ein-

gebohrnen sittlichen Gefühle weniger in Schranken gehalten wird. Ein erleuchteter Verstand hingegen veredelt auch die Gesinnungen — der Kopf muss das Herz bilden.

In einer Epoche, wie die jetzige, wo Erleichterung und Ausbreitung der Lektüre den denkenden Theil des Publikums so erstaunlich vergrösert, wo die glückliche Resignation der Unwissenheit einer halben Aufklärung Platz zu machen anfängt, und nur wenige mehr da stehen bleiben wollten, wo der Zufall der Geburt sie hingeworfen, scheint es nicht so ganz unwichtig zu seyn, auf gewisse Perioden der erwachenden und fortschreitenden Vernunft aufmerksam zu machen, gewisse Wahrheiten und Irrthümer zu berichtigen, welche sich an die Moralität anschliessen und eine Quelle von Glückseligkeit und Elend seyn können, und wenigstens die verborgenen Klippen zu zeigen, an denen die stolze Vernunft schon gescheitert hat. Wir gelangen nur selten anders als durch Extreme

zur Wahrheit — wir müſſen den Irrthum — und oft den Unſinn — zuvor erſchöpfen, ehe wir uns zu dem ſchönen Ziele der ruhigen Weisheit hinauf arbeiten.

Einige Freunde, von gleicher Wärme für die Wahrheit und die ſittlicher Schönheit beſeelt, welche ſich auf ganz verſchiedenen Wegen in derſelben Ueberzeugung vereinigt haben, und nun mit ruhigerem Blick die zurückgelegte Bahn überſchauen, haben ſich zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen und Epochen des Denkens, einige Ausſchweifungen der grübelnden Vernunft in dem Gemählde zweyer Jünglinge von ungleichen Karakteren zu entwickeln, und in Form eines Briefwechſels der Welt vorzulegen. Folgende Briefe ſind der Anfang dieſes Verſuchs.

Meinungen, welche in dieſen Briefen vorgetragen werden, können auch alſo nur beziehungsweiſe wahr oder falſch ſeyn, gerade ſo, wie ſich die Welt in dieſer Seele und keiner andern ſpiegelt. Die Fortſetzung des Briefwechſels wird es ausweiſ-

ſen, wie dieſe einſeitigen, oft überſpannten, oft widerſprechenden Behauptungen, endlich in eine allgemeine, geläuterte und feſtgegründete Wahrheit ſich auflöſen.

Scepticismus und Freydenkerey ſind die Fieberparoxysmen des menſchlichen Geiſtes, und müſſen durch eben die unnatürliche Erſchütterung, die ſie in gut organiſirten Seelen verurſachen, zuletzt die Geſundheit befeſtigen helfen. Je blendender, je verführender der Irrthum, deſto mehr Triumpf für die Wahrheit, je quälender der Zweifel, deſto gröſser die Aufforderung zu Ueberzeugung und feſter Gewiſsheit. Aber dieſe Zweifel, dieſe Irrthümer vorzutragen, war nothwendig; die Kenntniſs der Krankheit muſste der Heilung vorangehen. Die Wahrheit verliert nichts, wenn ein heftiger Jüngling ſie verfehlt, eben ſo wenig als die Tugend, und die Religion, wenn ein Laſterhafter ſie verläugnet.

Dieſs muſste vorausgeſagt werden, um den Geſichtspunkt anzugeben, aus welchem wir den folgenden Briefwechſel geleſen und beurtheilt wünſchen.

Julius an Raphael.

Im Oktober.

Du biſt fort, Raphael — und die ſchöne Natur geht unter, die Blätter fallen gelb von den Bäumen, ein trüber Herbſtnebel liegt wie ein Bahrtuch über dem ausgeſtorbenen Gefilde. Einſam durchirre ich die melancholiſche Gegend, rufe laut deinen Nahmen aus, und zürne, daſs mein Raphael mir nicht antwortet.

Ich hatte deine letzten Umarmungen überſtanden. Das traurige Rauſchen des Wagens, der dich von hinnen führte, war endlich in meinem Ohre verſtummt. Ich Glücklicher hatte ſchon einen wohlthätigen Hügel von der Erde über den Freuden der Vergangenheit aufgehäuft, und jetzt ſteheſt du gleich deinem abgeſchiedenen Geiſte von neuen in dieſen Gegenden auf, und meldeſt dich mir auf jedem Lieblingsplatz unſerer Spaziergänge wieder. Dieſen Felſen habe ich an deiner Seite erſtiegen, an deiner Seite dieſe unermeſsliche Perſpektive durchwandert. Im ſchwarzen Heiligthum

dieſer Buchen, erſannen wir zuerſt das kühne Ideal unſrer Freundſchaft. Hier wars, wo wir den Stammbaum der Geiſter zum erſtenmal aus einander rollten, und Julius einen ſo nahen Verwandten in Raphael fand. Hier iſt keine Quelle, kein Gebüſche, kein Hügel, wo nicht irgend eine Erinnerung entflohener Seligkeit auf meine Ruhe zielte. Alles, alles hat ſich gegen meine Geneſung verſchworen. Wohin ich nur trete, wiederhole ich den bangen Auftritt unſrer Trennung.

Was haſt du aus mir gemacht, Raphael? Was iſt ſeit kurzem aus mir geworden? Gefährlicher groſser Menſch! daſs ich dich niemals gekannt hätte, oder niemals verloren! Eile zurück, auf den Flügeln der Liebe komm wieder, oder deine zarte Pflanzung iſt dahin. Konnteſt du mit deiner ſanften Seele es wagen, dein angefangenes Werk zu verlaſſen, noch ſo ferne von ſeiner Vollendung? Die Grundpfeiler deiner ſtolzen Weisheit wankten in meinem Gehirne und Herzen, alle die prächtigen

Palläſte, die du bauteſt, ſtürzen ein, und der erdrückte Wurm wälzt ſich wimmernd unter den Ruinen.

Selige paradieſiſche Zeit, da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte, wie ein Trunkener. — Da all mein Fürwitz und alle meine Wünſche an den Gränzen meines väterlichen Horizonts wieder umkehrten — da mich ein heitrer Sonnenuntergang nichts höheres ahnden liefs, als einen ſchönen morgenden Tag — da mich nur eine politiſche Zeitung an die Welt, nur die Leichenglocke an die Ewigkeit, nur Geſpenſtermährchen an eine Rechenſchaft nach dem Tode erinnerten, da ich noch vor einem Teufel bebte, und deſto herrlicher an der Gottheit hieng. Ich empfand und war glücklich. Raphael hat mich denken gelehrt, und ich bin auf dem Wege meine Erſchaffung zu beweinen.

Erſchaffung? Nein, das iſt ja nur ein Klang ohne Sinn, den meine Vernunft nicht geſtatten darf. Es gab eine Zeit, wo

ich von nichts wuſste, wo von mir niemand wuſste, alſo ſagt man, ich war nicht. Jene Zeit iſt nicht mehr, alſo ſagt man, daſs ich erſchaffen ſey. Aber auch von den Millionen, die vor Jahrhunderten da waren, weiſs man nun nichts mehr, und doch ſagt man, ſie ſind. Worauf gründen wir das Recht den Anfang zu bejahen und das Ende zu verneinen? Das Aufhören denkender Weſen, behauptet man, widerſpricht der unendlichen Güte. Entſtand denn dieſe unendliche Güte erſt mit der Schöpfung der Welt? — Wenn es eine Periode gegeben hat, wo noch keine Geiſter waren, ſo war die unendliche Güte ja eine ganze vorhergehende Ewigkeit unwirkſam? Wenn das Gebäude der Welt eine Vollkommenheit des Schöpfers iſt, ſo fehlte ihm ja eine Vollkommenheit vor Erſchaffung der Welt? Aber eine ſolche Vorausſetzung widerſpricht der Idee des vollendeten Gottes, alſo war keine Schöpfung — Wo bin ich hingerathen, mein Raphael? — Schrecklicher Irrgang meiner Schlüſſe! Ich gebe den Schöpfer auf, ſobald ich an einen

Gott glaube. Wozu brauche ich einen Gott, wenn ich ohne den Schöpfer ausreiche?

Du haſt mir den Glauben geſtohlen, der mir Frieden gab. Du haſt mich Verachten gelehrt, wo ich anbetete. Tauſend Dinge waren mir ſo ehrwürdig, ehe deine traurige Weisheit ſie mir entkleidete. Ich ſah eine Volksmenge nach der Kirche ſtrömen, ich hörte ihre begeiſterte Andächt zu einem brüderlichen Gebet ſich vereinigen — zweymal ſtand ich vor dem Bette des Todes, ſahe zweymal — mächtiges Wunderwerk der Religion! — die Hoffnung des Himmels über die Schreckniſſe der Vernichtung ſiegen und den friſchen Lichtſtrahl der Freude im gebrochenen Auge des Sterbenden ſich entzünden.

Göttlich, ja göttlich muſs die Lehre ſeyn, rief ich aus, die die beſten unter den Menſchen bekennen, die ſo mächtig ſiegt, und ſo wunderbar tröſtet. Deine kalte Weisheit löſchte meine Begeiſterung, Eben

ſo viele, ſagteſt du mir, drängten ſich einſt um die Irmenſäule und zu Jupiters Tempel, eben ſo viele haben eben ſo freudig ihrem Brama zu Ehren den Holzſtoſs beſtiegen. Was du am Heidenthum ſo abſcheulich findeſt, ſoll das die Göttlichkeit deiner Lehre beweiſen?

Glaube niemand als deiner eigenen Vernunft, ſagteſt du weiter. Es giebt nichts heiliges als die Wahrheit. Was die Vernunft erkennt, iſt die Wahrheit. Ich habe dir gehorcht, habe alle Meinungen aufgeopfert, habe gleich jenem verzweifelten Eroberer alle meine Schiffe in Brand geſteckt, da ich an dieſer Inſel landete, und alle Hoffnung zur Rückkehr vernichtet. Ich kann mich nie mehr mit einer Meinung verſöhnen, die ich einmal belachte. Meine Vernunft iſt mir jetzt alles, meine einzige Gewährleiſtung für Gottheit, Tugend, Unſterblichkeit. Wehe mir von nun an, wenn ich dieſem einzigen Bürgen auf einem Widerſpruche begegne! wenn meine Achtung vor ihren Schlüſſen ſinkt! wenn ein zerriſſener Faden in meinem Gehirn ihren

Gang verrückt! — Meine Glückſeligkeit iſt von jetzt an dem harmoniſchen Takt meines Senſoriums anvertraut. Wehe mir, wenn die Saiten dieſes Inſtruments in den bedenklichen Perioden meines Lebens falſch angeben — wenn meine Ueberzeugungen mit meinem Aderſchlag wanken!

Julius an Raphael.

Deine Lehre hat meinem Stolze geſchmeichelt. Ich war ein Gefangener. Du haſt mich herausgeführt an den Tag, das goldne Licht und die unermeſsliche Freye haben meine Augen entzückt. Vorhin genügte mir an dem beſcheidenen Ruhme, ein guter Sohn meines Hauſes, ein Freund meiner Freunde, ein nützliches Glied der Geſellſchaft zu heiſsen, du haſt mich in einen Bürger des Univerſums verwandelt. Meine Wünſche hatten noch keinen Eingriff in die Rechte der Groſsen gethan. Ich duldete dieſe Glücklichen, weil Bettler mich duldeten. Ich erröthete nicht, einen Theil des Menſchengeſchlechts zu beneiden,

weil noch ein gröſserer übrig war, den ich beklagen muſste. Jetzt erfuhr ich zum erſtenmal, daſs meine Anſprüche auf Genuſs ſo vollwichtig wären, als die meiner übrigen Brüder. Jetzt ſah ich ein, daſs eine Schichte über dieſer Atmoſphäre ich gerade ſo viel und ſo wenig gelte, als die Beherrſcher der Erde. Raphael ſchnitt alle Bande der Uebereinkunft und der Meinung entzwey. Ich fühlte mich ganz frey — denn die Vernunft, ſagte mir Raphael, iſt die einzige Monarchie in der Geiſterwelt, ich trug meinen Kaiſerthron in meinem Gehirne. Alle Dinge im Himmel und auf Erden haben keinen Werth, keine Schätzung, als ſo viel meine Vernunft ihnen zugeſteht. Die ganze Schöpfung iſt mein, denn ich beſitze eine unwiderſprechliche Vollmacht ſie ganz zu genieſsen. Alle Geiſter — eine Stufe tiefer unter dem vollkommenſten Geiſt — ſind meine Mitbrüder, weil wir alle einer Regel gehorchen, einem Oberherrn huldigen.

Wie erhaben und prächtig klingt dieſe Verkündigung! Welcher Vorrath für mei-

nen Durſt nach Erkenntniſs! aber — unglückſeliger Widerſpruch der Natur — — dieſer freye emporſtrebende Geiſt iſt in das ſtarre unwandelbare Uhrwerk eines ſterblichen Körpers geflochten, mit ſeinen kleinen Bedürfniſſen vermengt, ſeinen kleinen Schickſalen angejocht — dieſer Gott iſt in eine Welt von Würmern verwieſen. Der ungeheure Raum der Natur iſt ſeiner Thätigkeit aufgethan, aber er darf nur nicht zwey Ideen zugleich denken. Seine Augen tragen ihn bis zu dem Sonnenziele der Gottheit, aber er ſelbſt muſs erſt träge und mühſam durch die Elemente der Zeit ihm entgegen kriechen. Einen Genuſs zu erſchöpfen, muſs er jeden andern verloren geben, zwey unumſchränkte Begierden ſind ſeinem kleinen Herzen zu groſs. Jede neu erworbene Freude koſtet ihn die Summe aller vorigen. Der jetzige Augenblick iſt das Grabmal aller vergangenen. Eine Schäferſtunde der Liebe iſt ein ausſetzender Aderſchlag in der Freundſchaft.

Wohin ich nur ſehe, Raphael, wie beſchränkt iſt der Menſch! Wie groſs der Ab-

ſtand zwiſchen ſeinen Anſprüchen und ihrer Erfüllung! — O, beneide ihm doch den wohlthätigen Schlaf. Wecke ihn nicht. Er war ſo glücklich, bis er anfieng zu fragen, wohin er gehen müſſe, und woher er gekommen ſey. Die Vernunft iſt eine Fackel in einem Kerker. Der Gefangene wuſste nichts von dem Lichte, aber ein Traum der Freyheit ſchien über ihm, wie ein Blitz in der Nacht, der ſie finſterer zurück läſst. Unſere Philoſophie iſt die unglückſelige Neugier des Oedipus. der nicht nachlieſs zu forſchen, bis das entſetzliche Orakel ſich auflöste.

Möchteſt du nimmer erfahren, wer du biſt! Erſetzt mir deine Weisheit, was ſie mir genommen hat? Wenn du keinen Schlüſſel zum Himmel hatteſt, warum muſsteſt du mich der Erde entführen? Wenn du voraus wuſsteſt, daſs der Weg zu der Weisheit durch den ſchrecklichen Abgrund der Zweifel führt, warum wagteſt du die ruhige Unſchuld deines Julius auf dieſen bedenklichen Wurf?

Wenn

— Wenn an das Gute, das ich zu thun vermeine, allzu nah was gar zu ſchlimmes gränzt, ſo thue ich lieber das Gute nicht —

Du haſt eine Hütte niedergeriſſen, die bewohnt war und einen prächtigen todten Pallaſt auf die Stelle gegründet.

Raphael, ich fordre meine Seele von dir. Ich bin nicht glücklich. Mein Muth iſt dahin. Ich verzweifele an meinen eigenen Kräften. Schreibe mir bald. Nur deine heilende Hand kann Balſam in meine brennende Wunde gieſsen.

Raphael an Julius.

Ein Glück wie das unſrige, Julius, ohne Unterbrechung, wäre zu viel für ein menſchliches Loos. Mich verfolgte ſchon oft dieſer Gedanke im vollen Genuſs unſrer Freundſchaft. Was damals meine Seligkeit verbitterte, war heilſame Vorbereitung mir meinen jetzigen Zuſtand zu erleichtern.

Abgehärtet in der ſtrengen Schule der Reſignation, bin ich noch empfänglicher für den Troſt in unſrer Trennung ein leichtes Opfer zu ſehen, um die Freuden der künftigen Vereinigung dem Schickſal abzuverdienen. Du wuſsteſt bis jetzt noch nicht, was Entbehrung ſey. Du leideſt zum erſtenmale. —

Und doch iſts vielleicht Wohlthat für dich, daſs ich gerade jetzt von deiner Seite geriſſen bin. Du haſt eine Krankheit zu überſtehen, von der du nur allein durch dich ſelbſt geneſen kannſt, um vor jedem Rückfall ſicher zu ſeyn. Je verlaſsner du dich fühlſt, deſto mehr wirſt du alle Heilkräfte in dir ſelbſt aufbieten, je weniger augenblickliche Linderung du von täuſchenden Palliativen empfängſt, deſto ſichrer wird es dir gelingen, das Uebel aus dem Grunde zu heben.

Daſs ich aus deinem ſüſsen Traume dich erweckt habe, reut mich noch nicht, wenn gleich dein jetziger Zuſtand peinlich

iſt. Ich habe nichts gethan, als eine Kriſis beſchleunigt, die ſolchen Seelen, wie die deinige, früher oder ſpäter unausbleiblich bevorſteht, und bey der alles darauf ankommt, in welcher Periode des Lebens ſie ausgehalten wird. Es giebt Lagen, in denen es ſchrecklich iſt, an Wahrheit und Tugend zu verzweifeln. Wehe dem, der im Sturme der Leidenſchaft noch mit den Spitzfindigkeiten einer klügelnden Vernunft zu kämpfen hat. Was dieſs heiſse, habe ich in ſeinem ganzen Umfang empfunden, und dich vor einem ſolchen Schickſale zu bewahren, blieb mir nichts übrig, als dieſe unvermeidliche Seuche durch Einimpfung unſchädlich zu machen.

Und welchen günſtigeren Zeitpunkt konnte ich dazu wählen, mein Julius? In voller Jugendkraft ſtandſt du vor mir, Körper und Geiſt in der herrlichſten Blüthe, durch keine Sorgen gedrückt, durch keine Leidenſchaften gefeſſelt, frey und ſtark den groſsen Kampf zu beſtehen, wovon dir erhabene Ruhe der Ueberzeugung der Preis

ist. Wahrheit und Irrthum waren noch nicht in dein Interesse verwebt. Deine Genüsse und deine Tugenden waren unabhängig von beyden. Du bedurftest keine Schreckbilder, dich von niedrigen Ausschweifungen zurück zu reissen. Gefühl für edlere Freuden hatte sie dir verekelt. Du warst gut aus Instinkt, aus unentweihter sittlicher Grazie. Ich hatte nichts zu fürchten für deine Moralität, wenn ein Gebäude einstürzte, auf welches sie nicht gegründet war. Und noch schreckten mich deine Besorgnisse nicht. Was dir auch immer eine melancholische Laune eingeben mag, ich kenne dich besser, Julius!

Undankbarer! du schmähst die Vernunft, du vergissest, was sie dir schon für Freuden geschenkt hat. Hättest du auch für dein ganzes Leben den Gefahren der Zweifelsucht entgehen können, so war es Pflicht für mich, dir Genüsse nicht vorzuenthalten, deren du fähig und würdig warest. Die Stufe, worauf du standest, war deiner nicht werth. Der Weg, auf

dem du empor klimmteſt, bot dir Erſatz für alles, was ich dir raubte. Ich weiſs noch, mit welcher Entzückung du den Augenblick ſegneteſt, da die Binde von deinen Augen fiel. Jene Wärme, mit der du die Wahrheit auffaſsteſt, hat deine alles verſchlingende Phantaſie vielleicht an Abgründe geführt, wovor du erſchrocken zurück ſchauderſt.

Ich muſs dem Gang deiner Forſchungen nachſpüren, um die Quellen deiner Klagen zu entdecken; du haſt ſonſt die Reſultate deines Nachdenkens aufgeſchrieben, Schicke mir dieſes Papier, und dann will ich dir antworten. — —

Julius an Raphael.

Dieſen Morgen durchſtöre ich meine Papiere. Ich finde einen verlornen Aufſatz wieder, entworfen in jenen glücklichen Stunden meiner ſtolzen Begeiſterung. Raphael, wie ganz anders finde ich itzt das alles! Es iſt das hölzerne Gerüſte der

Schaubühne, wenn die Beleuchtung dahin iſt. Mein Herz ſuchte ſich eine Philoſophie, und die Phantaſie unterſchob ihre Träume. Die wärmſte war mir die wahre.

Ich forſche nach den Geſetzen der Geiſter — ſchwinge mich bis zu dem Unendlichen, aber ich vergeſſe zu erweiſen, daſs ſie wirklich vorhanden ſind. Ein kühner Angriff des Materialismus ſtürzt meine Schöpfung.

Du wirſt dieſes Fragment durchleſen, mein Raphael. Möchte es dir gelingen, den erſtorbenen Funken meines Enthuſiasmus wieder anzuflammen, mich wieder auszuſöhnen mit meinem Genius — aber mein Stolz iſt ſo tief geſunken, daſs auch Raphaels Beyfall ihn kaum mehr emporraſſen wird.

Theoſophie des Julius.

Die Welt und das denkende Weſen.

Das Univerſum iſt ein Gedanke Gottes. Nachdem dieſes idealiſche Geiſtesbild in die Wirklichkeit hinübertrat, und die gebohrne Welt den Ruf ihres Schöpfers erfüllte — erlaube mir dieſe menſchliche Vorſtellung — ſo iſt der Beruf aller denkenden Weſen, in dieſem vorhandenen Ganzen die erſte Zeichnung wieder zu finden, die Regel in der Maſchine, die Einheit in der Zuſammenſetzung, das Geſetz in dem Phänomen aufzuſuchen, und das Gebäude rückwärts auf ſeinen Grundriſs zu übertragen. Alſo giebt es für mich nur eine einzige Erſcheinung in der Natur, das denkende Weſen. Die groſse Zuſammenſetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jetzt nur merkwürdig, weil ſie vorhanden iſt, mir die mannigfaltigen Aeuſſerungen jenes Weſens ſymboliſch zu bezeichnen.

Alles in mir und auſser mir iſt nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich iſt. Die Geſetze der Natur ſind die Ziffern, welche das denkende Weſen zuſammenfügt, ſich dem denkenden Weſen verſtändlich zu machen — das Alphabet, vermittelſt deſſen alle Geiſter mit dem vollkommenſten Geiſt und mit ſich ſelbſt unterhandeln. Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortreflichkeit geben mir Freude, weil ſie mich in den thätigen Zuſtand ihres Erfinders, ihres Beſitzers verſetzen, weil ſie mir die Gegenwart eines vernünftig empfindenden Weſens verrathen, und meine Verwandtſchaft mit dieſem Weſen mich ahnden laſſen. Eine neue Erfahrung in dieſem Reiche der Wahrheit, die Gravitation, der entdeckte Umlauf des Blutes, das Naturſyſtem des Linnäus heiſſen mir urſprünglich eben das, was eine Antike im Herkulanum hervorgegraben — beydes nur Widerſchein eines Geiſtes, neue Bekanntſchaft mit einem mir ähnlichen Weſen. Ich beſpreche mich mit dem Unendlichen durch das Inſtrument der Natur,

durch die Weltgeschichte — ich lese die Seele des Künstlers in seinem Apollo.

Willst du dich überzeugen, mein Raphael, so forsche rückwärts. Jeder Zustand der menschlichen Seele hat irgend eine Parabel in der physischen Schöpfung, wodurch er bezeichnet wird, und nicht allein Künstler und Dichter, auch selbst die abstraktesten Denker haben aus diesem reichen Magazine geschöpft, lebhafte Thätigkeit nennen wir Feuer; die Zeit ist ein Strom, der reissend von hinnen rollt; die Ewigkeit ist ein Zirkel; ein Geheimniss hüllt sich in Mitternacht, und die Wahrheit wohnt in der Sonne. Ja, ich fange an zu glauben, dass sogar das künftige Schicksal des menschlichen Geistes im dunkeln Orakel der körperlichen Schöpfung vorher verkündigt liegt. Jeder kommende Frühling, der die Sprösslinge der Pflanzen aus dem Schoosse der Erde treibt, giebt mir Erläuterung über das bange Räthsel des Todes, und widerlegt meine ängstliche Besorgniss eines ewigen Schlafs. Die

Schwalbe, die wir im Winter erſtarret finden und im Lenze wieder aufleben ſehen, die todte Raupe, die ſich als Schmetterling neu verjüngt in die Luft erhebt, reichen uns ein treffendes Sinnbild unſrer Unſterblichkeit.

Wie merkwürdig wird mir nun alles! — Jetzt, Raphael, iſt alles bevölkert um mich herum. Es giebt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper entdecke, da ahnde ich einen Geiſt — Wo ich Bewegung merke, da rathe ich auf einen Gedanken:

Wo kein Todter begraben liegt, wo kein Auferſtehen ſeyn wird, redet ja noch die Allmacht durch ihre Werke zu mir, und ſo verſtehe ich die Lehre von einer Allgegenwart Gottes.

I d e e.

Alle Geiſter werden angezogen von Vollkommenheit. Alle — es giebt hier Verirrungen, aber keine einzige Ausnahme — alle ſtreben nach dem Zuſtand der höchſten freyen Aeuſſerung ihrer Kräfte, alle beſitzen den gemeinſchaftlichen Trieb, ihre Thätigkeit auszudehnen, alles an ſich zu ziehen, in ſich zu verſammlen, ſich eigen zu machen, was ſie als gut, als vortreflich, als reizend erkennen. Anſchauung des Schönen, des Wahren, des Vortreflichen, iſt augenblickliche Beſitznehmung dieſer Eigenſchaften. Welchen Zuſtand Wir wahrnehmen, in dieſen treten wir ſelbſt. In dem Augenblicke, wo wir ſie uns denken, ſind wir Eigenthümer einer Tugend, Urheber einer Handlung, Erfinder einer Wahrheit, Inhaber einer Glückſeligkeit. Wir ſelber werden das empfundene Objekt. Verwirre mich hier durch kein zweideutiges Lächeln, mein Raphael — dieſe Vorausſetzung iſt der Grund, worauf ich alles folgende gründe, und einig müſſen wir ſeyn, ehe ich Muth habe, meinen Bau zu vollenden.

Etwas ähnliches sagt einem jeden schon das innere Gefühl. Wenn wir z. B. eine Handlung der Grofsmuth, der Tapferkeit, der Klugheit bewundern, regt sich da nicht ein geheimes Bewufstseyn in unserm Herzen, dafs wir fähig wären ein gleiches zu thun? Verräth nicht schon die hohe Röthe die bey Anhörung einer solchen Geschichte unsre Wangen färbt, dafs unsre Bescheidenheit vor der Bewunderung zittert? dafs wir über dem Lobe verlegen sind, welches uns die Veredlung unsres Wesens erwerben mufs? Ja, unser Körper selbst stimmt sich in diesem Augenblick in die Geberden des handelnden Menschen, und zeigt offenbar, dafs unsre Seele in diesen Zustand übergegangen sey. Wenn du zugegen warst, Raphael, wo eine grofse Begebenheit vor einer zahlreichen Versammlung erzählt wurde, sahest du es da dem Erzähler nicht an, wie er selbst auf den Weihrauch wartete, er selbst den Beyfall aufzehrte, der seinem Helden geopfert wurde — und wenn du der Erzähler warst, überraschtest du dein Herz niemals auf dieser glücklichen Täuschung?

Du haſt Beyſpiele, Raphael, wie lebhaft ich ſogar mit meinem Herzensfreund um die Vorleſung einer ſchönen Anekdote, eines vortreflichen Gedichtes mich zanken kann, und mein Herz hat mir's leiſe geſtanden, daſs es dir dann nur den Lorbeer miſsgönnte, der von dem Schöpfer auf den Vorleſer übergeht. Schnelles und inniges Kunſtgefühl für die Tugend, gilt darum allgemein für ein groſses Talent zu der Tugend, wie man im Gegentheil kein Bedenken trägt, das Herz eines Mannes zu bezweifeln, deſſen Kopf die moraliſche Schönheit ſchwer und langſam faſst.

Wende mir nicht ein, daſs bey lebendiger Erkenntniſs einer Vollkommenheit nicht ſelten das entgegenſtehende Gebrechen ſich finde, daſs ſelbſt den Böſewicht oft eine hohe Begeiſterung für das Vortrefliche anwandele, ſelbſt den Schwachen zuweilen ein Enthuſiasmus hoher herkuliſcher Gröſse durchflamme. Ich weiſs z. B. daſs unſer bewunderter Haller, der das geſchätzte Nichts der eitlen Ehre ſo männlich ent-

larvte, dessen philosophischer Gröfse ich so viel Bewunderung zollte, dafs eben dieser das noch eitlere Nichts eines Ritterfternes, der seine Gröfse beleidigte, nicht zu verachten im Stande war. Ich bin überzeugt, dafs in dem glücklichen Momente des Ideals, der Künstler, der Philosoph und der Dichter die grofsen und guten Menschen wirklich sind, deren Bild sie entwerfen — aber diese Veredlung des Geistes ist bey vielen nur ein unnatürlicher Zustand, durch eine lebhaftere Wallung des Bluts, einen raschern Schwung der Phantasie gewaltsam hervorgebracht, der aber auch eben deswegen so flüchtig wie jede andere Bezauberung dahin schwindet, und das Herz der despotischen Willkühr niedriger Leidenschaften desto ermatteter überliefert. Desto ermatteter, sage ich — denn eine allgemeine Erfahrung lehrt, dafs der rückfällige Verbrecher immer der wüthendere ist, dafs die Renegaten der Tugend sich von dem lästigen Zwange der Reue in den Armen des Lasters nur desto süfser erholen.

Ich wollte erweisen, mein Raphael, dafs es unser eigener Zustand ist, wenn wir einen fremden empfinden, dafs die Vollkommenheit auf den Augenblick unser wird, worin wir uns eine Vorstellung von ihr erwecken, dafs unser Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend sich endlich in das Bewufstseyn eigner Veredlung, eigner Bereicherung auflöset, und ich glaube, ich habe es erwiesen.

Wir haben Begriffe von der Weisheit des höchsten Wesens, von seiner Güte, von seiner Gerechtigkeit — aber keinen von seiner Allmacht. Seine Allmacht zu bezeichnen, helfen wir uns mit der stückweisen Vorstellung dreyer Successionen: Nichts, sein Wille, und Etwas. Es ist wüste und finster — Gott ruft: Licht — uns es wird Licht. Hätten wir eine Realidee seiner wirkenden Allmacht, so wären wir Schöpfer, wie Er.

Jede Vollkommenheit also, die ich wahrnehme, wird mein eigen, sie giebt

mir Freude, weil sie mein eigen ist, ich begehre sie, weil ich mich selbst liebe. Vollkommenheit in der Natur ist keine Eigenschaft der Materie, sondern der Geister. Alle Geister sind glücklich durch ihre Vollkommenheit. Ich begehre das Glück aller Geister, weil ich mich selbst liebe. Die Glückseligkeit, die ich mir vorstelle, wird meine Glückseligkeit, also liegt mir daran, diese Vorstellungen zu erwecken, zu vervielfältigen, zu erhöhen — also liegt mir daran, Glückseligkeit um mich her zu verbreiten. Welche Schönheit, welche Vortreflichkeit, welchen Genuss ich ausser mir hervorbringe, bringe ich in mir hervor, welchen ich vernachläßige, zerstöre, vernachläßige ich mir — Ich begehre fremde Glückseligkeit, weil ich meine eigne begehre. Begierde nach fremder Glückseligkeit nennen wir Wohlwollen.

Liebe.

Jetzt, bester Raphael, lass mich herumschauen. Die Höhe ist erstiegen, der Nebel ist gefallen, wie in einer blühenden Land-

Landſchaft ſtehe ich mitten im Unermeſslichen. Ein reineres Sonnenlicht hat alle meine Begriffe geläutert.

Liebe alſo — das ſchönſte Phänomen in der beſeelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geiſterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabenſten Tugend — Liebe iſt nur der Widerſchein dieſer einzigen Kraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tauſch der Perſönlichkeit, eine Verwechslung der Weſen.

Wenn ich haſſe, ſo nehme ich mir etwas, wenn ich liebe, ſo werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung iſt das Wiederfinden eines veräuſserten Eigenthums — Menſchenhaſs ein verlängerter Selbſtmord; Egoismus die höchſte Armuth eines erſchaffenen Weſens.

Als Raphael ſich meiner letzten Umarmung entwand, da zerriſs meine Seele, und ich weine um den Verluſt meiner

ſchöneren Hälfte. An jenem ſeligen Abend — du kenneſt ihn — da unſere Seelen ſich zum erſtenmal feurig berührten, wurden alle deine groſsen Empfindungen mein, machte ich nur mein ewiges Eigenthumsrecht auf deine Vortreflichkeit gelten — ſtolzer darauf, dich zu lieben als von dir geliebt zu ſeyn, denn das erſte hatte mich zu Raphael gemacht.

„War's nicht dies allmächtige Getriebe
„das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
„unſre Herzen an einander zwang?
„Raphael an deinem Arm — o Wonne!
„Wag auch ich zur groſsen Geiſter Sonne
„freudig den Vollendungsgang.

„Glücklich! Glücklich! dich hab ich gefunden,
„hab aus Millionen dich umwunden,
„und aus Millionen mein biſt du.
„Laſs das wilde Chaos wiederkehren,
„durch einander die Atomen ſtören,
„ewig flehn ſich unſre Herzen zu.

„Muſs ich nicht aus deinen Flammenaugen
„meiner Wolluſt Widerſtrahlen ſaugen?
„Nur in dir beſtaun ich mich.
„Schöner mahlt ſich mir die ſchöne Erde,
„heller ſpiegelt in des Freunds Geberde
„reizender der Himmel ſich.

„Schwermuth wirft die bangen Thränenlaſten,
„Süſser von des Leidens Sturm zu raſten,
„in der Liebe Buſen ab.
„Sucht nicht ſelbſt das folternde Entzücken
„Raphael in deinen Seelenblicken
„ungeduldig ein wollüſt'ges Grab?

„Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
„Seelen träumt' ich in die Felſenſteine
„und umarmend küſst ich ſie.
„Meine Klagen ſtöhnt' ich in die Lüfte,
„freute mich, antworteten die Klüfte,
„Thor genug, der ſüſsen Sympathie.“ —

Liebe findet nicht ſtatt unter gleichtönenden Seelen, aber unter harmoniſchen. Mit Wohlgefallen erkenne ich meine Em-

pfindungen wieder in dem Spiegel der deinigen, aber mit feuriger Sehnsucht verschlinge ich die höheren, die mir mangeln. Eine Regel leitet Freundschaft und Liebe. Die sanfte Desdemona liebt ihren Othello wegen der Gefahren, die er bestanden; der männliche Othello liebt sie um der Thräne willen, die sie ihm weinte.

Es giebt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt sind, jede Blume, und jedes entlegene Gestirn, jeden Wurm und jeden geahndeten höheren Geist an den Busen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur gleich unsrer Geliebten. Du verstehst mich, mein Raphael, der Mensch, der es so weit gebracht hat, alle Schönheit, Grösse, Vortreflichkeit im Kleinen und Grosen der Natur aufzulesen, und zu dieser Mannigfaltigkeit die grosse Einheit zu finden, ist der Gottheit schon sehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfliesst in seine Persönlichkeit. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäse jeder Einzelne die Welt.

Die Philoſophie unſrer Zeiten — ich fürchte es — widerſpricht dieſer Lehre. Viele unſrer denkenden Köpfe haben es ſich angelegen ſeyn laſſen, dieſen himmliſchen Trieb aus der menſchlichen Seele hinweg zu ſpotten, das Gepräge der Gottheit zu verwiſchen, und die Energie, dieſen edlen Enthuſiasmus im kalten tödtenden Hauch einer kleinmüthigen Indifferenz aufzulöſen. Im Knechtsgefühle ihrer eignen Entwürdigung haben ſie mit dem gefährlichen Feinde des Wohlwollens, dem Eigennutz ſich abgefunden, ein Phänomen zu erklären, das ihren begränzten Herzen zu göttlich war. Aus einem dürftigen Egoismus haben ſie ihre troſtloſe Lehre geſponnen, und ihre eigene Beſchränkung zum Maaſsſtab des Schöpfers gemacht — Entartete Sklaven, die unter dem Klang ihrer Ketten die Freyheit verſchreyen. Swift, der den Tadel der Thorheit bis zur Infamie der Menſchheit getrieben, und an den Schandpfahl, den er dem ganzen Geſchlechte bauete, zuerſt ſeinen eigenen Nahmen ſchrieb; Swift ſelbſt konnte der

menſchlichen Natur keine ſo tödtliche Wunde ſchlagen als dieſe gefährlichen Denker, die mit allem Aufwande des Scharfſinns und des Genies den Eigennutz ausſchmücken, und zu einem Syſteme veredeln.

Warum ſoll es die ganze Gattung entgelten, wenn einige Glieder an ihrem Werthe verzagen?

Ich bekenne es freymüthig, ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe. Ich bin verloren, wenn ſie nicht iſt, ich gebe die Gottheit auf, die Unſterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für die Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre an die Liebe zu glauben. Ein Geiſt, der ſich allein liebt, iſt ein ſchwimmender Atom im unermeſslichen leeren Raume.

Aufopferung.

Aber die Liebe hat Wirkungen hervorgebracht, die ihrer Natur zu widerſprechen ſcheinen.

Es iſt denkbar, daſs ich meine eigene Glückſeligkeit durch ein Opfer vermehre, das ich fremder Glückſeligkeit bringe — aber auch noch dann, wenn dieſes Opfer mein Leben iſt? Und die Geſchichte hat Beyſpiele ſolcher Opfer — und ich fühle es lebhaft, daſs es mich nichts koſten ſollte, für Raphaels Rettung zu ſterben. Wie iſt es möglich, daſs wir den Tod für ein Mittel halten, die Summe unſrer Genüſſe zu vermehren? Wie kann das Aufhören meines Daſeyns ſich mit Bereicherung meines Weſens vertragen?

Die Vorausſetzung von einer Unſterblichkeit hebt dieſen Widerſpruch — aber ſie entſtellt auch auf immer die hohe Grazie dieſer Erſcheinung. Rückſicht auf eine belohnende Zukunft ſchlieſst die Liebe aus. Es muſs eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unſterblichkeit auslangt, die auch auf Gefahr der Vernichtung das nehmliche Opfer wirkt.

Zwar iſt es ſchon Veredlung einer menſchlichen Seele, den gegenwärtigen Vor-

theil dem ewigen aufzuopfern — es ist die edelste Stufe des Egoismus — aber Egoismus und Liebe scheiden die Menschheit in zwey höchst unähnliche Geschlechter, deren Gränzen nie in einander fliessen. Egoismus errichtet seinen Mittelpunkt in sich selber; Liebe pflanzt ihn ausserhalb ihrer in die Achse des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit; Egoismus ist Einsamkeit: Liebe ist die mitherrschende Bürgerin eines blühenden Freystaats, Egoismus ein Despot in einer verwüstenden Schöpfung. Egoismus fä't für die Dankbarkeit, Liebe für den Undank. Liebe verschenkt, Egoismus leiht — Einerley vor dem Thron der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuss des nächstfolgenden Augenblicks, oder die Aussicht einer Märtyrerkrone — einerley, ob die Zinsen in diesem Leben oder im andern fallen!

Denke dir eine Wahrheit, mein Raphael, die dem ganzen Menschengeschlecht auf entfernte Jahrhunderte wohl thut — setze hinzu, diese Wahrheit verdammt ih-

ren Bekenner zum Tode, dieſe Wahrheit kann nur erwieſen haben, nur geglaubt werden, wenn er ſtirbt. Denke dir dann den Mann mit dem hellen umfaſſenden Sonnenblicke des Genies, mit dem Flammenrad der Begeiſterung, mit der ganzen erhabenen Anlage zu der Liebe. Laſs in ſeiner Seele das vollſtändige Ideal jener groſsen Wirkung emporſteigen — — laſs in dunkler Ahndung vorübergehen an ihm alle Glückliche, die er ſchaffen ſoll — laſs die Gegenwart und die Zukunft zugleich in ſeinem Geiſt ſich zuſammendrängen — und nnn beantworte dir, bedarf dieſer Menſch der Anweiſung auf ein anderes Leben?

Die Summe aller dieſer Empfindungen wird ſich verwirren mit ſeiner Perſönlichkeit, wird mit ſeinem Ich in eins zuſammen flieſsen. Das Menſchengeſchlecht, das er jetzt ſich denket, iſt Er ſelbſt. Es iſt ein Körper, in welchem ſein Leben, vergeſſen und entbehrlich, wie ein Blutstropfen ſchwimmt — wie ſchnell wird er ihn für ſeine Geſundheit verſprützen!

G o t t.

Alle Vollkommenheiten im Univerſum ſind vereinigt in Gott. Gott und Natur ſind zwey Gröſsen, die ſich vollkommen gleich ſind.

Die ganze Summe von harmoniſcher Thätigkeit, die in der göttlichen Subſtanz beyſammen exiſtirt, iſt in der Natur, dem Abbilde dieſer Subſtanz, zu unzähligen Graden und Maaſsen und Stufen vereinzelt. Die Natur, (erlaube mir dieſen bildlichen Ausdruck) die Natur iſt ein unendlich getheilter Gott.

Wie ſich im prismatiſchen Glaſe ein weiſser Lichtſtreif in ſieben dunklere Strahlen ſpaltet, hat ſich das göttliche Ich in zahlloſe empfindende Subſtanzen gebrochen. Wie ſieben dunklere Strahlen in einen hellen Lichtſtreif wieder zuſammenſchmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieſer Subſtanzen ein göttliches Weſen hervorgehen. Die vorhandene Form des Naturgebäudes iſt das optiſche Glas, und alle

Thätigkeiten der Geiſter nur ein unendliches Farbenſpiel jenes einfachen göttlichen Strahles. Gefiel es der Allmacht dereinſt, dieſes Prisma zu zerſchlagen, ſo ſtürzte der Damm zwiſchen ihr und der Welt ein, alle Geiſter würden in einem unendlichen untergehen, alle Akkorde in einer Harmonie in einander flieſsen, alle Bäche in einem Ocean aufhören.

Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zu Stande. Die Anziehung der Geiſter in's Unendliche vervielfältigt und fortgeſetzt, müſste endlich zu Aufhebung jener Trennung führen, oder (darf ich es ausſprechen, Raphael?) Gott hervorbringen. Eine ſolche Anziehung iſt die Liebe.

Alſo Liebe, mein Raphael, iſt die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit. Ohne Anſpruch, und ſelbſt unbewuſst, zielen wir dahin.

„Todte Gruppen ſind wir wann wir haſſen,
„Götter, wenn wir liebend uns umfaſſen,
„lechzen nach dem ſüſsen Feſſelzwang.
„Aufwärts durch die tauſendfachen Stufen
„zahlenloſer Geiſter, die nicht ſchufen,
„waltet göttlich dieſer Drang.

„Arm in Arme, höher ſtets und höher
„Vom Barbaren bis zum griech'ſchen Seher,
„der ſich an den letzten Seraph reiht,
„Wallen wir einmüth'gen Ringeltanzes,
„bis ſich dort im Meer des ew'gen Glanzes
„Sterbend untertauchen Maaſs und Zeit.

„Freundlos war der groſse Weltenmeiſter,
„fühlte Mangel, darum ſchuf er Geiſter,
„ſel'ge Spiegel ſeiner Seligkeit.
„Fand das höchſte Weſen ſchon kein Gleiches,
„aus dem Kelch des ganzen Weſenreiches
„ſchäumt ihm die Unendlichkeit.“

Liebe, mein Raphael, iſt das wuchernde Arkan, den entadelten König des Goldes aus dem unſcheinbaren Kalke wieder her-

zustellen, das Ewige aus dem Vergänglichen, und aus dem zerstörenden Brande der Zeit das grosse Orakel der Dauer zu retten.

Was ist die Summe von allem bisherigen?

Lasst uns Vortreflichkeit einsehen, so wird sie unser. Lasst uns vertraut werden mit der hohen idealischen Einheit, so werden wir uns mit Bruderliebe anschliessen an einander. Lasst uns Schönheit und Freude pflanzen, so ärndten wir Schönheit und Freude. Lasst uns helle denken, so werden wir feurig lieben. Seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt der Stifter unsers Glaubens. Die schwache Menschheit erblasste bey diesem Gebote, darum erklärte er sich deutlicher: liebet euch unter einander.

„Weisheit mit dem Sonnenblick,
„Groſse Göttin tritt zurück
„weiche vor der Liebe.

„Wer die ſteile Sternenbahn
„gieng dir heldenkühn voran
zu der Gottheit Sitze?
„Wer zerriſs das Heiligthum
„zeigte dir Eliſium
„durch des Grabes Ritze?

„Lockte ſie uns nicht hinein,
„möchten wir unſterblich ſeyn?
„Suchten auch die Geiſter
„ohne ſie den Meiſter?
„Liebe, Liebe leitet nur
„zu dem Vater der Natur,
„Liebe nur die Geiſter.“

Hier, mein Raphael, haſt du das Glaubensbekenntniſs meiner Vernunft, einen flüchtigen Umriſs meiner unternommenen Schöpfung. So wie du hier findeſt, gieng der Saamen auf, den du ſelber in meine

Seele ſtreuteſt. Spotte nun oder freue dich oder erröthe über deinen Schüler. Wie du willſt — aber dieſe Philoſophie hat mein Herz geadelt, und die Perſpective meines Lebens verſchönert. Möglich, mein Beſter, daſs das ganze Gerüſte meiner Schlüſſe ein beſtandloſes Traumbild geweſen. — Die Welt, wie ich ſie hier mahlte, iſt vielleicht nirgends, als im Gehirne deines Julius wirklich — — vielleicht, daſs nach Ablauf der tauſend tauſend Jahre jenes Richters, wo der verſprochene weiſere Mann auf dem Stuhle ſitzt, ich bey Erblickung des wahren Originales meine ſchülerhafte Zeichnung ſchamroth in Stücken reiſse — Alles dieſs mag eintreffen, ich erwarte es; dann aber, wenn die Wirklichkeit meinem Traume auch nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um ſo entzückender, um ſo majeſtätiſcher überraſchen. Sollten meine Ideen wohl ſchöner ſeyn, als die Ideen des ewigen Schöpfers? Wie? Sollte der es wohl dulden, daſs ſein erhabenes Kunſtwerk hinter den Erwartungen eines ſterb-

lichen Kennens zurück bliebe? — Das eben ist die Feuerprobe seiner grossen Vollendung, und der süsseste Triumpf für den höchsten Geist, dass auch Fehlschlüsse und Täuschung seiner Anerkennung nicht schaden, dass alle Schlangenkrümmungen der ausschweifenden Vernunft in die gerade Richtung der ewigen Wahrheit zuletzt einschlagen, zuletzt alle abtrünnigen Arme ihres Stromes nach der nehmlichen Mündung laufen. Raphael — welche Idee erweckt mir der Künstler, der in tausend Kopien anders entstellt, in allen tausenden dennoch sich ähnlich bleibt, dem selbst die verwüstende Hand eines Stümpers die Anbetung nicht entziehen kann!

Uebrigens könnte meine Darstellung durchaus verfehlt, durchaus unächt seyn — noch mehr, ich bin überzeugt, dass sie es nothwendig seyn muss, und dennoch ist es möglich, dass alle Resultate daraus eintreffen. Unser ganzes Wissen läuft, endlich, wie alle Weltweisen übereinkommen, auf eine konventionelle Täuschung hinaus, mit

mit welcher jedoch die ſtrengſte Wahrheit beſtehen kann. Unſre reinſten Begriffe ſind keineswegs Bilder der Dinge, ſondern bloſs ihre nothwendig beſtimmten und coexiſtirenden Zeichen. Weder Gott, noch die menſchliche Seele, noch die Welt, ſind das wirklich, was wir davon halten. Unſre Gedanken von dieſen Dingen ſind nur die endemiſchen Formen, worin ſie uns der Planet überliefert, den wir bewohnen — Unſer Gehirn gehört dieſem Planeten, folglich auch die Idiome unſrer Begriffe, die darin aufbewahrt liegen. Aber die Kraft der Seele iſt eigenthümlich, nothwendig und immer ſich ſelbſt gleich; das willkührliche der Materialien, woran ſie ſich äuſsert, ändert nichts an den ewigen Geſetzen, wornach ſie ſich äuſsert, ſo lang dieſes willkührliche mit ſich ſelbſt nicht im Widerſpruch ſteht, ſo lang das Zeichen dem Bezeichneten durchaus getreu bleibt. So wie die Denkkraft die Verhältniſſe der Idiome entwickelt, müſſen dieſe Verhältniſſe in den Sachen auch wirklich vorhanden ſeyn. Wahrheit iſt alſo keine Eigenſchaft der

Idiome, ſondern der Schlüſſe; nicht die Aehnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Begriffs mit dem Gegenſtand, ſondern die Uebereinſtimmung dieſes Begriffs mit den Geſetzen der Denkkraft. Eben ſo bedient ſich die Gröſsenlehre der Chiffern, die nirgends als auf dem Papiere vorhanden ſind, und findet damit, was vorhanden iſt, in der wirklichen Welt. Was für eine Aehnlichkeit haben z. B. die Buchſtaben A und B, die Zeichen: und =, + und — mit dem Faktum, das gewonnen werden ſoll? — Und doch ſteigt der vor Jahrhunderten verkündigte Komet am entlegenen Himmel auf, doch tritt der erwartete Planet vor die Scheibe der Sonne! Auf die Unfehlbarkeit ſeines Kalkuls geht der Weltentdecker Kolumbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meere ein, die fehlende zweyte Hälfte zu der bekannten Hemisphäre, die groſse Inſel Atlantis zu ſuchen, welche die Lücke auf ſeiner geographiſchen Charte ausfüllen ſollte. Er fand ſie, dieſe Inſel ſeines Papiers, und ſeine Rechnung war richtig. Wäre ſie

etwa minder geweſen, wenn ein feindlicher Sturm ſeine Schiffe zerſchmettert oder rückwärts nach ihrer Heimath getrieben hätte? — Einen ähnlichen Kalkul macht die menſchliche Vernunft, wenn ſie das Unſinnliche mit Hülfe des Sinnlichen ausmiſst, und die Mathematik ihrer Schlüſſe auf die verborgene Phyſik des Uebermenſchlichen anwendet. Aber noch fehlt die letzte Probe zu ihren Rechnungen, denn kein Reiſender kam aus jenem Lande zurück, ſeine Entdeckung zu erzählen. Ihre eigne Schranken hat die menſchliche Natur, ſeine eigene jedes Individuum. Ueber jene wollen wir uns wechſelsweiſe tröſten; dieſe wird Raphael dem Knabenalter ſeines Julius vergeben. Ich bin arm an Begriffen, ein Fremdling in manchen Kenntniſſen, die man bey Unterſuchungen dieſer Art als unentbehrlich vorausſetzt. Ich habe keine philoſophiſche Schule gehört, und wenig gedruckte Schriften geleſen. Es mag ſeyn, daſs ich dort und da meine Phantaſien ſtrengern Vernunftſchlüſſen unterſchiebe, daſs ich Wallungen mei-

nes Blutes, Ahndungen und Bedürfnisse meines Herzens für nüchterne Weisheit verkaufe, auch das, mein Guter, soll mich dennoch den verlornen Augenblick nicht bereuen lassen. Es ist wirklicher Gewinn für die allgemeine Vollkommenheit, es war die Vorhersehung des weisesten Geistes, dass die verirrende Vernunft auch selbst das chaotische Land der Träume bevölkern, und den kahlen Boden des Widerspruchs urbar machen sollte. Nicht der mechanische Künstler nur, der den rohen Demant zum Brillanten schleift — auch der andre ist schätzbar, der gemeinere Steine bis zur scheinbaren Würde des Demants veredelt. Der Fleiss in den Formen kann zuweilen die massive Wahrheit des Stoffes vergessen lassen. Ist nicht jede Uebung der Denkkraft, jede feine Schärfe des Geistes eine kleine Stufe zu seiner Vollkommenheit, und jede Vollkommenheit musste Daseyn erlangen in der vollständigen Welt. Die Wirklichkeit schränkt sich nicht auf das absolut Nothwendige ein; sie umfasst auch das bedingungsweise nothwendige; jede Geburt

des Gehirnes, jedes Gewebe des Witzes hat ein unwiderſprechliches Bürgerrecht in dieſem gröſseren Sinne der Schöpfung. Im unendlichen Riſſe der Natur durfte keine Thätigkeit ausbleiben, zur allgemeinen Glückſeligkeit kein Grad des Genuſſes fehlen. Derjenige groſse Haushalter ſeiner Welt, der ungenützt keinen Splitter fallen, keine Lücke unbevölkert läſst, wo noch irgend ein Lebensgenuſs Raum hat, der mit dem Gifte, das den Menſchen anfeindet, Nattern und Spinnen ſättigt, der in das todte Gebiet der Verweſung noch Pflanzungen ſendet, die kleine Blüthe von Wolluſt, die im Wahnwitze ſproſſen kann, noch wirthſchaftlich ausſpendet, der Laſter und Thorheit zur Vortreflichkeit noch endlich verarbeitet, und die groſse Idee des Weltbeherrſchenden Roms aus der Lüſternheit des Tarquinius Sextus zu ſpinnen wuſste. — Dieſer erfinderiſche Geiſt ſollte nicht auch den Irrthum zu ſeinen groſsen Zwecken verbrauchen, und dieſe weitläuftige Weltſtrecke in der Seele des Menſchen verwildert und freudenleer liegen laſſen?

Jede Fertigkeit der Vernunft, auch im Irrthum, vermehrt ihre Fertigkeit zur Empfängniſs der Wahrheit.

Laſs, theurer Freund meiner Seele, laſs mich immerhin zu dem weitläuftigen Spinngewebe der menſchlichen Weisheit auch das meinige tragen. Anders mahlt ſich das Sonnenbild in dem Thautropfen des Morgens, anders im majeſtätiſchen Spiegel des erdumgürtenden Oceans! Schande aber dem trüben wolkigten Sumpfe, der es niemals empfängt und niemals zurückgiebt. Millionen Gewächſe trinken von den vier Elementen der Natur. Eine Vorrathskammer ſteht offen für alle; aber ſie miſchen ihren Saft millionenfach anders, geben ihn millionenfach anders wieder. Die ſchöne Mannigfaltigkeit verkündigt einen reichen Herrn dieſes Hauſes. Vier Elemente ſind es, woraus alle Geiſter ſchöpfen: Ihr ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle miſchen ſich millionenfach anders, geben ſie millionenfach anders wieder, aber eine Wahrheit iſt es, die gleich einer feſten Achſe gemeinſchaft-

lich durch alle Religionen und alle Syſteme geht. — „Nähert euch dem Gott, den ihr meinet.“

Raphael an Julius.

Das wäre nun freylich ſchlimm, wenn es kein andres Mittel gäbe, Dich zu beruhigen, Julius, als den Glauben an die Erſtlinge Deines Nachdenkens bey Dir wieder herzuſtellen. Ich habe dieſe Ideen, die ich bey Dir aufkeimen ſah, mit innigem Vergnügen in Deinen Papieren wieder gefunden. Sie ſind einer Seele. wie die Deinige, werth, aber hier konnteſt und durfteſt Du nicht ſtehen bleiben. Es giebt Freuden für jedes Alter, und Genüſſe für jede Stufe der Geiſter.

Schwer muſste es Dir wohl werden, Dich von einem Syſteme zu trennen, das ſo ganz für die Bedürfniſſe Deines Herzens geſchaffen war. Kein andres, ich wette darauf, wird je wieder ſo tiefe Wurzeln bey Dir ſchlagen, und vielleicht durfteſt

Du nur ganz Dir ſelbſt überlaſſen ſeyn, um früher oder ſpäter mit Deinen Lieblingsideen wieder ausgeſöhnt zu werden. Die Schwächen der entgegengeſetzten Syſteme würdeſt Du bald bemerken, und alsdann bey gleicher Unerweislichkeit das Wünſchenswertheſte vorziehen, oder vielleicht neue Beweisgründe auffinden, um wenigſtens das Weſentliche davon zu retten, wenn Du auch einige gewagtere Behauptungen Preis geben müſsteſt.

Aber dieſs alles iſt nicht in meinem Plan. Du ſollſt zu einer höhern Freyheit des Geiſtes gelangen, wo Du ſolcher Behelfe nicht mehr bedarfſt. Freylich iſt dieſs nicht das Werk eines Augenblicks. Das gewöhnliche Ziel der früheſten Bildung iſt Unterjochung des Geiſtes, und von allen Erziehungskunſtſtücken gelingt dieſs faſt immer am erſten. Selbſt Du, bey aller Elaſticität Deines Charakters, ſchienſt zu einer willigen Unterwerfung unter die Herrſchaft der Meinungen vor tauſend andern beſtimmt, und dieſer Zuſtand der

Unmündigkeit konnte bey Dir deſto länger dauern, je weniger Du das Drückende davon fühlteſt. Kopf und Herz ſtehen bey Dir in der engſten Verbindung. Die Lehre wurde Dir werth durch den Lehrer. Bald gelang es Dir, eine intereſſante Seite daran zu entdecken, ſie nach den Bedürfniſſen Deines Herzens zu veredeln, und über die Punkte, die Dir auffallen muſsten, Dich durch Reſignation zu beruhigen. Angriffe gegen ſolche Meinungen verachteteſt Du, als bübiſche Rache einer Sklavenſeele an der Ruthe ihres Zuchtmeiſters. Du prangteſt mit Deinen Feſſeln, die Du aus freyer Wahl zu tragen glaubteſt.

So fand ich Dich, und es war mir ein trauriger Anblick, wie Du ſo oft mitten im Genuſs Deines blühendſten Lebens, und in Aeuſserung Deiner edelſten Kräfte durch ängſtliche Rückſichten gehemmt wurdeſt. Die Conſequenz, mit der Du nach Deinen Ueberzeugungen handelteſt, ſind die Stärke der Seele, die Dir jedes Opfer erleichterte, waren doppelte Beſchränkungen Deiner

Thätigkeit und Deiner Freuden. Damals beſchloſs ich, jene ſtümperhaften Bemühungen zu vereiteln, wodurch man einen Geiſt, wie den Deinigen, in die Form alltäglicher Köpfe zu zwingen geſucht hatte. Alles kam darauf an, Dich auf den Werth des Selbſtdenkens aufmerkſam zu machen, und Dir Zutrauen zu Deinen eignen Kräften einzuflöſsen. Der Erfolg Deiner erſten Verſuche begünſtigte meine Abſicht. Deine Phantaſie war freylich mehr dabey beſchäftigt, als Dein Scharfſinn. Ihre Ahndungen erſetzten Dir ſchneller den Verluſt Deiner theuerſten Ueberzeugungen, als Du es vom Schneckengange der kaltblütigen Forſchung, die vom Bekannten zum Unbekannten ſtufenweiſe fortſchreitet, erwarten konnteſt. Aber eben dieſs begeiſternde Syſtem gab Dir den erſten Genuſs in dieſem neuen Felde von Thätigkeit, und ich hütete mich ſehr, einen willkommenen Enthuſiasmus zu ſtören, der die Entwickelung Deiner treflichſten Anlagen beförderte. Jetzt hat ſich die Scene geändert. Die Rückkehr unter die Vormundſchaft Deiner

Kindheit iſt auf immer verſperrt. Dein Weg geht vorwärts, und Du bedarfſt keiner Schonung mehr.

Daſs ein Syſtem, wie das Deinige, die Probe einer ſtrengen Kritik nicht aushalten konnte, darf Dich nicht befremden. Alle Verſuche dieſer Art, die dem Deinigen an Kühnheit und Weite des Umfangs gleichen, hatten kein andres Schickſal. Auch war nichts natürlicher, als daſs Deine philoſophiſche Laufbahn bey Dir im Einzelnen eben ſo begann, als bey dem Menſchengeſchlechte im Ganzen. Der erſte Gegenſtand, an dem ſich der menſchliche Forſchungsgeiſt verſuchte, war von jeher — das Univerſum. Hypotheſen über den Urſprung des Weltalls und den Zuſammenhang ſeiner Theile hatten Jahrhunderte lang die gröſsten Denker beſchäftigt, als Sokrates die Philoſophie ſeiner Zeiten vom Himmel zur Erde herabrief. Aber die Gränzen der Lebensweisheit waren für die ſtolze Wiſsbegierde ſeiner Nachfolger zu enge. Neue Syſteme entſtanden aus den

Trümmern der alten. Der Scharfſinn ſpäterer Zeitalter durchſtreifte das unermeſsliche Feld möglicher Antworten auf jene immer von neuem ſich aufdringenden Fragen über das geheimniſsvolle Innere der Natur, das durch keine menſchliche Erfahrung enthüllt werden konnte. Einigen gelang es ſogar, den Reſultaten ihres Nachdenkens einen Anſtrich von Beſtimmtheit, Vollſtändigkeit und Evidenz zu geben. Es giebt mancherley Taſchenſpielerkünſte, wodurch die eitle Vernunft der Beſchämung zu entgehen ſucht, in Erweiterung ihrer Kenntniſſe die Gränzen der menſchlichen Natur nicht überſchreiten zu können. Bald glaubt man neue Wahrheiten entdeckt zu haben, wenn man einen Begriff in die einzelnen Beſtandtheile zerlegt, aus denen er erſt willkührlich zuſammengeſetzt war. Bald dient eine unmerkliche Vorausſetzung zur Grundlage einer Kette von Schlüſſen, deren Lücken man ſchlau zu verbergen weifs, und die erſchlichenen Folgerungen werden als hohe Weisheit angeſtaunt. Bald häuft man einſeitige Er-

fahrungen, um eine Hypotheſe zu begründen, und verſchweigt die entgegengeſetzten Phänomene, oder man verwechſelt die Bedeutung der Worte nach den Bedürfniſſen der Schlufsfolge. Und dieſs ſind nicht etwa bloſs Kunſtgriffe für den philoſophiſchen Charlatan, um ſein Publikum zu täuſchen. Auch der redlichſte, unbefangenſte Forſcher gebraucht oft, ohne es ſich bewufst zu ſeyn, ähnliche Mittel, um ſeinen Durſt nach Kenntniſſen zu ſtillen, ſobald er einmal aus der Sphäre heraustritt, in welcher allein ſeine Vernunft ſich mit Recht des Erfolgs ihrer Thätigkeit freuen kann.

Nach dem, was Du ehemals von mir gehört haſt, Julius, müſſen Dich dieſe Aeufserungen nicht wenig überraſchen. Und gleichwohl ſind ſie nicht das Produkt einer zweifelſüchtigen Laune. Ich kann Dir Rechenſchaft von den Gründen geben, worauf ſie beruhen, aber hierzu müſſte ich freylich eine etwas trockne Unterſuchung über die Natur der menſchlichen

Erkenntniss vorausschicken, die ich lieber auf eine Zeit verspare, da sie für dich ein Bedürfniss seyn wird. Noch bist du nicht in derjenigen Stimmung, wo die demüthigenden Wahrheiten von den Gränzen des menschlichen Wissens Dir interessant werden können. Mache zuerst einen Versueh an dem Systeme, welches bey Dir das Deinige verdrängte. Prüfe es mit gleicher Unpartheylichkeit und Strenge. Verfahre eben so mit andern Lehrgebäuden, die Dir neuerlich bekannt worden sind: und wenn keines von allen Deine Forderungen vollkommen befriedigt, dann wird sich Dir die Frage aufdringen: ob diese Forderungen auch wirklich gerecht waren?

„Ein leidiger Trost, wirst Du sagen, Resignation ist also meine ganze Ausicht nach so viel glänzenden Hoffnungen? War es da wohl der Mühe werth, mich zum vollen Gebrauche meiner Vernunft aufzufordern, um ihm gerade da Gränzen zu setzen, wo er mir am fruchtbarsten zu werden anfieng? Musste ich einen höhern

Genuſs nur deswegen kennen lernen, um das Peinliche meiner Beſchränkung doppelt zu fühlen?“

Und doch iſt es eben dieſs niederſchlagende Gefühl, was ich bey Dir ſo gern' unterdrücken möchte. Alles zu entfernen, was Dich im vollen Genuſs Deines Daſeyns hindert, den Keim jeder höhern Begeiſterung — das Bewuſstſeyn des Adels Deiner Seele — in Dir zu beleben, dieſs iſt mein Zweck. Du biſt aus dem Schlummer erwacht, in den Dich die Knechtſchaft unter fremden Meinungen wiegte. Aber das Maaſs von Gröſse, wozu Du beſtimmt biſt, würdeſt Du nie erfüllen, wenn Du im Streben nach einem unerreichbaren Ziele Deine Kräfte verſchwendeteſt. Bis jetzt mochte dieſs hingehen, und war auch eine natürliche Folge Deiner neuerworbenen Freyheit. Die Ideen, welche Dich vorher am meiſten beſchäftigt hatten, muſsten nothwendig der Thätigkeit Deines Geiſtes die erſte Richtung geben. Ob dieſs unter allen möglichen die fruchtbarſte ſey, wür-

den Dich Deine eignen Erfahrungen früher oder später belehrt haben. Mein Geschäft war blofs, diesen Zeitpunkt, wo möglich, zu beschleunigen.

Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, die Gröfse des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, womit er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Wesen ehrt gewifs das Gepräge der Vollendung auch in der kleinsten Sphäre, wenn es dagegen auf die eitlen Versuche, mit Insektenblicken das Weltall zu überschauen, mitleidig herabsieht. Unter allen Ideen, die in Deinem Aufsatze enthalten sind, kann ich Dir daher am wenigsten den Satz einräumen, dafs es die höchste Bestimmung des Menschen sey, den Geist des Weltschöpfers in seinem Kunstwerke zu ahnden. Zwar weifs auch ich für die Thätigkeit des vollkommensten Wesens kein erhabneres Bild als die Kunst. Aber eine wichtige Verschiedenheit scheinst Du übersehen zu haben. Das Universum ist kein reiner

Abdruck

Abdruck eines Ideals, wie das vollendete Werk eines menſchlichen Künſtlers. Dieſer herrſcht deſpotiſch über den todten Stoff, den er zu Verſinnlichung ſeiner Ideen gebraucht. Aber in dem göttlichen Kunſtwerke iſt der eigenthümliche Werth jedes ſeiner Beſtandtheile geſchont, und dieſer anhaltende Blick, deſſen er jedem Keime von Energie auch in dem kleinſten Geſchöpfe würdigt, verherrlicht den Meiſter eben ſo ſehr, als die Harmonie des unermeſslichen Ganzen. Leben und Freyheit im gröfsten möglichen Umfange iſt das Gepräge der göttlichen Schöpfung. Sie iſt nie erhabener, als da, wo ihr Ideal am meiſten verfehlt zu ſeyn ſcheint. Aber eben dieſe höhere Vollkommenheit kann in unſrer jetzigen Beſchränkung von uns nicht gefaſst werden. Wir überſehen einen zu kleinen Theil des Weltalls, und die Auflöſung der gröfsern Menge von Miſstönen iſt unſerm Ohre unerreichbar. Jede Stufe, die wir auf der Leiter der Weſen emporſteigen, wird uns für dieſen Kunſtgenuſs empfänglicher machen, aber auch alsdann

hat er gewifs seinen Werth nur als Mittel, nur insofern er uns zu ähnlicher Thätigkeit begeistert. Träges Anstaunen fremder Gröfse kann nie ein höheres Verdienst seyn. Dem edleren Menschen fehlt es weder an Stoffe zur Wirksamkeit noch an Kräften, um selbst in seiner Sphäre Schöpfer zu seyn. Und dieser Beruf ist auch der Deinige, Julius. Hast Du ihn einmal erkannt, so wird es Dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die Deine Wifsbegierde nicht überschreiten kann.

Und dieſs ist der Zeitpunkt, den ich erwarte, um Dich vollkommen mit mir ausgesöhnt zu sehen. Erst mufs Dir der Umfang Deiner Kräfte völlig bekannt werden, ehe Du den Werth ihrer freyesten Aeufserung schätzen kannst. Bis dahin zürne immer mit mir, nur verzweifle nicht an Dir selbst.

IV.

Briefe über Don Karlos.

Erſter Brief.

Sie ſagen mir, lieber Freund, daſs Ihnen die bisherigen Beurtheilungen des Don Karlos noch wenig Befriedigung gegeben, und halten dafür, daſs der gröſste Theil derſelben den eigentlichen Geſichtspunkt des Verfaſſers fehlgegangen ſey. Es däucht Ihnen noch wohl möglich, gewiſſe gewagte Stellen zu retten, welche die Kritik für unhaltbar erklärte; manche Zweifel, die dagegen rege gemacht worden, finden Sie in dem Zuſammenhange des Stücks — wo nicht völlig beantwortet, doch vorhergeſehen und in Anſchlag gebracht. Bey den meiſten Einwürfen fänden Sie weit weniger die Sagacität der Beurtheiler, als die

Selbſtzufriedenheit zu bewundern, mit der ſie ſolche als hohe Entdeckungen vortragen, ohne ſich durch den natürlichſten Gedanken ſtören zu laſſen, daſs Uebertretungen, die dem Blödſichtigſten ſogleich ins Auge fallen, auch wohl dem Verfaſſer, der unter ſeinen Leſern ſelten der am wenigſten unterrichtete iſt, dürften ſichtbar geweſen ſeyn, und daſs ſie es alſo weniger mit der Sache ſelbſt, als mit den Gründen zu thun haben, die ihn dabey beſtimmten. Dieſe Gründe können allerdings unzulänglich ſeyn, können auf einer einſeitigen Vorſtellungsart beruhen: aber die Sache des Beurtheilers wäre es geweſen, dieſe Unzulänglichkeit, dieſe Einſeitigkeit zu zeigen, wenn er anders in den Augen desjenigen, dem er ſich zum Richter aufdringt oder zum Rathgeber anbietet, einen Werth erlangen will.

Aber, lieber Freund, was geht es am Ende den Autor an, ob ſein Beurtheiler Beruf gehabt hat, oder nicht? Wie viel oder wenig Scharfſinn er bewieſen hat?

Mag er das mit sich selbst ausmachen. Schlimm für den Autor und sein Werk, wenn er die Wirkung desselben auf die Divinationsgabe und Billigkeit seiner Kritiker ankommen liefs, wenn er den Eindruck desselben von Eigenschaften abhängig machte, die sich nur in sehr wenigen Köpfen vereinigen. Es ist einer der fehlerhaftesten Zustände, in welchen sich ein Kunstwerk befinden kann, wenn es in die Willkühr des Betrachters gestellt worden, welche Auslegung er davon machen will, und wenn es einer Nachhülfe bedarf, ihn in den rechten Standpunkt zu rücken. Wollten Sie mir andeuten, dafs das meinige sich in diesem Falle befände, so haben Sie etwas sehr schlimmes davon gesagt, und Sie veranlassen mich, es aus diesem Gesichtspunkt noch einmal genauer zu prüfen. Es käme also, däucht mir, vorzüglich darauf an, zu untersuchen, ob in dem Stücke alles enthalten ist, was zum Verständnifs desselben dienet, und ob es in so klaren Ausdrücken angegeben ist, dafs es dem Leser leicht war, es zu erkennen.

Laſſen Sie ſichs alſo gefallen, lieber Freund, daſs ich Sie eine Zeitlang von dieſem Gegenſtand unterhalte. Das Stück iſt mir fremder geworden, ich finde mich jetzt gleichſam in der Mitte zwiſchen dem Künſtler und ſeinem Betrachter, wodurch es mir vielleicht möglich wird, des erſtern vertraute Bekanntſchaft mit ſeinem Gegenſtand, mit der Unbefangenheit des letztern zu verbinden.

Es kann mir überhaupt — und ich finde nöthig, dieſes voraus zu ſchicken — es kann mir begegnet ſeyn, daſs ich in den erſten Akten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. S. Reals Novelle, vielleicht auch meine eigene Aeuſserungen darüber im erſten Stück der Thalia, mögen dem Leſer einen Standpunkt angewieſen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, daſs ich es ausarbeitete, welches mancher Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war, hat ſich — in mir ſelbſt vieles verändert. An

den verſchiedenen Schickſalen, die während dieſer Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen ſind, muſste nothwendig auch dieſes Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfange vorzüglich in demſelben gefeſſelt hatte, that dieſe Wirkung in der Folge ſchon ſchwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeſs bey mir aufkamen, verdrängten die frühern; Karlos ſelbſt war in meiner Gunſt gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit voraus geſprungen war, und aus der entgegengeſetzten Urſache hatte Marquis Poſa ſeinen Platz eingenommen. So kam es denn, daſs ich zu dem vierten und fünften Akte ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die erſten drey Akte waren in den Händen des Publikums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzuſtoſsen — ich hätte alſo das Stück entweder ganz unterdrücken müſſen, (und das hätte mir doch wohl der kleinſte Theil meiner Leſer gedankt) oder ich muſste die zweyte Hälfte der erſten ſo gut anpaſſen, als ich konnte.

Wenn dieſs nicht überall auf die glücklichſte Art geſchehen iſt, ſo dient mir zu einiger Beruhigung, daſs es einer geſchicktern Hand, als der meinigen, nicht viel beſſer würde gelungen ſeyn. Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lang mit dem Stücke getragen, ein dramatiſches Werk aber kann und ſoll nur die Blüthe eines einzigen Sommers ſeyn. Auch der Plan war für die Gränzen und Regeln eines dramatiſchen Werks zu weitläuftig angelegt. Dieſer Plan z. B. foderte, daſs Marquis Poſa das uneingeſchränkteſte Vertrauen Philipps davon trug; aber zu dieſer auſserordentlichen Wirkung erlaubte mir die Oekonomie des Stücks nur eine einzige Scene.

Bey meinem Freunde werden mich dieſe Auffchlüſſe vielleicht rechtfertigen, aber nicht bey der Kunſt. Möchten ſie indeſſen doch nur die vielen Deklamationen beſchlieſsen, womit von dieſer Seite her von den Kritikern gegen mich iſt Sturm gelaufen worden.

Zweyter Brief.

Der Karakter des Marquis Posa ist fast durchgängig für zu idealisch gehalten worden; in wie fern diese Behauptung Grund hat, wird sich dann am besten ergeben, wenn man die eigenthümliche Handlungsart dieses Menschen auf ihren wahren Gehalt zurückgeführt hat. Ich habe es hier, wie Sie sehen, mit zwey entgegengesetzten Partheyen zu thun. Denen, welche ihn aus der Klasse natürlicher Wesen schlechterdings verwiesen haben wollen, müsste also dargethan werden, in wie fern er mit der Menschennatur zusammenhangt, in wie fern seine Gesinnungen wie seine Handlungen aus sehr menschlichen Trieben fliessen, und in der Verkettung äusserlicher Umstände gegründet sind; diejenigen welche ihm den Nahmen eines göttlichen Menschen geben, brauche ich nur auf einige Blössen an ihm aufmerksam zu machen, die gar sehr menschlich sind. Die Gesinnungen, die der Marquis äussert; die Philosophie, die ihn leitet, die Lieblings-

gefühle, die ihn beseelen, so sehr sie sich auch über das tägliche Leben erheben, können, als bloße Vorstellungen betrachtet, es nicht wohl seyn, was ihn mit Recht aus der Klasse natürlicher Wesen verbannte. Denn was kann in einem menschlichen Kopf nicht Daseyn empfangen, und welche Geburt des Gehirnes kann in einem glühenden Herzen nicht zur Leidenschaft reifen? Auch seine Handlungen können es nicht seyn, die, so selten dieß auch geschehen mag, in der Geschichte selbst ihres Gleichen gefunden haben; denn die Aufopferung des Marquis für seinen Freund hat wenig oder nichts vor dem Heldentode eines Curtius, Regulus und anderer voraus. Das Unrichtige und Unmögliche müßte also entweder in dem Widerspruch dieser Gesinnungen mit dem damaligen Zeitalter, oder in ihrer Ohnmacht und ihrem Mangel an Lebendigkeit liegen, zu solchen Handlungen wirklich zu entzünden. Ich kann also die Einwendungen, welche gegen die Natürlichkeit dieses Karakters gemacht werden, nicht anders verstehen,

als dafs in Philipps des Zweyten Jahrhundert kein Menfch fo wie Marquis Pofa gedacht haben konnte, — dafs Gedanken diefer Art nicht fo leicht, wie hier gefchieht, in den Willen und in die That übergehen, — und dafs eine idealifche Schwärmerey nicht mit folcher Confequenz realifirt, nicht von folcher Energie im Handel begleitet zu werden pflege.

Was man gegen diefen Karakter aus dem Zeitalter einwendet, in welchem ich ihn auftreten laffe, dünkt mir vielmehr für als wider ihn zu fprechen. Nach dem Beyfpiel aller grofsen Köpfe entfteht er zwifchen Finfternifs und Licht, eine hervorragende ifolirte Erfcheinung. Der Zeitpunkt, wo er fich bildet, ift allgemeine Gährung der Köpfe, Kampf der Vorurtheile mit der Vernunft, Anarchie der Meinungen, Morgendämmerung der Wahrheit — von jeher die Geburtsftunde aufserordentlicher Menfchen. Die Ideen von Freyheit und Menfchenadel, die ein glücklicher Zufall, vielleicht eine günftige Er-

ziehung in dieſe rein organiſirte empfängliche Seele warf, machen ſie durch ihre Neuheit erſtaunen, und wirken mit aller Kraft des Ungewohnten und Ueberraſchenden auf ſie; ſelbſt das Geheimniſs, unter welchem ſie ihr wahrſcheinlich mitgetheilt wurden, muſste die Stärke ihres Eindrucks erhöhen. Sie haben durch einen langen abnützenden Gebrauch das Triviale noch nicht, das heut zu Tage ihren Eindruck ſo ſtumpf macht; ihren groſsen Stempel hat weder das Geſchwätz der Schulen, noch der Witz der Weltleute abgerieben. Seine Seele führt ſich in dieſen Ideen gleichſam wie in einer neuen und ſchönen Region, die mit allem ihrem blendenden Licht auf ſie wirkt, und ſie in dem lieblichſten Traum entzückt. Das entgegengeſetzte Elend der Sklaverey und des Aberglaubens zieht ſie immer feſter und feſter an dieſe Lieblingswelt; die ſchönſten Träume von Freyheit werden ja im Kerker geträumt. Sagen Sie ſelbſt, mein Freund — das kühnſte Ideal einer Menſchenrepublik, allgemeine Duldung und Gewiſſens-

freyheit, wo konnte es beſſer und wo natürlicher zur Welt gebohren werden, als in der Nähe Philipps II. und ſeiner Inquiſition?

Alle Grundſätze und Lieblingsgefühle des Marquis drehen ſich um republikaniſche Tugend. Selbſt ſeine Aufopferung für ſeinen Freund beweiſt dieſes, denn Aufopferungsfähigkeit iſt der Inbegriff aller republikaniſchen Tugend.

Der Zeitpunkt, worin er auftrat, war gerade derjenige, worin ſtärker, als je, von Menſchenrechten und Gewiſſensfreyheit die Rede war. Die vorhergehende Reformation hatte dieſe Ideen zuerſt in Umlauf gebracht, und die Flandriſchen Unruhen erhielten ſie in Uebung. Seine Unabhängigkeit von aufsen, ſein Stand als Maltheſerritter ſelbſt, ſchenkten ihm die glückliche Muſse, dieſe ſpekulative Schwärmerey zur Reife zu brüten.

In dem Zeitalter und in dem Staat, worin der Marquis auftritt, und in den Aufsendingen, die ihn umgeben, liegt alſo der Grund nicht, warum er dieſer Philoſophie nicht hätte fähig ſeyn, nicht mit

ſchwämeriſcher Anhänglichkeit ihr hätte ergeben ſeyn können.

Wenn die Geſchichte reich an Beyſpielen iſt, daſs man für Meinungen alles Irrdiſche hintanſetzen kann, wenn man dem grundloſeſten Wahn die Kraft beylegt, die Gemüther der Menſchen auf einen ſolchen Grad einzunehmen, daſs ſie aller Aufopferungen fähig gemacht werden: ſo wäre es ſonderbar, der Wahrheit dieſe Kraft abzuſtreiten. In einem Zeitpunkt vollends, der ſo reich wie jener an Beyſpielen iſt, daſs Menſchen Gut und Leben um Lehrſätze wagen, die an ſich ſo wenig begeiſterndes haben, ſollte, däucht mir, ein Karakter nicht auffallen, der für die erhabenſte aller Ideen etwas ähnliches wagt; man müſste denn annehmen, daſs Wahrheit minder fähig ſey das Menſchenherz zu rühren, als der Wahn. Der Marquis iſt aufserdem als Held angekündigt. Schon in früher Jugend hat er mit ſeinem Schwerdte Proben eines Muths abgelegt, den er nachher für eine ernſthaftere Angelegenheit äufsern ſoll. Begeiſternde Wahrheiten und eine ſeelenerhebende Philoſo-

phie müfsten, däucht mir, in einer Heldenfeele zu etwas ganz anderm werden, als in dem Gehirn eines Schulgelehrten, oder in dem abgenützten Herzen eines weichlichen Weltmannes.

Zwey Handlungen des Marquis find es vorzüglich, an denen man, wie Sie mir fagen, Anftofs genommen hat. Sein Verhalten gegen den König in der 10ten Scene des dritten Aufzugs, und die Aufopferung für feinen Freund. Aber es könnte feyn, dafs die Freymüthigkeit, mit der er dem Könige feine Gefinnungen vorträgt, weniger auf Rechnung feines Muths, als feiner genauen Kenntnifs von Jenes Karakter käme, und mit aufgehobener Gefahr würde fonach auch der Haupteinwurf gegen diefe Scene gehoben. Darüber ein andermal, wenn ich fie von Philipp II. unterhalte; jetzt hatte ich es blofs mit Pofas Aufopferung für den Prinzen zu thun, worüber ich Ihnen im nächften Briefe einige Gedanken mittheilen will.

Dritter Brief.

Sie wollten neulich im Don Karlos den Beweis gefunden haben, dafs leidenſchaftliche Freundſchaft ein eben ſo rührender Gegenſtand für die Tragödie ſeyn könne, als leidenſchaftliche Liebe, und meine Antwort, dafs ich mir das Gemählde einer ſolchen Freundſchaft für die Zukunft zurückgelegt hätte, befremdete Sie. Alſo auch Sie nehmen es, wie die meiſten meiner Leſer, als ausgemacht an, dafs es ſchwärmeriſche Freundſchaft geweſen, was ich mir in dem Verhältnifs zwiſchen Karlos und Marquis Poſa zum Ziel geſetzt habe? Und aus dieſem Standpunkt haben Sie folglich dieſe beyden Karaktere und vielleicht das ganze Drama bisher betrachtet? Wie aber, lieber Freund, wenn Sie mir mit dieſer Freundſchaft wirklich zu viel gethan hätten? wenn es aus dem ganzen Zuſammenhang deutlich erhellte, dafs ſie dieſes Ziel nicht geweſen, und auch ſchlechterdings nicht ſeyn konnte? Wenn ſich der Karakter des

Marquis

Marquis, so wie er aus dem Total seiner Handlungen hervorgeht, mit einer solchen Freundschaft durchaus nicht vertrüge, und wenn sich gerade aus seinen schönsten Handlungen, die man auf ihre Rechnung schreibt, der beste Beweis für das Gegentheil führen liefse?

Die erste Ankündigung des Verhältnisses zwischen diesen beyden könnte irre geführt haben; aber dies auch nur scheinbar, und eine geringe Aufmerksamkeit auf das abstechende Benehmen beyder hätte hingereicht, dem Irrthum zu heben. Dadurch dafs der Dichter von ihrer Jugendfreundschaft ausgeht, hat er sich nichts von seinem höhern Plane vergeben, im Gegentheil konnte dieser aus keinen bessern Faden gesponnen werden. Das Verhältnifs, in welchem beyde zusammen auftreten, war Reminiscenz ihrer früheren akademischen Jahre. Harmonie der Gefühle, eine gleiche Lisbhaberey für das Grofse und Schöne, ein gleicher Enthusiasmus für Wahrheit, Freyheit und Tugend hatte

ſie damals an einander geknüpft. Ein Karakter wie Poſa's, der ſich nachher ſo, wie es in dem Stücke geſchieht, entfaltet, muſste frühe angefangen haben, dieſe lebhafte Empfindungskraft an einem fruchtbaren Gegenſtande zu üben: ein Wohlwollen, das ſich in der Folge über die ganze Menſchheit erſtrecken ſollte, muſste von einem engern Rande ausgegangen ſeyn. Dieſer ſchöpferiſche und feurige Geiſt muſste bald einen Stoff haben, auf den er wirkte; konnte ſich ihm ein ſchönerer anbieten, als ein zart und lebendig fühlender, ſeiner Ergieſsungen empfänglicher, ihm freywillig entgegeneilender Fürſtenſohn? Aber auch ſchon in dieſen früheren Zeiten iſt der Ernſt dieſes Karakters in einigen Zügen ſichtbar; ſchon hier iſt Poſa der kältere, der ſpätere Freund, und ſein Herz, jetzt ſchon zu weit umfaſſend, um ſich für ein einziges Weſen zuſammen zu ziehen, muſs durch ein ſchweres Opfer errungen werden.

„Da fieng ich an mit Zärtlichkeiten
„Und inniger Bruderliebe dich zu quälen:
„Du ſtolzes Herz gabſt ſie mir kalt zurück.
„— Verſchmähen konnteſt du mein Herz, doch
„nie
„Von dir entfernen. Dreimal wieſeſt du
„den Fürſten von dir, dreimal ſtand er wieder
„als Bettler da, um Liebe dich zu flehn, u. ſ. f.
„— — — — Mein königliches Blut
„floſs ſchändlich unter umbarmherzigen Streichen.
„So hoch kam mir der Eigenſinn zu ſtehen,
„von Rodrigo geliebt zu ſeyn.“

Hier ſchon ſind einige Winke gegeben, wie wenig die Anhänglichkeit des Marquis an den Prinzen auf perſönliche Uebereinſtimmung ſich gründet. Frühe denkt er ſich ihn als Königsſohn, frühe drängt ſich dieſe Idee zwiſchen ſein Herz und ſeinen bittenden Freund. Karlos öffnet ihm ſeine Arme; der junge Weltbürger kniet vor ihm nieder. Gefühle für Freyheit und Menſchenadel waren früher in ſeiner Seele reif als Freundſchaft für Karlos; dieſer Zweig wurde erſt nachher auf dieſen ſtärkern Stamm gepfropft. Selbſt in dem Augenblick, wo ſein Stolz durch das groſse

Opfer seines Freundes bezwungen ist, verliert er den Fürstensohn nicht aus den Augen. „Ich will bezahlen," sagt er. „wenn Du — König bist" Ist es möglich, dafs sich in einem so jungen Herzen bey diesem lebendigen und immer gegenwärtigen Gefühl der Ungleichheit ihres Standes, Freundschaft erzeugen konnte, deren wesentliche Bedingung doch Gleichheit ist? Also auch damals schon war es weniger Liebe als Dankbarkeit, weniger Freundschaft als Mitleid, was den Marquis dem Prinzen gewann. Die Gefühle, Ahndungen, Träume, Entschlüsse, die sich dunkel und verworren in dieser Knabenseele drängten, mufsten mitgetheilt, in einer andern Seele angeschaut werden, und Karlos war der einzige, der sie mit ahnden, mit träumen konnte, und der sie erwiederte, Ein Geist wie Posa's mufste seine Ueberlegenheit frühzeitig zu geniefsen streben, und der liebevolle Karl schmiegte sich so unterwürfig, so gelehrig an ihn an! Posa sah in diesem schönen Spiegel sich selbst, und freute sich sei-

nes Bildes. So entſtand dieſe akademiſche Freundſchaft.

Aber jetzt werden ſie von einander getrennt, und alles wird anders. Karlos kommt an den Hof ſeines Vaters, und Poſa wirft ſich in die Welt. Jener, durch ſeine frühe Anhänglichkeit an den edelſten und feurigſten Jüngling verwöhnt, findet in dem ganzen Umkreis eines Deſpotenhofes nichts, was ſein Herz befriedigte. Alles um ihn her iſt leer und unfruchtbar. Mitten im Gewühl ſo vieler Höflinge einſam, von der Gegenwart gedrückt, labt er ſich an ſüſsen Rückerinnerungen der Vergangenheit. Bey ihm alſo dauern dieſe frühen Eindrücke warm und lebendig fort, und ſein zum Wohlwollen gebildetes Herz, dem ein würdiger Gegenſtand mangelt, verzehrt ſich in nie befriedigten Träumen. So verſinkt er allmählig in einen Zuſtand müſsiger Schwärmerey, unthätiger Betrachtung. In dem fortwährenden Kampfe mit ſeiner Lage nützen ſich ſeine Kräfte ab, die unfreundlichen Begegnungen

eines ihm so ungleichen Vaters verbreiten eine düstere Schwermuth über sein Wesen — den zehrenden Wurm jeder Geistesblüthe, den Tod der Begeisterung. Zusammengedrückt, ohne Energie, geschäftlos, hinbrütend in sich selbst, von schweren fruchtlosen Kämpfen ermattet, zwischen schreckhaften Extremen herum gescheucht, keines eigenen Aufschwungs mehr mächtig — so findet ihn die erste Liebe. In diesem Zustand kann er ihr keine Kraft mehr entgegen setzen; alle jene früheren Ideen, die ihr allein das Gleichgewicht hätten halten können, sind seiner Seele fremder geworden; sie beherrscht ihn mit despotischer Gewalt; so versinkt er in einen schmerzhaft wollüstigen Zustand des Leidens. Auf einen einzigen Gegenstand sind jetzt alle seine Kräfte zusammen gezogen. Ein nie gestilltes Verlangen hält seine Seele innerhalb ihrer selbst gefesselt. — Wie sollte sie ins Universum ausströmen? Unfähig diesen Wunsch zu befriedigen, unfähiger noch, ihn durch innere Kraft zu besiegen, schwindet er halb lebend,

halb ſterbend in ſichtbarer Zehrung hin, keine Zerſtreuung für den brennenden Schmerz ſeines Buſens, kein mitfühlendes, ſich ihm öffnendes Herz, in das er ihn ausſtrömen könnte. S. 15.

„Ich habe niemand — niemand
„auf dieſer groſsen weiten Erde, niemand.
„So weit das Scepter meines Vaters reicht,
„ſo weit die Schiffarth unſre Flaggen ſendet,
„iſt keine Stelle, keine, keine, wo
„ich meiner Thränen mich entlaſſen kann.“

Hülfloſigkeit und Armuth des Herzens führen ihn jetzt auf eben den Punkt zurück, wo Fülle des Herzens ihn hatte ausgehen laſſen. Heftiger fühlt er das Bedürfniſs der Sympathie, weil er allein iſt, und unglücklich. So findet ihn ſein zurückkommender Freund.

Ganz anders iſt es unterdeſſen dieſem ergangen. Mit offnen Sinnen, mit allen Kräften der Jugend, allem Drange des Genies, aller Wärme des Herzens in das weite Univerſum geworfen, ſieht er den Men-

ſchen im Groſsen, wie im Kleinen handeln; er findet Gelegenheit, ſein mitgebrachtes Ideal an den wirkenden Kräften der ganzen Gattung zu prüfen. Alles, was er hört, was er ſieht, wird mit lebendigem Enthuſiasmus von ihm verſchlungen, alles in Beziehung auf jenes Ideal empfunden, gedacht und verarbeitet. Der Menſch zeigt ſich ihm in mehrern Varietäten; in mehrern Himmelsſtrichen, Verfaſſungen, Graden der Bildung und Stuffen des Glückes, lernt er ihn kennen. So erzeugt ſich in ihm allmählig eine zuſammengeſetzte und erhabene Vorſtellung des Menſchen im Groſsen und Ganzen, gegen welche jedes einengende kleinere Verhältniſs verſchwindet. Aus ſich ſelbſt tritt er jetzt heraus, im groſsen Weltraum dehnt ſich ſeine Seele ins Weite. — Merkwürdige Menſchen, die ſich in ſeine Bahn werfen, zerſtreuen ſeine Aufmerkſamkeit, theilen ſich in ſeine Achtung und Liebe. — An die Stelle eines Individuums tritt bey ihm jetzt das ganze Geſchlecht; ein vorübergehender jugendlicher Affekt erweitert

ſich in eine allumfaſſende unendliche Philanthropie. Aus einem müſsigen Enthuſiaſten iſt ein thätiger handelnder Menſch geworden. Jene ehemaligen Träume und Ahndungen, die noch dunkel und unentwickelt in ſeiner Seele lagen, haben ſich zu klaren Begriffen geläutert, müſsige Entwürfe in Handlung geſetzt, ein allgemeiner unbeſtimmter Drang zu wirken iſt in zweckmäſsige Thätigkeit übergegangen. Der Geiſt der Völker wird von ihm ſtudirt, ihre Kräfte, ihre Hülfsmittel abgewogen, ihre Verfaſſungen geprüft; im Umgange mit verwandten Geiſtern gewinnen ſeine Ideen Vielſeitigkeit und Form; geprüfte Weltleute, wie ein Wilhelm von Oranien, Coligny u. a. nehmen ihnen das romantiſche, und ſtimmen ſie allmählig zu pragmatiſcher Brauchbarkeit herunter. (S. 465.)

Bereichert mit tauſend neuen fruchtbaren Begriffen, voll ſtrebender Kräfte, ſchöpferiſcher Triebe, kühner und weit umfaſſender Entwürfe, mit geſchäftigem Kopf, glühendem Herzen, von den groſsen

begeisternden Ideen allgemeiner menschlicher Kraft und menschlichen Adels durchdrungen, und feuriger für die Glückseligkeit dieses grosen Ganzen entzündet, das ihm in so vielen Individuen vergegenwärtigt war *), so kommt er jetzt von der grosen Aerndte zurück, brennend von Sehnsucht, einen Schauplatz zu finden, auf welchem er diese Ideale realisiren, diese gesammelten Schätze in Anwendung brin-

*) In seiner nachherigen Unterredung mit dem König kommen diese Lieblingsideen an den Tag. Ein Federzug von ihrer Hand, sagt er ihm, und neuerschaffen wird die Erde. Geben sie Gedankenfreyheit! Lassen sie

„grosmüthig wie der Starke, Menschenglück
„aus ihrem Füllhorn strömen, Geister reifen
„in ihrem Weltgebäude.
„Stellen sie der Menschheit
„verlornen Adel wieder her. Der Bürger
„sey wiederum, was er zuvor gewesen,
„der Krone Zweck, ihn binde keine Pflicht,
„als seiner Brüder gleichehrwürdge Rechte.
„Der Landmann rühme sich des Pflugs, und gönne
„dem König, der nicht Landmann ist, die Krone.
„In seiner Werkstatt träume sich der Künstler
„zum Bildner einer schönern Welt. Den Flug
„des Denkers hemme keine Schranke mehr,
„als die Bedingung endlicher Naturen.

gen könnte, Flanderns Zuſtand bietet ſich ihm dar. Alles findet er hier zu einer Revolution zubereitet. Mit dem Geiſte, den Kräften und Hülfsquellen dieſes Volks bekannt, die er gegen die Macht ſeines Unterdrückers berechnet, ſieht er das groſse Unternehmen ſchon als geendigt an. Sein Ideal republikaniſcher Freyheit kann kein günſtigeres Moment und keinen empfänglichern Boden finden.

„So viele reiche blühende Provinzen!
„Ein kräftiges und groſses Volk und auch
„ein gutes Volk, und Vater dieſes Volks,
„das, dacht ich, das muſs göttlich ſeyn.

Je elender er dieſes Volk findet, deſto näher drängt ſich dieſes Verlangen an ſein Herz, deſto mehr eilt er es in Erfüllung zu bringen. Hier, und hier erſt, erinnert er ſich lebhaft des Freundes, den er mit glühenden Gefühlen für Menſchenglück in Alkala verlieſs. Ihn denkt er ſich jetzt als Retter der unterdrückten Nation, als das Werkzeug ſeiner hohen Entwürfe. Voll unausſprechlicher Liebe, weil er ihn mit

der Lieblingsangelegenheit seines Herzens zusammendenkt, eilt er nach Madrid in seine Arme, jene Saamenkörner von Humanität und heroischer Tugend, die er einst in seine Seele gestreut, jetzt in vollen Saaten zu finden, und in ihm den Befreyer der Niederlande, den künftigen Schöpfer seines geträumten Staats zu umarmen.

Leidenschaftlicher als jemals, mit fiebrischer Heftigkeit stürzt ihm dieser entgegen. S. 12.

„Ich drück an meine Seele dich, ich fühle
„die deinige allmächtig an mir schlagen
„O, jetzt ist alles wieder gut. Ich liege
„am Halse meines Rodrigo!

Der Empfang ist der feurigste: aber wie beantwortet ihn Posa? Er, der seinen Freund in voller Blüthe der Jugend verliefs, und ihn jetzt einer wandelnden Leiche gleich wieder findet, verweilt er bey dieser traurigen Veränderung? Forscht er lange und ängstlich nach ihren Quellen?

Steigt er zu den kleinern Angelegenheiten seines Freundes herunter? Bestürzt und ernsthaft erwiedert er diesen unwillkommenen Empfang. S. 13.

„So war es nicht, wie ich Don Philipps Sohn
„erwartete — — „Das ist
„der löwenkühne Jüngling nicht, zu dem
„ein unterdrücktes Heldenvolk mich sendet —
„denn jetzt steh ich als Rodrigo nicht hier,
„nicht als des Knaben Karlos Spielgeselle —
„ein Abgeordneter der ganzen Menschheit
„umarm ich Sie — es sind die flandrischen
„Provinzen, die an Ihrem Halse weinen u. s. f.

Unfreywillig entwischt ihm seine herrschende Idee gleich in den ersten Augenblicken des so lang entbehrten Wiedersehens, wo man sich doch sonst so viel wichtigere Kleinigkeiten zu sagen hat, und Karlos mufs alles Rührende seiner Lage aufbieten, mufs die entlegensten Scenen der Kindheit hervorrufen, um diese Lieblingsidee seines Freundes zu verdrängen, sein Mitgefühl zu wecken, und ihn auf seinen eigenen traurigen Zustand zu heften. (S. 15 bis 19.) Schrecklich sieht sich

Posa in den Hoffnungen getäuscht, mit denen er seinem Freunde zueilte. Einen Heldenkarakter hatte er erwartet, der sich nach Thaten sehnte, wozu er ihm jetzt den Schauplatz eröffnen wollte. Er rechnete auf jenen Vorrath von erhabener Menschenliebe, auf das Gelübde, das er ihm in jenen schwärmerischen Tagen auf die entzweygebrochene Hostie gethan, und findet Leidenschaft für die Gemahlin seines Vaters. —

„Das ist der Karl nicht mehr,
„der in Alkala von dir Abschied nahm.
„Der Karl nicht mehr, der sich beherzt getraute,
„das Paradies dem Schöpfer abzusehn
„und dermaleinst als unumschränkter Fürst
„in Spanien zu pflanzen. O! der Einfall
„war kindisch, aber göttlich schön. Vorbey
„sind diese Träume!“ —

Eine hoffnungslose Leidenschaft, die alle seine Kräfte verzehrt, die sein Leben selbst in Gefahr setzt. Wie würde ein sorgsamer Freund des Prinzen, der aber ganz nur Freund allein, und mehr nicht ge-

wesen wäre, in dieser Lage gehandelt haben? und wie hat Posa der Weltbürger gehandelt? Posa, des Prinzen Freund und Vertrauter, hätte viel zu sehr für die Sicherheit seines Karlos gezittert, als dass er es hätte wagen sollen, zu einer gefährlichen Zusammenkunft mit seiner Königin die Hand zu bieten. Des Freundes Pflicht wär es gewesen, auf Erstickung dieser Leidenschaft, und keineswegs auf ihre Befriedigung zu denken. Posa, der Sachwalter Flanderns, handelt ganz anders. Ihm ist nichts wichtiger, als diesen hoffnungslosen Zustand, in welchem die thätigen Kräfte seines Freundes versinken, auf das schnellste zu endigen, sollte es auch ein kleines Wagestück kosten. So lang sein Freund in unbefriedigten Wünschen verschmachtet, kann er fremdes Leiden nicht fühlen; so lang seine Kräfte von Schwermuth niedergedrückt sind, kann er sich zu keinem heroischen Entschlusse erheben. Von dem unglücklichen Karlos hat Flandern nichts zu hoffen, aber vielleicht von dem glücklichen. Er eilt also, seinen heis-

festen Wunsch zu befriedigen, er selbst führt ihn zu den Füßen seiner Königin; und dabey allein bleibt er nicht stehen. Er findet in des Prinzen Gemüth die Motive nicht mehr, die ihn sonst zu heroischen Entschlüssen erhoben hatten: was kann er anders thun, als diesen erloschnen Heldengeist an fremden Feuer entzünden, und die einzige Leidenschaft nutzen, die in der Seele des Prinzen vorhanden ist? An diese muss er die neuen Ideen anknüpfen, die er jetzt bey ihr herrschend machen will. Ein Blick in der Königin Herz überzeugt ihn, dass er von ihrer Mitwirkung alles erwarten darf. Nur der erste Enthusiasmus ist es, den er von dieser Leidenschaft entlehnen will. Hat sie dazu geholfen, seinem Freunde diesen heilsamen Schwung zu geben, so bedarf er ihrer nicht mehr, und er kann gewiss seyn, dass sie durch ihre eigne Wirkung zerstört werden wird. Also selbst dieses Hinderniss, das sich seiner grossen Angelegenheit entgegen warf, selbst diese unglückliche Liebe wird jetzt in ein Werkzeug zu jenem wichtigeren

Zwecke

Zwecke umgeschaffen, und Flanderns Schicksal muss durch den Mund der Liebe an das Herz seines Freundes reden.

„— In dieser hoffnungslosen Flamme
„erkannt ich früh der Hoffnung goldnen Strahl,
„Ich wollt ihn führen zum Vortreflichen;
„die stolze königliche Frucht, woran
„nur Menschenalter langsam pflanzen, sollte
„ein schneller Lenz der wunderthät'gen Liebe
„beschleunigen. Mir sollte seine Tugend
„an diesem kräft'gen Sonnenblicke reifen.

Aus den Händen der Königin empfängt jetzt Karlos die Briefe, welche Posa aus Flandern für ihn mitbrachte. Die Königin ruft seinen entflohenen Genius zurück.

Noch sichtbarer zeigt sich diese Unterordnung der Freundschaft unter das wichtigere Interesse bey der Zusammenkunft im Kloster. Ein Entwurf des Prinzen auf den König ist fehlgeschlagen; dieses und eine Entdeckung, welche er zum Vortheil seiner Leidenschaft glaubt gemacht zu haben, stürzen ihn heftiger in diese zurück,

und Posa glaubt zu bemerken, dafs sich Sinnlichkeit in diese Leidenschaft mische. Nichts konnte sich weniger mit seinem höhern Plane vertragen. Alle Hoffnungen, die er auf Karlos Liebe zur Königin für seine Niederlande gegründet hat, stürzten dahin, wenn diese Liebe von ihrer Höhe herunter sank. Der Unwille, den er darüber empfindet, bringt seine Gesinnungen an den Tag. S. 210. 211.

„O, ich fühle,
„wovon ich mich entwöhnen mufs. Ja, einst,
„einst wars ganz anders. Da warst du so reich,
„so warm, so reich! ein ganzer Weltkreis hatte
„in deinem weiten Busen Raum. Das alles
„ist nun dahin, von Einer Leidenschaft,
„von einem kleinen Eigennutz verschlungen.
„Dein Herz ist ausgestorben. Keine Thräne
„dem ungeheuern Schicksal der Provinzen
„nicht einmal eine Thräne mehr! O, Karl,
„wie arm bist du, wie bettelarm geworden,
„seitdem du niemand liebst, als dich!“

Bang vor einem ähnlichen Rückfall glaubt er einen gewaltsamen Schritt wagen zu müssen. So lange Karl in der Nähe der

Königin bleibt, ist er für die Angelegenheit Flanderns verloren. Seine Gegenwart in den Niederlanden kann dort den Dingen eine ganze andere Wendung geben; er steht also keinen Augenblick an, ihn auf die gewaltsamste Art dahin zu bringen.

„Er soll
„dem König ungehorsam werden, soll
„nach Brüssel heimlich sich begeben, wo
„mit offnen Armen die Flamänder ihn
„erwarten. Alle Niederlande stehen
„auf seine Losung auf. Die gute Sache
„wird stark durch einen Königssohn.

Würde der Freund des Karlos es über sich vermocht haben, so verwegen mit dem guten Nahmen, ja selbst mit dem Leben seines Freundes zu spielen? Aber Posa, dem die Befreyung eines unterdrückten Volks eine weit dringendere Aufforderung war als die kleinen Angelegenheiten eines Freundes, Posa, der Weltbürger, mußte gerade so und nicht anders handeln. Alle Schritte, die im Verlauf des Stücks von ihm unternommen werden, verrathen

eine wagende Kühnheit, die ein heroiſcher Zweck allein einzuflöſsen im Stand iſt; Freundſchaft iſt oft verzagt, und immer beſorglich. Wo iſt bis jetzt im Karakter des Marquis auch nur eine Spur dieſer ängſtlichen Pflege eines iſolirten Geſchöpfs, dieſer alles ausſchlieſsenden Neigung, worin doch allein der eigenthümliche Karakter der leidenſchaftlichen Freundſchaft beſtehet? Wo iſt bey ihm das Intereſſe für den Prinzen nicht dem höhern Intereſſe für die Menſchheit untergeordnet? Feſt und beharrlich geht der Marquis ſeinen groſsen kosmopolitiſchen Gang, und alles, was um ihn herum vorgeht, wird ihm nur durch die Verbindung wichtig, in der es mit dieſem höhern Gegenſtande ſteht.

Vierter Brief.

Um einen grofsen Theil seiner Bewunderer dürfte ihn dieses Geständnifs bringen, aber er wird sich mit dem kleinen Theil der neuen Verehrer trösten, die es ihm zuwendet, und zum allgemeinen Beyfall überhaupt konnte sich ein Karakter, wie der seinige, niemals Hoffnung machen. Hohes wirkendes Wohlwollen gegen das Ganze schliefst keineswegs die zärtliche Theilnahme an den Freuden und Leiden eines einzelnen Wesens aus. Dafs er das Menschengeschlecht mehr liebt als Karln, thut seiner Freundschaft für ihn keinen Eintrag. Immer würde er ihn, hätte ihn auch das Schicksal auf keinen Thron gerufen, durch eine besondere zärtliche Bekümmernifs vor allen übrigen unterschieden haben; im Herzen seines Herzens würde er ihn getragen haben, wie Hamlet seinen Horatio. Man hält dafür, dafs das Wohlwollen um so schwächer und laulichter werde, je mehr sich seine Gegenstände häufen: aber dieser Fall kann auf den Marquis nicht angewandt werden. Der Gegenstand seiner

Liebe zeigt ſich ihm im volleſten Lichte der Begeiſterung; herrlich und verklärt ſteht dieſes Bild vor ſeiner Seele, wie die Geſtalt einer Geliebten. Da es Karlos iſt, der dieſes Ideal von Menſchenglück wirklich machen ſoll, ſo trägt er es auf ihn über, ſo faſst er zuletzt beydes in Einem Gefühl unzertrennlich zuſammen. In Karlos allein ſchaut er ſeine feurig geliebte Menſchheit izt an; ſein Freund iſt der Brennpunkt, in welchem alle ſeine Vorſtellungen von jenem zuſammengeſetzten Ganzen ſich ſammeln. Es wirkt alſo doch nur in Einem Gegenſtand auf ihn, den er mit allem Enthuſiasmus und allen Kräften ſeiner Seele umfaſst:

„Mein Herz,
„nur einem einzigen geweiht, umſchloſs
„die ganze Welt. In meines Karlos Seele
„ſchuf ich ein Paradies für Millionen.

Hier iſt alſo Liebe zu Einem Weſen, ohne Hintanſetzung der allgemeinen — ſorgſamen Pflege der Freundſchaft, ohne das unbillige, das ausſchlieſsende dieſer

Leidenſchaft. Hier allgemeine, alles umfaſſende Philanthropie, in einen einzigen Feuerſtrahl zuſammengedrängt.

Und ſollte eben das dem Intereſſe geſchadet haben, was es veredelt hat? Dieſes Gemählde von Freundſchaft ſollte an Rührung und Anmuth verlieren, was es an Umfang gewann? Der Freund des Karlos ſollte darum weniger Anſpruch auf unſre Thränen und unſre Bewunderung haben, weil er mit der beſchränkteſten Aeuſserung des wohlwollenden Affekts ſeine weiteſte Ausdehnung verbindet, und das Göttliche der univerſellen Liebe durch ihre menſchlichſte Anwendung mildert?

Mit der neunten Scene des dritten Aufzugs öffnet ſich ein ganz neuer Spielraum für dieſen Karakter.

Fünfter Brief.

Leidenschaft für die Königin hat endlich den Prinzen bis an den Rand des Verderbens geführt. Beweise seiner Schuld sind in den Händen seines Vaters, und seine unbesonnene Hitze liefs ihn dem laurenden Argwohn seiner Feinde die gefährlichsten Blöfen geben; er schwebt in augenscheinlicher Gefahr, ein Opfer seiner wahnsinnigen Liebe, der väterlichen Eifersucht, des Priesterhasses, der Rachgier eines beleidigten Feindes, und einer verschmähten Buhlerin zu werden. Seine Lage von aussen fordert die dringendste Hülfe, noch mehr aber fordert sie der innere Zustand seines Gemüths, der alle Erwartungen und Entwürfe des Marquis zu vereiteln droht. Von jener Gefahr mufs der Prinz befreyt, aus diesem Seelenzustand mufs er gerissen werden, wenn jene Entwürfe zu Flanderns Befreyung in Erfüllung gehen sollen; und der Marquis ist es, von dem wir beydes erwarten, der uns auch S. 213. selbst dazu Hoffnung macht.

Aber auf eben dem Wege, woher dem Prinzen Gefahr kommt, ist auch bey dem König ein Seelenzustand hervorgebracht worden, der ihn das Bedürfniss der Mittheilung zum erstenmal fühlen lässt. Die Schmerzen der Eifersucht haben ihn aus dem unnatürlichen Zwang seines Standes in den ursprünglichen Stand der Menschheit zurück versetzt, haben ihn das Leere und Gekünstelte seiner Despotengröfse fühlen, und Wünsche in ihm aufsteigen lassen, die weder Macht noch Hoheit befriedigen kann.

„König! König nur,
„und wieder König! — Keine befsre Antwort
„als leeren hohlen Wiederhall! Ich schlage
„an diesen Felsen und will Wasser, Wasser
„für meinen heifsen Fieberdurst. Er giebt
„mir — glühend Gold —

Gerade ein Gang der Begebenheiten, wie der bisherige, däucht mir, oder keiner, konnte bey einem Monarchen, wie Philipp II. war, einen solchen Zustand erzeugen; und gerade so ein Zustand mufste

in ihm erzeugt werden, um die nachfolgende Handlung vorzubereiten und den Marquis ihm nahe bringen zu können. Vater und Sohn sind auf ganz verschiedenen Wegen auf den Punkt geführt worden, wo der Dichter sie haben muſs; auf ganz verschiedenen Wegen wurden beyde zu dem Marquis von Posa hingezogen, in welchem Einzigen das bisher getrennte Interesse sich nunmehr zusammendrängt. Durch Karlos Leidenschaft für die Königin und deren unausbleibliche Folgen bey dem König wurde dem Marquis seine ganze Laufbahn geschaffen: darum war es nöthig, daſs auch das ganze Stück mit jener eröffnet wurde. Gegen sie muſste der Marquis selbst so lange im Schatten gestellt werden, und sich, bis er von der ganzen Handlung Besitz nehmen konnte, mit einem untergeordneten Interesse begnügen, weil er von ihr allein alle Materialien zu seiner künftigen Thätigkeit empfangen konnte. Die Aufmerksamkeit des Zuschauers durfte also durchaus nicht vor der Zeit davon abgezogen werden, und

darum war es nöthig, daſs ſie bis hieher als Haupthandlung beſchäftigte, das Intereſſe hingegen, das nachher das herrſchende werde ſollte, nur durch Winke von ferne angekündigt wurde. Aber ſobald das Gebäude ſteht, fällt das Gerüſte. Die Geſchichte von Karlos Liebe, als die bloſs vorbereitende Handlung, weicht zurück, um derjenigen Platz zu machen, für welche allein ſie gearbeitet hatte.

Nämlich jene verborgnen Motive des Marquis, welche keine andre ſind, als Flanderns Befreyung und das künftige Schickſal der Nation, Motive, die man unter der Hülle ſeiner Freundſchaft bloſs geahndet hat, treten jetzt ſichtbar hervor, und fangen an, ſich der ganzen Aufmerkſamkeit zu bemächtigen. Karlos, wie aus dem bisherigen zur Genüge erhellet, wurde von ihm nur als das einzige unentbehrliche Werkzeug zu jenem feurig und ſtandhaft verfolgten Zwecke betrachtet, und als ein ſolches mit eben dem Enthuſiasmus wie der Zweck ſelbſt um-

faſst. Aus dieſem univerſelleren Motive muſste eben der ängſtliche Antheil an dem Wohl und Weh ſeines Freundes, eben die zärtliche Sorgfalt für dieſes Werkzeug ſeiner Liebe flieſsen, als nur immer die ſtärkſte perſönliche Sympathie hätte hervor bringen können. Karls Freundſchaft gewährt ihm den vollſtändigſten Genuſs ſeines Ideals. Sie iſt der Vereinigungspunkt aller ſeiner Wünſche und Thätigkeiten. Noch kennt er keinen andern und kürzern Weg, ſein hohes Ideal von Freyheit und Menſchenglück wirklich zu machen, als der ihm in Karlos geöffnet wird. Es fiel ihm gar nicht ein, dieſs auf einem andern Wege zu ſuchen; am allerwenigſten fiel es ihm ein, dieſen Weg unmittelbar durch den König zu nehmen. Als er daher S. 254. zu dieſem geführt wird, zeigt er die höchſte Gleichgültigkeit.

„Mich will er haben? — Mich? — Ich bin ihm nichts.
„Ich warlich nichts? — Mich hier in dieſen Zimmern!

„Wie zwecklos und wie ungereimt! — Was kann
„ihm viel dran liegen, ob ich bin? — Sie sehen,
„es führt zu nichts.

Aber nicht lange überläfst er sich dieser müfsigen, dieser kindischen Verwunderung. Einem Geiste, gewohnt, wie es dieser ist, jedem Umstande seine Nutzbarkeit abzumerken, auch den Zufall mit bildender Hand zum Plan zu gestalten, jedes Ereignifs in Beziehung auf seinen herrschenden Lieblingszweck sich zu denken, bleibt der hohe Gebrauch nicht lange verborgen, der sich von dem jetzigen Augenblick machen läfst. Auch das kleinste Element der Zeit ist ihm ein heilig anvertrautes Pfund, womit gewuchert werden mufs. Noch ist es nicht klarer zusammenhängender Plan, was er sich denkt; blofse dunkle Ahndung, und auch diese kaum, blofs flüchtig aufsteigender Einfall ist es, ob hier vielleicht gelegenheitlich etwas zu wirken seyn möchte? Er soll vor denjenigen treten, der das Schicksal so vieler Millio-

nen in der Hand hat. Man muſs den Augenblick nutzen, ſagt er zu ſich ſelbſt, der nur einmal kommt. Wär's auch nur ein Feuerfunke Wahrheit, in die Seele dieſes Menſchen geworfen, der noch keine Wahrheit gehört hat! Wer weiſs, wie wichtig ihn die Vorſicht bey ihm verarbeiten kann? — Mehr denkt er ſich nicht dabey, als einen zufälligen Umſtand auf die beſte Art, die er kennet, zu benutzen. In dieſer Stimmung erwartet er den König.

Sechster Brief.

Ich behalte mir auf eine andere Gelegenheit vor, mich über den Ton, auf welchen sich Posa gleich zu Anfang mit dem Könige stimmt, wie überhaupt über sein ganzes Verfahren in dieser Scene, und die Art, wie dieses von dem Könige aufgenommen wird, näher gegen Sie zu erklären, wenn Sie Lust haben mich zu hören. Jetzt begnüge ich mich blofs, bey demjenigen stehen zu bleiben, was mit dem Karakter des Marquis in der unmittelbarsten Verbindung steht.

Alles was der Marquis, nach seinem Begriffe von dem König, vernünftiger Weise hoffen konnte bey ihm hervorzubringen — war ein mit Demüthigung verbundenes Erstaunen, dafs seine grofse Idee von sich selbst und seine geringe Meinung von Menschen, doch wohl einige Ausnahmen leiden dürfte; alsdann die natürliche unausbleibliche Verlegenheit eines kleinen Geistes vor einem grofsen Geist. Diese Wirkung konnte wohlthätig seyn,

wenn sie auch blofs dazu diente, die Vorurtheile dieses Menschen auf einen Augenblick zu erschüttern; wenn sie ihn fühlen liefs, dafs es noch jenseits seines gezogenen Kreises Wirkungen gebe, von denen er sich nichts hätte träumen lassen. Dieser einzige Laut konnte noch lange nachhallen in seinem Leben, und dieser Eindruck mufste desto länger bey ihm haften, je mehr er ohne Beyspiel war.

Aber Posa hatte den König wirklich zu flach, zu obenhin beurtheilt, oder wenn er ihn auch gekannt hätte, so war er doch von der damaligen Gemüthslage desselben zu wenig unterrichtet, um sie mit in Berechnung zu bringen. Diese Gemüthslage war äufserst günstig für ihn, und bereitete seinen hingeworfenen Reden eine Aufnahme, die er mit keinem Grund der Wahrscheinlichkeit hatte erwarten können. Diese unerwartete Entdeckung giebt ihm einen lebhaften Schwung, und dem Stücke selbst eine ganz neue Wendung. Kühn gemacht durch einen Erfolg, der all

sein

sein Hoffen übertraf, und durch einige Spuren von Humanität, die ihn an dem Könige überraschen, in Feuer gesetzt, verirrt er sich, auf einen Augenblick, bis zu der ausschweifenden Idee, sein herrschendes Ideal von Flanderns Glück u. s. w. unmittelbar an die Person des Königs anzuknüpfen, es unmittelbar durch diesen in Erfüllung zu bringen. Diese Voraussetzung setzt ihn in eine Leidenschaft, die den ganzen Grund seiner Seele eröffnet, alle Geburten seiner Phantasie, alle Resultate seines stillen Denkens ans Licht bringt, und deutlich zu erkennen giebt, wie sehr ihn diese Ideale beherrschen. Jetzt in diesem Zustand der Leidenschaft werden alle die Triebfedern sichtbar, die ihn bis jetzt in Handlung gesetzt haben, jetzt ergeht es ihm wie jedem Schwärmer, der von seiner herrschenden Idee überwältigt wird. Er kennt keine Grenzen mehr, im Feuer seiner Begeisterung veredelt er sich den König, der mit Erstaunen ihm zuhört, und vergisst sich so weit, Hoffnungen auf ihn zu gründen, worüber er

in den nächſten ruhigen Augenblicken erröthen wird. An Karlos wird jetzt nicht mehr gedacht. Was für ein langer Umweg, erſt auf dieſen zu warten! Der König bietet ihm eine weit nähere und ſchnellere Befriedigung dar. Warum das Glück der Menſchheit bis auf ſeinen Erben verſchieben?

Würde ſich Karlos Buſenfreund ſo weit vergeſſen, würde eine andere Leidenſchaft als die herrſchende den Marquis ſo weit hingeriſſen haben? Iſt das Intereſſe der Freundſchaft ſo beweglich, daſs man es mit ſo weniger Schwierigkeit auf einen andern Gegenſtand übertragen kann? Aber alles iſt erklärt, ſo bald man die Freundſchaft jener herrſchenden Leidenſchaft unterordnet. Dann iſt es natürlich, daſs dieſe bey dem nächſten Anlaſs ihre Rechte reclamirt, und ſich nicht lange bedenkt, ihre Mittel und Werkzeuge umzutauſchen.

Das Feuer und die Freymüthigkeit, womit Poſa ſeine Lieblingsgefühle, die bis

jetzt zwiſchen Karlos und ihm Geheimniſſe waren, dem Könige vortrug; und der Wahn, daſs dieſer ſie verſtehen, ja gar in Erfüllung bringen könnte, war eine offenbare Untreue, deren er ſich gegen ſeinen Freund Karl ſchuldig machte. Poſa, der Weltbürger, durfte ſo handeln, und ihm allein kann es vergeben werden; an dem Buſenfreunde Karls wäre es eben ſo verdammlich, als es unbegreiflich ſeyn würde.

Länger als Augenblicke freylich ſollte dieſe Verblendung nicht dauern. Der erſten Ueberraſchung, der Leidenſchaft, vergiebt man ſie leicht: aber wenn er auch noch nüchtern fortführe daran zu glauben, ſo würde er billig in unſern Augen zum Träumer herabſinken. Daſs ſie aber wirklich Eingang bey ihm gefunden, erhellt aus einigen Stellen, wo er darüber ſcherzt, oder ſich ernſthaft davon reinigt. „Geſetzt," ſagt er der Königin S. 297. „ich gienge damit um, meinen Glauben auf den Thron zu ſetzen?"

Königin.

„Nein, Marquis,
„auch nicht einmal im Scherze möcht ich dieſer
„unreifen Einbildung Sie zeihen. Sie ſind
„der Träumer nicht, der etwas unternähme,
„was nicht geendigt werden kann.

Marquis.

„Das eben
„wär noch die Frage, denk ich.

Karlos ſelbſt hat tief genug in die Seele ſeines Freundes geſehen, um einen ſolchen Entſchluſs in ſeiner Vorſtellungsart gegründet zu finden, und das, was er ſelbſt bey dieſer Gelegenheit über ihn ſagt, könnte allein hinreichen, den Geſichtspunkt des Verfaſſers auſser Zweifel zu ſetzen. S. 421. 422. „Du ſelbſt," ſagt er ihm, noch immer in Wahn, daſs der Marquis ihn aufgeopfert.

„Du ſelbſt wirſt jetzt vollenden,
„was ich geſollt und nicht gekonnt — Du
„wirſt
„den Spaniern die goldnen Tage ſchenken,
„die ſie von mir umſonſt gehofft. Mit mir
„iſt es ja aus. Auf immer aus. Das haſt
„du eingeſehn. O dieſe fürchterliche Liebe
„hat alle frühen Blüthen meines Geiſts
„unwiederbringlich hingeraft. Ich bin
„für deine groſsen Hoffnungen geſtorben.
„Vorſehung oder Zufall führen dir
„den König zu — Es koſtet mein Geheimniſs,
„und er iſt dein! Du kannſt ſein Engel werden,
„für mich iſt keine Rettung mehr. Vielleicht
„für Spanien!“ u. ſ. f.

Und an einem andern Orte ſagt er zum Grafen von Lerma, um die vermeintliche Treuloſigkeit ſeines Freundes zu entſchuldigen. S. 357.

„— Er hat
„mich lieb gehabt. Sehr lieb. Ich war ihm
„theuer
„wie ſeine eigne Seele. O, das weiſs ich,
„das haben tauſend Proben mir erwieſen.

„Doch ſollen Millionen ihm, ſoll ihm
„das Vaterland nicht theurer ſeyn, als Einer?
„Sein Buſen war für einen Freund zu groſs,
„und Karlos Glück zu klein für ſeine Liebe.
„Er opferte mich ſeiner Tugend.

Siebenter Brief.

Posa empfand es recht gut, wie viel seinem Freunde Karlos dadurch entzogen worden, dafs er den König zum Vertrauten seiner Lieblingsgefühle gemacht, und einen Versuch auf dessen Herz gethan hatte. Eben weil er fühlte, dafs diese Lieblingsgefühle das eigentliche Band ihrer Freundschaft waren, so wufste er auch nicht anders, als dafs er diese in eben dem Augenblicke gebrochen hatte, wo er jene bey dem Könige profanirte. Das wufste Karlos nicht, aber Posa wufste es recht gut, dafs diese Philosophie und diese Entwürfe für die Zukunft das heilige Palladium ihrer Freundschaft und der wichtige Titel waren, unter welchem Karlos sein Herz befafs; eben weil er das wufste, und im Herzen vorausfetzte, dafs es auch Karl nicht unbekannt seyn könnte — wie konnte er es wagen, ihm zu bekennen, dafs er dieses Palladium veruntreut hätte? Ihm gestehen, was zwischen ihm und dem König vorgegangen war, mufste in seinen Gedanken eben so viel heifsen, als ihm an-

kündigen, dafs es eine Zeit gegeben, wo er ihm nichts mehr war. Hatte aber Karlos künftiger Beruf zum Thron, hatte der Königsohn keinen Antheil an dieser Freundschaft, war sie etwas vor sich bestehendes, und durchaus nur persönliches, so konnte sie durch jene Vertraulichkeit gegen den König zwar beleidigt, aber nicht verrathen, nicht zerrissen worden seyn; so konnte dieser zufällige Umstand ihrem Wesen nichts anhaben. Es war Delikatesse, es war Mitleid, dafs Posa, der Weltbürger, dem künftigen Monarchen die Erwartungen verschwieg, die er auf den Jetzigen gegründet hatte; aber Posa, Karlos Freund, konnte sich durch nichts schwerer vergehen, als durch diese Zurückhaltung selbst.

Zwar sind die Gründe, welche Posa sowohl sich selbst, als nachher seinem Freunde, von dieser Zurückhaltung, der einzigen Quelle aller nachfolgenden Verwirrungen, angiebt, von ganz andrer Art. IV. Akt. P. 6. Auftritt. S. 324.

„Der König glaubte dem Gefäfs, dem er
„fein heiliges Geheimnifs übergeben,
„und Glauben fodert Dankbarkeit. Was wäre
„Geſchwätzigkeit, wenn mein Verſtummen dir
„nicht Leiden bringt? vielleicht erſpart? —
„Warum
„dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
„die über ſeinen Scheitel hängt?

Und in der dritten Scene des V. Akts. 432.

„— — Doch ich von falſcher Zärtlichkeit be-
„ſtochen,
„von ſtolzem Wahn geblendet, ohne dich
„das Wageſtück zu enden, unterſchlage
„der Freundſchaft mein gefährliches Geheimnifs.

Aber jedem, der nur wenige Blicke in das Menſchenherz gethan, wird es einleuchten, dafs ſich der Marquis mit dieſen eben angeführten Gründen, (die an ſich ſelbſt bey weitem zu ſchwach ſind, um einen ſo wichtigen Schritt zu motiviren,) nur ſelbſt zu hintergehen ſucht — weil er ſich die eigentliche Urſache nicht zu geſtehen wagt. Einen weit wahreren Aufſchluſs über den damaligen Zuſtand ſeines Ge-

müths giebt eine andre Stelle, woraus deutlich erhellt, dafs es Augenblicke müfse gegeben haben, in denen er mit ſich zu Rathe gieng, ob er ſeinen Freund nicht geradezu aufopfern ſollte? Es ſtand bey mir, ſagt er zu der Königin,

„— einen neuen Morgen
„herauf zu führen über dieſe Reiche,
„Der König ſchenkte mir ſein Herz. Er nannte
„mich ſeinen Sohn. Ich führe ſeine Siegel,
„und ſeine Alba ſind nicht mehr, u. ſ. f.

„Doch geb ich
„den König auf. In dieſem ſtarren Boden
„blüht keine meiner Roſen mehr. Das waren
„nur Gaukelſpiele kindiſcher Vernunft,
„vom reifen Manne ſchaamroth widerrufen.
„Den nahen hoffnungsvollen Lenz ſollt' ich
„vertilgen, einen lauen Sonnenblick
„im Norden zu erkünſteln? Eines müden
„Tyrannen letzten Ruthenſtreich zu mildern,
„die groſse Freyheit des Jahrhunderts wagen?
„Elender Ruhm! Ich mag ihn nicht. Euro-
„pens
„Verhängniſs reift in meinem groſsen Freunde,
„Auf ihn verweiſ' ich Spanien. Doch wehe!
„Weh mir und ihm, wenn ich bereuen ſollte!

„Wenn ich das Schlimmere gewählt? Wenn ich
„den grofsen Wink der Vorficht mifsverftan-
„den,
„der mich, nicht ihn, auf diefen Thron ge-
wollt.“ —

Alfo hat er doch gewählt, und um zu wählen, mufste er alfo ja den Gegenfatz fich als möglich gedacht haben. Aus allen diefen angeführten Fällen erkennt man offenbar, dafs das Intereffe der Freundfchaft einem höheren nachfteht, und dafs ihr nur durch diefes letztere ihre Richtung beftimmt wird. Niemand im ganzen Stück hat diefes Verhältnifs zwifchen beyden Freunden richtiger beurtheilt, als Philipp felbft, von dem es auch am erften zu erwarten war. Im Munde diefes Menfchenkenners legte ich meine Apologie und mein eignes Urtheil von dem Helden des Stückes nieder, und mit feinen Worten möge denn auch diefe Unterfuchung befchloffen werden.

„Und wem bracht er dieſs Opfer?
„Dem Knaben, meinem Sohne? Nimmermehr.
„Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben ſtirbt
„ein Poſa nicht. Der Freundſchaft arme Flamme
„füllt eines Poſa Herz nicht aus. Das ſchlug
„der ganzen Menſchheit. Seine Neigung war
„die Welt, mit allen kommenden Geſchlechtern.“

Achter Brief.

Aber, werden Sie sagen, wozu diese ganze Untersuchung? Gleichviel, ob es unfreywilliger Zug des Herzens, Harmonie der Charaktere, wechselseitige persönliche Nothwendigkeit für einander, oder von aussen hinzu gekommene Verhältnisse und freye Wahl gewesen, was das Band der Freundschaft zwischen diesen Beyden geknüpft hat — die Wirkungen bleiben dieselben, und im Gange des Stückes selbst wird dadurch nichts verändert. Wozu daher diese weit ausgeholte Mühe, den Leser aus einem Irrthum zu reissen, der ihm vielleicht angenehmer als die Wahrheit ist? Wie würde es um den Reiz der meisten moralischen Erscheinungen stehen, wenn man jedesmal in die innerste Tiefe des Menschenherzens hinein leuchten, und sie gleichsam werden sehen müsste? Genug für uns, dass alles, was Marquis Posa liebt, in dem Prinzen versammelt ist, durch ihn repräsentirt wird, oder wenigstens durch ihn allein zu erhalten steht, dass er

dieſes zufällige, bedingte, ſeinem Freund nur geliehene Intereſſe mit dem Weſen deſſelben zuletzt unzertrennlich zuſammenfaſst, und daſs alles, was er für ihn empfindet, ſich in einer perſönlichen Neigung äuſsert. Wir genieſsen dann die reine Schönheit dieſes Freundſchaftsgemähldes, als ein einfaches moraliſches Element, unbekümmert, in wie viel Theile es auch der Philoſoph noch zergliedern mag.

Wie aber, wenn die Berichtigung dieſes Unterſchieds für das ganze Stück wichtig wäre? — Wird nämlich das letzte Ziel von Poſa's Beſtrebungen über den Prinzen hinaus gerückt, iſt ihm dieſer nur als Werkzeug zu einem höhern Zwecke ſo wichtig, befriedigt er durch ſeine Freundſchaft für ihn einen andern Trieb als nur dieſe Freundſchaft, ſo kann dem Stücke ſelbſt nicht wohl eine engere Gränze geſteckt ſeyn — ſo muſs der letzte Endzweck des Stückes mit dem Zwecke des Marquis wenigſtens zuſammenfallen. Das groſse Schickſal eines ganzen Staats, das Glück

des menſchlichen Geſchlechts auf viele Generationen hinunter, worauf alle Beſtrebungen des Marquis, wie wir geſehen haben, hinauslaufen, kann nicht wohl Epiſode zu einer Handlung ſeyn, die den Ausgang einer Liebesgeſchichte zum Zweck hat. Haben wir einander alſo über Poſa's Freundſchaft miſsverſtanden, ſo fürchte ich, wir haben es auch über den letzten Zweck der ganzen Trägödie. Laſſen Sie mich ſie Ihnen aus dieſem neuen Standpunkte zeigen, vielleicht, daſs manche Miſsverhältniſſe, an denen Sie bisher Anſtoſs genommen, ſich unter dieſer neuen Anſicht verlieren.

Und was wäre alſo die ſogenannte Einheit des Stückes, wenn es Liebe nicht ſeyn ſoll, und Freundſchaft nie ſeyn konnte? Von Jener handelu die drey erſten Akte; von dieſer die zwey übrigen, aber keine von beyden beſchäftigt das Ganze, Die Freundſchaft opfert ſich auf, und die Liebe wird aufgeopfert, aber weder dieſe noch jene iſt es, der dieſes Opfer von der

andern gebracht wird. Alſo muſs noch etwas Drittes vorhanden ſeyn, das verſchieden iſt von Freundſchaft und Liebe, für welches beyde gewirkt haben, und welchem beyde aufgeopfert worden — und wenn das Stück eine Einheit hat, wo anders als in dieſem Dritten könnte ſie liegen?

Rufen Sie ſich, lieber Freund, eine Gewiſſe Unterredung zurücke, die über einen Lieblingsgegenſtand unſers Jahrzehends — über Verbreitung reinerer ſanfterer Humanität, über die höchſtmögliche Freyheit der Individuen bey des Staats höchſter Blüthe, kurz, über den vollendetſten Zuſtand der Menſchheit, wie er in ihrer Natur und ihren Kräften als erreichbar angegeben liegt — unter uns lebhaft wurde, und unſre Phantaſie in einen der lieblichſten Träume entzückte, in denen das Herz ſo angenehm ſchwelgt. Wir ſchloſſen damals mit dem romanhaften Wunſche, daſs es dem Zufall, der wohl gröſsere Wunder ſchon gethan, in dem nächſten Julianiſchen Cyclus,

Cyclus, gefallen möchte, unſre Gedankenreihe, unſere Träume und Ueberzeugungen mit eben dieſer Lebendigkeit, und mit eben ſo gutem Willen befruchtet, in dem erſtgebohrnen Sohn eines künftigen Beherrſchers von — oder von — auf dieſer oder der andern Hemiſphäre wieder zu erwecken. Was bey einem ernſthaften Geſpräche bloſses Spielwerk war, dürfte ſich, wie mir vorkam, bey einem ſolchen Spielwerk, als die Tragödie iſt, zu der Würde des Ernſtes und der Wahrheit erheben laſſen. Was iſt der Phantaſie nicht möglich? Was iſt einem Dichter nicht erlaubt? Unſere Unterredung war längſt vergeſſen, als ich unterdeſſen die Bekanntſchaft des Prinzen von Spanien machte; und bald merkte ich dieſem geiſtvollen Jüngling an, daſs er wohl gar derjenige ſeyn dürfte, mit dem wir unſern Entwurf zur Ausführung bringen könnten. Gedacht, gethan! Alles fand ich mir, wie durch einen dienſtbaren Geiſt, dabey in die Hände gearbeitet; Freyheitsſinn mit Deſpotismus im Kampfe, die Feſſeln der Dummheit zerbrochen, tau-

ſendjährige Vorurtheile erſchüttert, eine Nation, die ihre Menſchenrechte wieder fordert, republikaniſche Tugenden in Ausübung gebracht, hellere Begriffe im Umlauf, die Köpfe in Gährung, die Gemüther von einem begeiſterten Intereſſe gehoben — und nun, um die glückliche Conſtellation zu vollenden, eine ſchön organiſirte Jünglingsſeele am Thron, in einſamer unangefochtener Blüthe unter Druck und Leiden hervorgegangen. Unglücklich — ſo machten wir aus — müſste der Königsſohn ſeyn, an dem wir unſer Ideal in Erfüllung bringen wollten.

„Seyn Sie
„ein Menſch auf König Philipps Thron! Sie
„haben
„auch Leiden kennen lernen —

Aus dem Schooſse der Sinnlichkeit und des Glücks durfte er nicht genommen werden; die Kunſt durfte noch nicht Hand an ſeine Bildung gelegt, die damalige Welt ihm ihren Stempel noch nicht aufgedrückt haben.

Aber wie ſollte ein königlicher Prinz aus dem ſechszehnten Jahrhundert — Philipp des zweyten Sohn — ein Zögling des Mönchvolks, deſſen kaum aufwachende Vernunft von ſo ſtrengen und ſo ſcharfſichtigen Hütern bewacht wird, zu dieſer liberalen Philoſophie gelangen? Sehen Sie, auch dafür war geſorgt. Das Schickſal ſchenkte ihm einen Freund — einen Freund in den entſcheidenden Jahren, wo des Geiſtes Blume ſich entfaltet, Ideale empfangen werden, und die moraliſche Empfindung ſich läutert — einen geiſtreichen gefühlvollen Jüngling, über deſſen Bildung ſelbſt, was hindert mich dieſes anzunehmen? ein günſtiger Stern gewacht, ungewöhnliche Glücksfälle ſich ins Mittel geſchlagen, und den irgend ein verborgner Weiſe ſeines Jahrhunderts dieſem ſchönen Geſchäfte zugebildet hat. Eine Geburt der Freundſchaft alſo iſt dieſe heitre menſchliche Philoſophie, die der Prinz auf dem Throne in Ausübung bringen will. Sie kleidet ſich in alle Reize der Jugend, in die ganze Anmuth der Dichtung; mit Licht und Wärme

wird sie in seinem Herzen niedergelegt, sie ist die erste Blüthe seines Wesens, sie ist seine erste Liebe. Dem Marquis liegt äufserst viel daran, ihr diese jugendliche Lebendigkeit zu erhalten, sie als einen Gegenstand der Leidenschaft bey ihm fortdauern zu lassen, weil nur Leidenschaft ihm die Schwierigkeiten besiegen helfen kann, die sich ihrer Ausübung entgegensetzen werden. Sagen sie ihm, trägt er der Königin auf:

„Dafs er für seine Träume seiner Jugend
„soll Achtung tragen, wenn er Mann seyn wird,
„nicht öffnen soll dem tödtenden Insekte
„gerühmter besserer Vernunft das Herz
„der zarten Götterblume; dafs er nicht
„soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
„Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.
„Ich hab es ihm zuvor gesagt —

Unter beyden Freunden bildet sich also ein enthusiastischer Entwurf, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist, und

von diesem enthusiastischen Entwurfe, wie er nämlich im Conflict mit der Leidenschaft erscheint, handelt das gegenwärtige Drama. Die Rede war also davon, einen Fürsten aufzustellen, der das höchste mögliche Ideal bürgerlicher Glückseligkeit für sein Zeitalter wirklich machen sollte — nicht diesen Fürsten erst zu diesem Zwecke zu erziehen; denn dieses musste längst vorher gegangen seyn, und konnte auch nicht wohl zum Gegenstand eines solchen Kunstwerks gemacht werden; noch weniger ihn zu diesem Werke wirklich Hand anlegen zu lassen, denn wie sehr würde dieses die engen Gränzen eines Trauerspiels überschritten haben? — Die Rede war davon, diesen Fürsten nur zu zeigen, den Gemüthszustand in ihm herrschend zu machen, der einer solchen Wirkung zum Grunde liegen muss, und ihre subjektive Möglichkeit auf einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit zu erheben, unbekümmert, ob Glück und Zufall sie wirklich machen wollen.

Neunter Brief.

Ich will mich über das vorige näher erklären.

Der Jüngling nämlich, zu dem wir uns dieſer auſserordentlichen Wirkung verſehen ſollen, muſste zuvor Begierden übermeiſtert haben, die einem ſolchen Unternehmen gefährlich werden können; gleich jenem Römer muſste er ſeine Hand über Flammen halten, um uns zu überführen, daſs er Manns genug ſey, über den Schmerz zu ſiegen; er muſste durch das Feuer einer fürchterlichen Prüfung gehen, und in dieſem Feuer ſich bewähren. Dann nur, wenn wir ihn glücklich mit einem innerlichen Feind haben ringen ſehen, können wir ihm den Sieg über die äuſserlichen Hinderniſſe zuſagen, die ſich ihm auf der kühnen Rrformantenbahn entgegen werfen werden, dann nur, wenn wir ihn in den Jahren der Sinnlichkeit, bey dem heftigen Blut der Jugend, der Verſuchung haben Trotz bieten ſehen, können wir ganz ſicher ſeyn, daſs ſie dem

reifen Manne nicht gefährlich mehr seyn wird. Und welche Leidenschaft konnte mir diese Wirkung in gröfserem Mafse leisten, als die mächtigste von allen, die Liebe?

Alle Leidenschaften, von denen für den grofsen Zweck, wozu ich ihn aufsparte, zu fürchten seyn könnte, diese einzige ausgenommen; sind aus seinem Herzen hinweggeräumt, oder haben nie darin gewohnt. An einem verderbten sittenlosen Hofe hat er die Reinigkeit der ersten Unschuld erhalten; nicht seine Liebe, auch nicht Anstrengung durch Grundsätze, ganz allein sein moralischer Instinkt hat ihn vor dieser Befleckung bewahrt.

„Der Wollust Pfeil zerbrach an dieser Brust
„lang ehe noch Elisabeth hier herrschte."

Der Prinzessin von Eboli gegenüber, die sich aus Leidenschaft und Plan so oft gegen ihn vergifst, zeigt er eine Unschuld, die der Einfalt sehr nahe kommt; wie viele,

die dieſe Scene leſen, würden die Prinzeſſin weit ſchneller verſtanden haben. Meine Abſicht war, in ſeine Natur eine Reinigkeit zu legen, der keine Verführung etwas anhaben kann. Der Kuſs, den er der Prinzeſſin giebt, war, wie er ſelbſt ſagt, der erſte ſeines Lebens, und dieſs war doch gewiſs ein ſehr tugendhafter Kuſs! Aber auch über eine feinere Verführung ſollte man ihn erhaben ſehen; daher die ganze Epiſode der Prinzeſſin von Eboli, deren buhleriſche Künſte an ſeiner beſſeren Liebe ſcheitern. Mit dieſer Liebe allein hätte er es alſo zu thun, und ganz wird ihn die Tugend haben, wenn es ihm gelungen ſeyn wird, auch noch dieſe Liebe zu beſiegen; und davon handelt nun das Stück. Sie begreifen nun auch, warum der Prinz gerade ſo und nicht anders gezeichnet worden; warum ich es zugelaſſen habe, daſs die edle Schönheit dieſes Karakters durch ſo viel Heftigkeit, ſo viel unſtäte Hitze, wie ein klares Waſſer durch Wallungen getrübt wird. Ein weiches wohlwollendes Herz, Enthuſiasmus für

das Groſse und Schöne, Delikateſſe, Muth, Standhaftigkeit, uneigennützige Groſsmuth, ſollte er beſitzen, ſchöne und helle Blicke des Geiſtes ſollte er zeigen, aber weiſe ſollte er nicht ſeyn. Der künftige groſse Mann ſollte in ihm ſchlummern, aber ein feuriges Blut ſollte ihm jetzt noch nicht erlauben, es wirklich zu ſeyn. Alles, was den treflichen Regenten macht, alles, was die Erwartungen ſeines Freundes und die Hoffnungen einer auf ihn harrenden Welt rechtfertigen kann, alles was ſich vereinigen muſs, ſein vorgeſetztes Ideal von einem künftigen Staat auszuführen, ſollte ſich in dieſem Karakter beyſammen finden: aber entwickelt ſollte es noch nicht ſeyn, noch nicht von Leidenſchaft geſchieden, noch nicht zu reinem Golde geläutert. Darauf kam es ja eigentlich erſt an, ihn dieſer Vollkommenheit näher zu bringen, die ihm jetzt noch mangelt; ein mehr vollendeter Karakter des Prinzen hätte mich des ganzen Stücks überhoben. Eben ſo begreifen Sie nunmehr, warum es nöthig war, den Karakter Philipps und ſeiner Gei-

ſtesverwandten einen ſo groſsen Spielraum zu geben — ein nicht zu entſchuldigender Fehler, wenn dieſe Charaktere weiter nichts als die Maſchinen hätten ſeyn ſollen, eine Liebesgeſchichte zu verwickeln und aufzulöſen — und warum überhaupt dem geiſtlichen, politiſchen und häuslichen Deſpotismus ein ſo weites Feld gelaſſen worden. Da aber mein eigentlicher Vorwurf war, den künftigen Schöpfer des Menſchenglücks aus dem Stücke gleichſam hervorgehen zu laſſen; ſo war es ſehr an ſeinem Orte, den Schöpfer des Elends neben ihm aufzuführen, und durch ein vollſtändiges ſchauderhaftes Gemählde des Deſpotismus ſein reizendes Gegentheil deſtomehr zu erheben. Wir ſehen den Deſpoten auf ſeinem traurigen Thron, ſehen ihn mitten unter ſeinen Schätzen darben, wir erfahren aus ſeinem Munde, daſs er unter allen ſeinen Millionen allein iſt, daſs die Furien des Argwohns ſeinen Schlaf anfallen, daſs ihm ſeine Kreaturen geſchmolzenes Gold ſtatt eines Labetrunks bieten;

wir folgen ihm in sein einsames Gemach, sehen da den Beherrscher einer halben Welt um ein — menschliches Wesen bitten, und ihn dann, wenn das Schicksal ihm diesen Wunsch gewährt hat, gleich einem Rasenden, selbst das Geschenk zerstören, dessen er nicht mehr würdig war. Wir sehen ihn unwissend den niedrigsten Leidenschaften seiner Sklaven dienen; sind Augenzeugen, wie sie die Seile drehen, woran sie den, der sich einbildet, der alleinige Urheber seiner Thaten zu seyn, einem Knaben gleich lenken. Ihn, vor welchem man in fernen Welttheilen zittert, sehen wir vor einem herrischen Priester eine erniedrigende Rechenschaft ablegen, und eine leichte Uebertretung mit einer schimpflichen Züchtigung büssen. Wir sehen ihn gegen Natur und Menschheit ankämpfen, die er nicht ganz besiegen kann, zu stolz ihre Macht zu erkennen, zu ohnmächtig sich ihr zu entziehen; von allen ihren Genüssen geflohen, aber von ihren Schwächen und Schreckniſſen verfolgt; herausgetreten aus seiner Gattung, um als ein

Mittelding von Geschöpf und Schöpfer — unser Mitleiden zu erregen. Wir verachten diese Gröfse, aber wir trauern über seinen Mifsverstand, weil wir auch selbst aus dieser Verzerrung noch Züge von Menschheit herauslesen, die ihn zu einem der unsrigen machen, weil er auch blofs durch die übrig gebliebenen Reste der Menschheit elend ist. Jemehr uns aber dieses schreckhafte Gemählde zurück stöfst, desto stärker werden wir von dem Bilde sanfter Humanität angezogen, die sich in Karlos, in seines Freundes, und in der Königin Gestalt vor unsern Augen verklärt.

Und nun, lieber Freund, übersehen Sie das Stück aus diesem neuen Standort noch einmal. Was Sie für Ueberladung grhalten, wird es jetzt vielleicht weniger seyn; in der Einheit, worüber wir uns jetzt verständigt haben, werden sich alle einzelnen Bestandtheile desselben auflösen lassen. Ich könnte den angefangenen Faden noch weiter fortführen, aber

es ſey mir genug, Ihnen durch einige Winke angedeutet zu haben, worüber in dem Stücke ſelbſt die beſte Auskunft enthalten iſt. Es iſt möglich, daſs, um die Hauptidee des Stückes heraus zu finden, mehr ruhiges Nachdenken erfordert wird, als ſich mit der Eilfertigkeit verträgt, womit man gewohnt iſt dergleichen Schriften zu durchlaufen; aber der Zweck, worauf der Künſtler gearbeitet hat, muſs ſich ja am Ende des Kunſtwerks erfüllt zeigen. Womit die Tragödie beſchloſſen wird, da mit muſs ſie ſich beſchäftigt haben, und nun höre man, wie Karlos von uns und ſeiner Königin ſcheidet.

„ — Ich habe
„in einem langen ſchweren Traum gelegen.
„Ich liebte — jetzt bin ich erwacht. Vergeſſen
„ſey das Vergangene. Endlich ſeh ich ein, es giebt
„ein höher wünſchenswerther Gut, als dich
„beſitzen — Hier ſind Ihre Briefe
„zurück. Vernichten Sie die Meinen. Fürchten
„Sie keine Wallung mehr von mir. Es iſt
„vorbey, Ein reiner Feuer hat mein Weſen

„geläutert — Einen Leichenstein will ich
„ihm setzen, wie noch keinem König zu Theil
„gewo den — Ueber seine Asche blühe
„ein Paradies!“

Königin.

„ — — So hab ich Sie gewollt!
„Das war die grosse Meinung seines Todes.

Zehnter Brief.

Ich bin weder Illuminat noch Maurer, aber wenn beyde Verbrüderungen einen moraliſchen Zweck mit einander gemein haben, und wenn dieſer Zweck für die menſchliche Geſellſchaft der wichtigſte iſt, ſo muſs er mit demjenigen, den Marquis Poſa ſich vorſetzte, wenigſtens ſehr nahe verwandt ſeyn. Was jene durch eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt zerſtreuter thätiger Glieder zu bewirken ſuchen, will der Letztere, vollſtändiger und kürzer, durch ein einziges Subjekt ausführen; durch einen Fürſten nämlich, der Anwartſchaft hat, den gröſsten Thron der Welt zu beſteigen, und durch dieſen erhabenen Standpunkt zu einem ſolchen Werke fähig gemacht wird. In dieſem einzigen Subjekte macht er die Ideenreihe und Empfindungsart herrſchen, woraus jene wohlthätige Wirkung als eine nothwendige Folge flieſsen muſs. Vielen dürfte dieſer Gegenſtand für die dramatiſche Behandlung zu abſtract und zu ernſthaft ſcheinen und wenn ſie ſich auf nichts als das Gemählde

einer Leidenſchaft gefaſst gemacht haben, ſo hätte ich freylich ihre Erwartungen getäuſcht; aber es ſchien mir eines Verſuchs nicht ganz unwerth. „Wahrheiten, die „jedem, der es gut mit ſeiner Gattung „meint, die heiligſten ſeyn müſſen, „und die bis jetzt nur das Eigenthum der „Wiſſenſchaften waren, in das Gebiet der „ſchönen Künſte herüber zu ziehen, mit „Licht und Wärme zu beſeelen, und, als „lebendig wirkende Motive in das Men„ſchenherz gepflanzt, in einem kraftvollen „Kampfe mit der Leidenſchaft zu zeigen.“ Hat ſich der Genius der Tragödie für dieſe Gränzenverletzung an mir gerochen, ſo ſind deswegen einige nicht ganz unwichtige Ideen, die hier niedergelegt ſind, für — den redlichen Finder nicht verloren, den es vielleicht nicht unangenehm überraſchen wird, Bemerkungen, deren er ſich aus ſeinem Montesquieu erinnert, in einem Trauerſpiel angewandt und beſtätigt zu ſehen.

Eilf-

Eilfter Brief.

Ehe ich mich auf immer von unſerm Freunde Poſa verabſchiede, noch ein paar Worte über ſein räthſelhaftes Benehmen gegen den Prinzen und über ſeinen Tod.

Viele nämlich haben ihm vorgeworfen, daſs er, der von der Freyheit ſo hohe Begriffe hegt, und ſie unaufhörlich im Munde führt, ſich doch ſelbſt einer deſpotiſchen Willkühr über ſeinen Freund anmaſse, daſs er ihn blind, wie einen Unmündigen leite, und ihn eben dadurch an den Rand des Untergangs führe. Womit, ſagen Sie, läſst es ſich entſchuldigen, daſs Marquis Poſa, anſtatt dem Prinzen gerade heraus das Verhältniſs zu entdecken, worin er jetzt mit dem Könige ſteht, anſtatt ſich auf eine vernünftige Art mit ihm über die nöthigen Maaſsregeln zu bereden, und, indem er ihn zum Mitwiſſer ſeines Planes macht, auf einmal allen Uebereilungen vorzubeugen, wozu Unwiſſenheit, Miſstrauen, Furcht und unbeſonnene Hitze den Prinzen ſonſt hinreiſsen könnten, und

auch wirklich nachher hingeriſſen haben, daſs er, anſtatt dieſen ſo unſchuldigen, ſo natürlichen Weg einzuſchlagen, lieber die äuſserſte Gefahr läuft, lieber dieſe ſo leicht zu verhütenden Folgen erwartet, und ſie alsdann, wenn ſie wirklich eingetroffen, durch ein Mittel zu verbeſſern ſucht, das eben ſo unglücklich ausſchlagen kann, als es brutal und unnatürlich iſt, nämlich durch die Verhaftnehmung des Prinzen? Er kannte das lenkſame Herz ſeines Freundes. Noch kürzlich lieſs ihn der Dichter eine Probe der Gewalt ablegen, mit der er ſolches beherrſchte. Zwey Worte hätten ihm dieſen widrigen Behelf erſpart. Warum nimmt er ſeine Zuflucht zur Intrigue, wo er durch ein gerades Verfahren ungleich ſchneller und ungleich ſicherer zum Ziele würde gekommen ſeyn?

Weil dieſes gewaltthätige und fehlerhafte Betragen des Malthefers alle nachfolgende Situationen und vorzüglich ſeine Aufopferung herbeygeführt hat, ſo ſetzte man, ein wenig raſch, voraus, daſs ſich

der Dichter von dieſem unbedeutenden Gewinn habe hinreiſſen laſſen, der inneren Wahrheit dieſes Karakters Gewalt anzuthun, und den natürlichen Lauf der Handlung zu verlenken. Da dieſes allerdings der bequemſte und kürzeſte Weg war, ſich in dieſes ſeltſame Betragen des Malthefers zu finden, ſo ſuchte man in dem ganzen Zuſammenhang dieſes Karakters keinen nähern Aufſchluſs mehr; denn das wäre zu viel von einem Kritiker verlangt, mit ſeinem Urtheil bloſs darum zurück zu halten, weil der Schriftſteller übel dabey fährt. Aber einiges Recht glaubte ich mir doch auf dieſe Billigkeit erworben zu haben, weil in dem Stücke mehr als einmal die glänzendere Situation der Wahrheit nachgeſetzt worden iſt.

Unſtreitig! der Karakter des Marquis von Poſa hätte an Schönheit und Reinigkeit gewonnen, wenn er durchaus gerader gehandelt hätte, und über die unedeln Hülfsmittel der Intrigue immer erhaben geblieben wäre. Auch geſtehe ich,

dieſer Charakter gieng mir nahe, aber, was ich für Wahrheit hielt, gieng mir näher. Ich halte für Wahrheit, „daſs „Liebe zu einem wirklichen Ge„genſtande und Liebe zu einem Ideal „ſich in ihren Wirkungen eben ſo ungleich „ſeyn müſſen, als ſie in ihrem Weſen von „einander verſchieden ſind — daſs der un„eigennützigſte, reinſte und edelſte Menſch „aus enthuſiaſtiſcher Anhänglichkeit an „ſeine Vorſtellung von Tugend und „hervorzubringendem Glück ſehr oft aus„geſetzt iſt, eben ſo willkührlich mit den „Individuen zu ſchalten, als nur immer „der ſelbſtſüchtigſte Deſpot, weil der Ge„genſtand von beyder Beſtrebungen in ih„nen, nicht auſser ihnen wohnt, und „weil Jener, der ſeine Handlungen nach „einem innern Geiſtesbilde modelt, mit „der Freyheit anderer beynahe eben ſo im „Streit liegt, als dieſer, deſſen letztes Ziel „ſein eigenes Ich iſt.“ Wahre Gröſse des Gemüths führt oft nicht weniger zu Verletzungen fremder Freyheit, als der Egoismus, und die Herrſchſucht, weil ſie

um der Handlung, nicht um des einzelnen Subjekts willen handelt. Eben weil ſie in ſteter Hinſicht auf das ganze wirkt, verſchwindet nur allzuleicht das kleinere Intereſſe des Individuums in dieſem weiten Proſpekte. Die Tugend handelt groſs, um des Geſetzes willen; die Schwärmerey um ihres Ideales willen; die Liebe um des Gegenſtandes willen. Aus der erſten Klaſſe wollen wir uns Geſetzgeber, Richter, Könige, aus der zweyten Helden, aber nur aus der dritten unſern Freund erwählen. Dieſe erſte verehren, die zweyte bewundern, die dritte lieben wir. Karlos hat Urſache gefunden, es zu bereuen, daſs er dieſen Unterſchied auſser Acht lieſs, und einen groſsen Mann zu ſeinem Buſenfreund machte.

„Was geht die Königin dich an? Liebſt du
„die Königin? Soll deine ſtrenge Tugend
„die kleinen Sorgen meiner Liebe fragen?
„— — — — Ach, hier iſt nichts verdammlich,
„nichts, nichts, als meine raſche Verblenduug,
„bis dieſen Tag nicht eingeſehen zu haben,
„daſs du ſo — groſs als zärtlich biſt.

Geräuſchlos, ohne Gehülfen, in ſtiller Gröſse zu wirken, iſt des Marquis Schwärmerey. Still, wie die Vorſicht für einen Schlafenden ſorgt, will er ſeines Freundes Schickſal auflöſen, er will ihn retten, wie ein Gott — und eben dadurch richtet er ihn zu Grunde. Daſs er zu ſehr nach ſeinem Ideal von Tugend in die Höhe, und zu wenig auf ſeinen Freund herunter blickte, wurde beyder Verderben. Karlos verunglückte, weil ſein Freund ſich nicht begnügte, ihn auf eine gemeine Art zu erlöſen.

Und hier, däucht mir, treffe ich mit einer nicht unmerkwürdigen Erfahrung aus der moraliſchen Welt zuſammen, die keinen, der ſich nur einigermaſsen Zeit genommen hat, um ſich herum zu ſchauen, oder dem Gang ſeiner eignen Empfindungen zuzuſehen, ganz fremd ſeyn kann. Es iſt dieſe: daſs die moraliſchen Motive, welche von einem zu erreichenden Ideale von Vortrefflichkeit hergenommen ſind, nicht natürlich im Men-

ſchenherzen liegen, und eben darum, weil ſie erſt durch Kunſt in daſſelbe hineingebracht worden, nicht immer wohlthätig wirken, gar oft aber, durch einen ſehr menſchlichen Uebergang, einem ſchädlichen Miſsbrauch ausgeſetzt ſind. Durch praktiſche Geſetze, nicht durch gekünſtelte Geburten der theoretiſchen Vernunft ſoll der Menſch bey ſeinem moraliſchen Handeln geleitet werden. Schon allein dieſes, daſs jedes ſolche moraliſche Ideal oder Kunſtgebäude doch nie mehr iſt als eine Idee, die, gleich allen andern Ideen, an dem eingeſchränkten Geſichtspunkt des Individuums Theil nimmt, dem ſie angehört, und in ihrer Anwendung alſo auch der Allgemeinheit nicht fähig ſeyn kann, in welcher der Menſch ſie zu gebrauchen pflegt, ſchon dieſes allein, ſage ich, müſste ſie zu einem äuſserſt gefährlichen Inſtrument in ſeinen Händen machen: aber noch weit gefährlicher wird ſie durch die Verbindung, in die ſie nur allzuſchnell mit gewiſſen Leidenſchaften tritt, die ſich mehr oder weniger in allen Menſchenher-

zen finden; Herrſchſucht meine ich, Eigendünkel und Stolz, die ſie augenblicklich ergreifen, und ſich unzertrennbar mit ihr vermengen. Nennen Sie mir, lieber Freund — um aus unzähligen Beyſpielen nur eins auszuwählen — nennen Sie mir den Ordensſtifter, oder auch die Ordens-Verbrüderung ſelbſt, die ſich — bey den reinſten Zweckeh und bey den edelſten Trieben — von Willkührlichkeit in der Anwendung, von Gewaltthätigkeit gegen fremde Freyheit, von dem Geiſte der Heimlichkeit und der Herrſchſucht immer rein erhalten hätte? Die bey Durchſetzung eines, von jeder unreinen Beymiſchung auch noch ſo freyen moraliſchen Zweckes, in ſo fern ſie ſich nämlich dieſen Zweck als etwas für ſich beſtehendes denken und ihn in der Lauterkeit erreichen wollten, wie er ſich ihrer Vernunft dargeſtellt hatte, nicht unvermerkt wären fortgeriſſen worden, ſich an fremder Freyheit zu vergreifen, die Achtung gegen Anderer Rechte, die ihnen ſonſt immer die heiligſten waren, hintan zu ſetzen,

und nicht ſelten den willkürlichſten Deſpotismus zu üben, ohne den Zweck ſelbſt umgetauſcht, ohne in ihren Motiven ein Verderbniſs erlitten zu haben. Ich erkläre mir dieſe Erſcheinung aus dem Bedürfniſs der beſchränkten Vernunft, ſich ihren Weg abzukürzen, ihr Geſchäft zu vereinfachen, und Individualitäten, die ſie zerſtreuen und verwirren, in Allgemeinheit zu verwandeln. Aus der allgemeinen Hinneigung unſers Gemüthes zur Herrſchbegierde, oder dem Beſtreben; alles wegzudrängen, was das Spiel unſrer Kräfte hindert. Ich wählte deswegen einen ganz wohlwollenden, ganz über jede ſelbſtſüchtige Begierde erhabenen Karakter, ich gab ihm die höchſte Achtung für Anderer Rechte, ich gab ihm die Hervorbringung eines allgemeinen Freyheitsgenuſſes ſogar zum Zwecke, und ich glaube mich auf keinem Widerſpruch mit der allgemeinen Erfahrung zu befinden, wenn ich ihn, ſelbſt auf dem Wege dahin, in Deſpotismus verirren lieſs. Es lag in meinem Plan, daſs er ſich in dieſer Schlinge ver-

ſtricken ſollte, die allen gelegt iſt, die ſich auf einerley Wege mit ihm befinden. Wie viel hätte mir es auch gekoſtet, ihn wohlbehalten davon vorbey zu bringen, und dem Leſer, der ihn lieb gewann, den unvermiſchten Genuſs aller übrigen Schönheiten ſeines Karakters zu geben, wenn ich es nicht für einen ungleich gröſsern Gewinn gehalten hätte, der menſchlichen Natur zur Seite zu bleiben, und eine nie genug zu beherzigende Erfahrung durch ſein Beyſpiel zu beſtätigen. Dieſe meine ich, daſs man ſich in moraliſchen Dingen nicht ohne Gefahr von dem natürlichen praktiſchen Gefühl entfernt, um ſich zu allgemeinen Abſtraktionen zu erheben, daſs ſich der Menſch weit ſicherer den Eingebungen ſeines Herzens oder dem ſchon gegenwärtigen und individuellen Gefühle von Recht und Unrecht vertraut, als der gefährlichen Leitung univerſeller Vernunftideen, die er ſich künſtlich erſchaffen hat — denn nichts führt zum Guten was nicht natürlich iſt.

Zwölfter Brief.

Es ist nur noch übrig, ein paar Worte über seine Aufopferung zu sagen.

Man hat nämlich getadelt, dafs er sich muthwillig in einen gewaltsamen Tod stürze, den er hätte vermeiden können. Alles, sagt man, war ja noch nicht verloren. Warum hätte er nicht eben so gut fliehen können, als sein Freund? War er schärfer bewacht als dieser? Machte es ihm nicht selbst seine Freundschaft für Karlos zur Pflicht, sich diesem zu erhalten? und konnte er ihm mit seinem Leben nicht weit mehr nützen, als wahrscheinlicherweise mit seinem Tode, selbst wenn alles seinem Plane gemäfs eingetroffen wäre? Konnte er nicht — freylich! Was hätte der ruhige Zuschauer nicht gekonnt, und wie viel weiser und klüger würde dieser mit seinem Leben gewirthschaftet haben! Schade nur, dafs sich der Marquis weder dieser glücklichen Kaltblütigkeit, noch der Musse zu erfreuen hatte, die zu einer so

vernünftigen Berechnung nothwendig war. Aber wird man sagen, das gezwungene, und sogar spitzfindige Mittel, zu welchem er seine Zuflucht nimmt, um zu sterben, konnte sich ihm doch unmöglich aus freyer Hand und im ersten Augenblicke anbieten, warum hätte er das Nachdenken und die Zeit, die es ihm kostete, nicht eben so gut anwenden können, einen vernünftigen Rettungsplan auszudenken, oder lieber gleich denjenigen zu ergreifen, der ihm so nahe lag, der auch dem kurzsichtigsten Leser sogleich ins Auge springt? Wenn er nicht sterben wollte, um gestorben zu seyn, oder (wie einer meiner Recensenten sich ausdrückt,) wenn er nicht des Märtyrthums wegen sterben wollte, so ist es kaum zu begreifen, wie sich ihm die so gesuchten Mittel zum Untergang früher, als die weit natürlichern Mittel zur Rettung haben darbieten können. Es ist viel Schein in diesem Vorwurf, und um so mehr ist es der Mühe werth, ihn auseinander zu setzen.

Die Auflöfung iſt dieſe:

Erſtlich gründet ſich dieſer Einwurf auf die falſche und durch das vorhergehende genugſam widerlegte Vorausſetzung, daſs der Marquis nur für ſeinen Freund ſterbe, welches nicht wohl mehr ſtatt haben kann, nachdem bewieſen worden, daſs er nicht für ihn gelebt, und daſs es mit dieſer Freundſchaft eine ganz andere Bewandtniſs habe. Er kann alſo nicht wohl ſterben um den Prinzen zu retten; dazu dürften ſich auch ihm ſelbſt vermuthlich noch andre, und weniger gewaltthätige Auswege gezeigt haben als der Tod — „er ſtirbt, um für ſein — in des „Prinzen Seele niedergelegtes — Ideal „alles zu thun und zu geben, was ein „Menſch für etwas thun und geben kann, „das ihm das Theuerſte iſt; um ihm auf „die nachdrücklichſte Art, die er in ſeiner „Gewalt hat, zu zeigen, wie ſehr er an „die Wahrheit und Schönheit dieſes Ent„wurfes glaube, und wie wichtig ihm die „Erfüllung derſelben ſey;“ er ſtirbt dafür warum mehrere groſse Menſchen für eine Wahrheit ſtarben, die ſie von vielen befolgt

und beherzigt haben wollten; um durch sein Beyspiel darzuthun, wie sehr sie es werth sey, dafs man alles für sie leide. Als der Gesetzgeber von Sparta sein Werk vollendet sah, und das Orakel zu Delphi den Ausspruch gethan hatte, die Republik würde blühen und dauern, so lange sie Lykurgus Gesetze ehrte, rief er das Volk von Sparta zusammen und forderte einen Eid von ihm, die neue Verfassung so lange wenigstens unangefochten zu lassen, bis er von einer Reise, die er eben vorhabe, würde zurück gekehrt seyn. Als ihm dieses durch einen feyerlichen Eidschwur angelobt worden, verliefs Lykurgus das Gebiet von Sparta, hörte, von diesem Augenblick an, auf, Speise zu nehmen, und die Republik harrte seiner Rückkehr vergebens. Vor seinem Tode verordnete er noch ausdrücklich, seine Asche selbst in das Meer zu streuen, damit auch kein Atom seines Wesens nach Sparta zurückkehren, und seine Mitbürger auch nur mit einem Schein von Recht ihres Eides entbinden möchte. Konnte Lykurgus im Ernste geglaubt ha-

ben, das Lacedämonifche Volk durch diefe Spitzfindigkeit zu binden, und feine Staatsverfaffung durch ein folches Spielwerk zu ſichern? Iſt es auch nur denkbar, daſs ein ſo weiſer Mann für einen ſo romanhaften Einfall ein Leben ſollte hingegeben haben, das ſeinem Vaterlande ſo wichtig war? Aber ſehr denkbar und ſeiner würdig ſcheint es mir, daſs er es hingab, um durch das Groſse und Auſserordentliche dieſes Todes einen unauslöſchlichen Eindruck Seiner ſelbſt in das Herz ſeiner Spartaner zu graben, und eine höhere Ehrwürdigkeit über das Werk auszugieſsen, indem er den Schöpfer deſſelben zu einem Gegenſtand der Rührung und Bewunderung machte.

Zweytens kommt es hier, wie man leicht einſieht, nicht darauf an, wie nothwendig, wie natürlich und wie nützlich dieſe Auskunft in der That war, ſondern wie ſie demjenigen vorkam, der ſie zu ergreifen hatte, und wie leicht oder ſchwer er darauf verfiel. Es iſt alſo weit weniger die Lage der Dinge,

als die Gemüthsverfaſſung deſſen, auf den dieſe Dinge wirken, was hier in Betrachtung kommen muſs. Sind die Ideen, welche den Marquis zu dieſem Heldenentſchluſs führen, ihm geläufig, und bieten ſie ſich ihm leicht und mit Lebhaftigkeit dar, ſo iſt der Entſchluſs auch weder geſucht noch gezwungen; ſind dieſe Ideen in ſeiner Seele gar die vordringenden und herrſchenden, und ſtehen diejenigen dagegen im Schatten, die ihn auf einen gelindern Ausweg führen konnten, ſo iſt der Entſchluſs, den er faſst, nothwendig: haben diejenigen Empfindungen, welche dieſen Entſchluſs bey jedem andern bekämpfen würden, wenig Macht über ihn, ſo kann ihm auch die Ausführung deſſelben ſo gar viel nicht koſten. Und dieſs iſt es, was wir nun unterſuchen müſſen.

Zuerſt: Unter welchen Umſtänden ſchreitet er zu dieſem Entſchluſs? — In der drangvolleſten Lage, worin je ein Menſch ſich befunden, wo Schrecken, Zweifel, Unwille über ſich ſelbſt, Schmerz und

und Verzweiflung zugleich seine Seele bestürmen. Schrecken; er sieht seinen Freund im Begriffe, derjenigen Person, die er als dessen fürchterlichste Feindin kennt, ein Geheimniss zu offenbaren, woran sein Leben hängt. Zweifel; er weiss nicht, ob dieses Geheimniss heraus ist oder nicht? Weiss es die Prinzessin, so muss er gegen sie als eine Mitwisserin verfahren; weiss sie es noch nicht, so kann ihn eine einzige Sylbe zum Verräther, zum Mörder seines Freundes machen. Unwille über sich selbst; Er allein hat durch seine unglückliche Zurückhaltung den Prinzen zu dieser Uebereilung hingerissen. Schmerz und Verzweiflung; er sieht seinen Freund verloren, er sieht in seinem Freund alle Hoffnungen verloren, die er auf denselben gegründet hat.

„Verlassen von dem Einzigen wirfst du
„der Fürstin Eboli dich in die Arme —
„Unglücklicher! in eines Teufels Arme,
„denn diese wars, die dich verrieth — Ich sehe

„dich dahin eilen. Eine schlimme Ahndung
„fliegt durch mein Herz. Ich folge dir. Zu
spät,
„Du liegst zu ihren Füssen. Das Geständniss
„floh über deine Lippen schon. Für dich
„ist keine Rettung mehr — Da wird es Nacht
vor meinen Sinnen!
„Nichts! Nichts! Kein Ausweg! Keine Hülfe!
Keine
„im ganzen Umkreis der Natur! —

In diesem Augenblicke nun, wo so verschiedene Gemüthsbewegungen in seiner Seele stürmen, soll er aus dem Stegreif ein Rettungsmittel für seinen Freund erdenken. Welches wird es seyn? Er hat den richtigen Gebrauch seiner Urtheilskraft verloren, und mit diesem den Faden der Dinge, den nur die ruhige Vernunft zu verfolgen im Stande ist. Er ist nicht mehr Meister seiner Gedankenreihe — er ist also in die Gewalt derjenigen Ideen gegeben, die das meiste Licht und die gröfste Geläufigkeit bey ihm erlangt haben.

Und von welcher Art ſind nun dieſe? Wer entdeckt nicht in dem ganzen Zuſammenhang ſeines Lebens, wie er es hier in dem Stücke vor unſern Augen lebt, daſs ſeine ganze Phantaſie von Bildern romantiſcher Gröſse angefüllt und durchdrungen iſt, daſs die Helden des Plutarch in ſeiner Seele leben, und daſs ſich alſo unter zwey Auswegen immer der Heroiſche zuerſt und zunächſt ihm darbieten muſs? Zeigte uns nicht ſein vorhergegangener Auftritt mit dem König, was und wie viel dieſer Menſch für das, was ihm wahr, ſchön und vortreflich dünkt, zu wagen im Stande ſey? — Was iſt wiederum natürlicher, als daſs der Unwille, den er in dieſem Augenblick über ſich ſelbſt empfindet, ihn unter denjenigen Rettungsmitteln zuerſt ſuchen läſst, die ihm etwas koſten; daſs er es der Gerechtigkeit gewiſſermaſsen ſchuldig zu ſeyn glaubt, die Rettung ſeines Freundes auf ſeine Unkoſten zu bewirken, weil ſeine Unbeſonnenheit es war, die jenen in dieſe Gefahr ſtürzte? Bringen Sie dabey in Betrachtung, daſs er nicht genug eilen

kann, sich aus diesem leidenden Zustand zu reissen, sich den freyen Genuss seines Wesens und die Herrschaft über seine Empfindungen wieder zu verschaffen. Ein Geist, wie dieser aber, werden Sie mir eingestehen, sucht in sich, nicht ausser sich, Hülfe; und wenn der blos kluge Mensch sein erstes hätte seyn lassen, die Lage, in der er sich befindet, von allen Seiten zu prüfen, bis er ihr endlich einen Vortheil abgewonnen: so ist es im Gegentheil ganz im Karakter des heldenmüthigen Schwärmers gegründet, sich diesen Weg zu verkürzen, sich durch irgend eine ausserordentliche That, durch eine augenblickliche Erhöhung seines Wesens, bey sich selbst wieder in Achtung zu setzen. So wäre denn der Entschluss des Marquis gewissermassen schon als ein heroisches Palliativ erklärbar, wodurch er sich einem augenblicklichen Gefühl von Dumpfheit und Verzagung, dem schrecklichsten Zustand für einen solchen Geist, zu entreissen sucht. Setzen Sie dann noch hinzu, dass schon seit seinem Knabenalter, schon von

dem Tage an, da sich Karlos freywillig für ihn einer schmerzhaften Strafe darbot, (S. 18. 19.) das Verlangen, ihm diese grofsmüthige That zu erstatten, seine Seele beunruhigte, ihn gleich einer unbezahlten Schuld marterte, und das Gewicht der vorhergehenden Gründe in diesem Augenblick also nicht wenig verstärken mufs. Dafs ihm diese Erinnerung wirklich vorgeschwebt, beweist eine Stelle, wo sie ihm unwillkührlich entwischte. Karlos dringt darauf, dafs er fliehen soll, ehe die Folgen seiner kecken That eintreffen. „War ich auch so gewissenhaft, Karlos, giebt er ihm zur Antwort, da du, ein Knabe, für mich geblutet haft?“ Die Königin, von ihrem Schmerz hingerissen, beschuldigt ihn sogar, dafs er diesen Entschlufs längst schon mit sich herumgetragen —

„Sie stürzen sich in diese That, die Sie
„erhaben nennen. Läugnen Sie nur nicht.
„Ich kenne Sie, Sie haben längst darnach
„gedürstet!

Endlich will er ja den Marquis von Schwärmerey durchaus nicht frey gesprochen haben. Schwärmerey und Enthusiasmus berühren einander so nahe, ihre Unterscheidungslinie ist so fein, dafs sie im Zustande leidenschaftlicher Erhitzung nur allzu leicht überschritten werden kann. Und der Marquis hat nur wenige Augenblicke zu dieser Wahl! Dieselbe Stellung des Gemüths, worin er die That beschliefst, ist auch dieselbe, worin er den unwiderruflichen Schritt zu ihrer Ausführung thut. Es wird ihm nicht so gut, seinen Entschluss in einer andern Seelenlage noch einmal anzuschauen, ehe er ihn in Erfüllung bringt — wer weifs, ob er ihn dann nicht anders gefafst hätte! Eine solche andere Seelenlage z. B. ist die, worin er von der Königin geht. (S. 403.) O! ruft er aus, das Leben ist doch schön! — Aber diese Entdeckung macht er zu spät. Er hüllt sich in die Gröfse seiner That, um keine Reue darüber zu empfinden.

V.

Spiel des Schickſals.

Ein Bruchſtück

aus

einer wahren Geſchichte.

Aloyſius von G** war der Sohn eines Bürgerlichen, von Stande in *** ſchen Dienſten, und die Keime ſeines glücklichen Genies wurden durch eine liberale Erziehung frühzeitig entwickelt. Noch ſehr jung, aber mit gründlichen Kenntniſſen verſehen, trat er in Militärdienſte bey ſeinem Landesherrn, dem er als ein junger Mann von groſsen Verdienſten und noch gröſsern Hoffnungen nicht lange verborgen blieb. G*** war in vollem Feuer der Jugend, der Fürſt war es auch; G***

war rafch, unternehmend, der Fürft, der es auch war, liebte folche Karaktere. Durch eine reiche Ader von Witz und eine Fülle von Wiffenfchaft wufste G *** feinen Umgang zu befeelen, jeden Zirkel, in den er fich mifchte, durch eine immer gleiche Jovialität aufzuheitern, und über alles, was fich ihm darbot, Reiz und Leben auszugiefsen; und der Fürft verftand fich darauf, Tugenden zu fchätzen, die er in einem hohen Grade felbft befafs. Alles, was er unternahm, feine Spielereyen felbft, hatten einen Anftrich von Gröfse; Hinderniffe fchreckten ihn nicht, und kein Fehlfchlag konnte feine Beharrlichkeit befiegen. Den Werth diefer Eigenfchaften erhöhte eine empfehlende Geftalt, das volle Bild blühender Gefundheit und herkulifcher Stärke, durch das beredte Spiel eines regen Geiftes befeelt; im Blick, Gang und Wefen eine anerfchaffene natürliche Majeftät, durch eine edle Befcheidenheit gemildert. War der Prinz von dem Geifte feines jungen Gefellfchafters bezaubert, fo rifs diefe verführerifche Aufsenfeite feine

Sinnlichkeit unwiderſtehlich hin. Gleichheit des Alters, Harmonie der Neigungen und der Karaktere, ſtifteten in kurzem ein Verhältniſs zwiſchen Beyden, das alle Stärke von der Freundſchaft und von der leidenſchaftlichen Liebe alles Feuer und alle Heftigkeit beſaſs. G * * * flog von einer Beförderung zur andern: aber dieſe äuſserlichen Zeichen ſchienen ſehr weit hinter dem, was er dem Fürſten in der That war, zurück zu bleiben. Mit erſtaunlicher Schnelligkeit blühte ſein Glück empor, weil der Schöpfer deſſelben ſein Anbeter, ſein leidenſchaftlicher Freund war. Noch nicht zwey und zwanzig Jahr alt, ſah er ſich auf einer Höhe, womit die Glücklichſten ſonſt ihre Laufbahn beſchlieſsen. Aber ſein thätiger Geiſt konnte nicht lange im Schooſs müſsiger Eitelkeit raſten, noch ſich mit dem ſchimmernden Gefolge einer Gröſse begnügen, zu deren gründlichem Gebrauch er ſich Muth und Kräfte genug fühlte. Während daſs der Fürſt nach dem Ringe des Vergnügens flog, vergrub ſich der junge Günſtling unter Akten und Büchern, und

widmete sich mit lasttragendem Fleifs den Geschäften, deren er sich endlich so geschickt und so vollkommen bemächtigte, dafs jede Angelegenheit, die nur einigermafsen von Belange war, durch seine Hände ging. Aus einem Gespielen seiner Vergnügen wurde er bald erster Rath und Minister, und endlich Beherrscher seines Fürsten. Bald war kein Weg mehr zu diesem, als durch ihn. Er vergab alle Aemter und Würden; alle Belohnungen wurden aus seinen Händen empfangen.

G *** war in zu früher Jugend und mit zu raschen Schritten zu dieser Gröfse empor gestiegen, um ihrer mit Mäfsigung zu geniefsen. Die Höhe, worauf er sich erblickte, machte seinen Ehrgeiz schwindeln; die Bescheidenheit verliefs ihn, sobald das letzte Ziel seiner Wünsche erstiegen war. Die demuthsvolle Unterwürfigkeit, welche von den Ersten des Landes, von allen, die durch Geburt, Ansehen und Glücksgüter so weit über ihn erhoben waren, welche von Greisen selbst, ihm, einem Jüng-

linge, gezollt wurde, berauſchte ſeinen Hochmuth, und die unumſchränkte Gewalt, von der er Beſitz genommen, machte bald eine gewiſſe Härte in ſeinem Weſen ſichtbar, die von jeher als Karakterzug in ihm gelegen hatte und ihm auch durch alle Abwechſelungen ſeines Glückes geblieben iſt. Keine Dienſtleiſtung war ſo mühevoll und groſs, die ihm ſeine Freunde nicht zumuthen durften; aber ſeine Feinde mochten zittern: denn ſo ſehr er auf der einen Seite ſein Wohlwollen übertrieb, ſo wenig Maaſs hielt et in ſeiner Rache. Er gebrauchte ſein Anſehen weniger, ſich ſelbſt zu bereichern, als viele Glückliche zu machen, die ihm als dem Schöpfer ihres Wohlſtandes huldigen ſollten; aber Laune, nicht Gerechtigkeit, wählte die Subjekte. Durch ein hochfahrendes gebieteriſches Weſen entfremdete er ſelbſt die Herzen derjenigen von ſich, die er am meiſten verpflichtet hatte, indem er zugleich alle ſeine Nebenbuhler und heimlichen Neider in eben ſo viele unverſöhnliche Feinde verwandelte.

Unter denen, welche jeden ſeiner Schritte mit Augen der Eiferſucht und des Neides bewachten, und in der Stille ſchon die Werkzeuge zu ſeinem Untergange zurichteten, war ein Piemonteſiſcher Graf, Joſeph Martinengo, von der Suite des Fürſten, den G * * * ſelbſt als eine unſchädliche und ihm ergebene Kreatur in dieſen Poſten eingeſchoben hatte, um ihn bey den Vergnügungen ſeines Herrn den Platz ausfüllen zu laſſen, deſſen er ſelbſt überdrüſſig zu werden anfing, und den er lieber mit einer gründlichern Beſchäftigung vertauſchte. Da er dieſen Menſchen als ein Werk ſeiner Hände betrachtete, das er, ſo bald es ihm nur einfiele, in das Nichts wieder zurück werfen könnte, woraus er es gezogen: ſo hielt er ſich deſſelben durch Furcht ſo wohl als durch Dankbarkeit verſichert, und verfiel dadurch in eben den Fehler, den Richelieu begieng, da er Ludwig dem Dreyzehnten den jungen le Grand zum Spielzeug überlieſs. Aber ohne dieſen Fehler mit Richelieus Geiſte verbeſſern zu können, hatte er es mit einem verſchlagene-

ren Feinde zu thun, als der Franzöſiſche Miniſter zu bekämpfen gehabt hatte. Anſtatt ſich ſeines guten Glücks zu überheben, und ſeinen Wohlthäter fühlen zu laſſen, daſs man ſeiner nun entübrigt ſey, war Martinengo vielmehr aufs ſorgfältigſte bemüht, den Schein dieſer Abhängigkeit zu unterhalten, und ſich mit verſtellter Unterwürfigkeit immer mehr und mehr an den Schöpfer ſeines Glücks anzuſchlieſsen. Zu gleicher Zeit aber unterlieſs er nicht, die Gelegenheit, die ſein Poſten ihm verſchafte, öfters um den Fürſten zu ſeyn, in ihrem ganzen Umfang zu benutzen, und ſich dieſem nach und nach nothwendig und unentbehrlich zu machen. In kurzer Zeit wuſste er das Gemüth ſeines Herrn auswendig, alle Zugänge zu ſeinem Vertrauen hatte er ausgeſpäht, und ſich unvermerkt in ſeine Gunſt eingeſtohlen. Alle jene Künſte, die ein edler Stolz und eine natürliche Erhabenheit der Seele den Miniſter verachten gelehrt hatte, wurden von dem Italiener in Anwendung gebracht, der zu Erreichung ſeines Zwecks auch das nie-

drigste Mittel nicht verschmähte. Da ihm sehr gut bewufst war, dafs der Mensch nirgends mehr eines Führers und Gehülfen bedarf, als auf dem Wege des Lasters, und dafs nichts zu kühneren Vertraulichkeiten berechtigt, als eine Mitwissenschaft geheimgehaltener Blöfsen: so weckte er Leidenschaften bey dem Prinzen, die bis jetzt noch in ihm geschlummert hatten, und dann drang er sich ihm selbst zum Vertrauten und Helfershelfer dabey auf. Er rifs ihn zu solchen Ausschweifungen hin, die die wenigsten Zeugen und Mitwisser dulden; und dadurch gewöhnte er ihn unvermerkt, Geheimnisse bey ihm nieder zu legen, wovon jeder Dritte ausgeschlossen war. So gelang es ihm endlich, auf die Verschlimmerung des Fürsten seinen schändlichen Glücksplan zu gründen, und eben darum, weil das Geheimnifs ein wesentliches Mittel dazu war, so war das Herz des Fürsten sein, ehe sich G*** auch nur träumen liefs, dafs er es mit einem andern theilte.

Man dürfte ſich wundern, daſs eine ſo wichtige Veränderung der Aufmerkſamkeit des Letztern entgieng: aber G * * * war ſeines eigenen Werthes zu gewiſs, um ſich einen Mann, wie Martinengo, als Nebenbuhler auch nur zu denken, und dieſer, ſich ſelbſt zu gegenwärtig, zu ſehr auf ſeiner Huth, um durch irgend eine Unbeſonnenheit ſeinen Gegner aus dieſer ſtolzen Sicherheit zu reiſsen. Was Tauſende vor ihm auf dem glatten Grunde der Fürſtengunſt ſtraucheln gemacht hat, brachte auch G * * * zum Falle — zu groſse Zuverſicht zu ſich ſelbſt. Die geheimen Vertraulichkeiten zwiſchen Martinengo und ſeinem Herrn beunruhigten ihn nicht. Gerne gönnte er einem Aufkömmling ein Glück, das er ſelbſt im Herzen verachtete, und das nie das Ziel ſeiner Beſtrebungen geweſen war. Nur weil ſie allein ihm den Weg zu der höchſten Gewalt bahnen konnte, hatte die Freundſchaft des Fürſten einen Reiz für ihn gehabt, und leichtſinnig lieſs er die Leiter hinter ſich fallen, ſo bald ſie ihm auf die erwünſchte Höhe geholfen hatte.

Martinengo war nicht der Mann, ſich mit einer ſo untergeordneten Rolle zu begnügen. Mit jedem Schritte, den er in der Gunſt ſeines Herrn vorwärts that, wurden ſeine Wünſche kühner, und ſein Ehrgeiz fing an, nach einer gründlichern Befriedigung zu ſtreben. Die künſtliche Rolle von Unterwürfigkeit, die er bis jetzt noch immer gegen ſeinen Wohlthäter beybehalten hatte, wurde immer drückender für ihn, jemehr das Wachsthum ſeines Anſehens ſeinen Hochmuth weckte. Da das Betragen des Miniſters gegen ihn ſich nicht nach den ſchnellen Fortſchritten verfeinerte, die er in der Gunſt des Fürſten machte, im Gegentheil oft ſichtbar genug darauf eingerichtet ſchien, ſeinen aufſteigenden Stolz durch eine heilſame Rückerinnerung an ſeinen Urſprung nieder zu ſchlagen: ſo wurde ihm dieſes gezwungene und widerſprechende Verhältniſs endlich ſo läſtig, daſs er einen ernſtlichen Plan entwarf, es durch den Untergang ſeines Nebenbuhlers auf einmal zu endigen. Unter dem undurchdringlichſten Schleyer der

Ver-

Verſtellung brütete er dieſen Plan zur Reife. Noch durfte er es nicht wagen, ſich mit ſeinem Nebenbuhler in offenbarem Kampfe zu meſſen; denn obgleich die erſte Blüthe von G***s Favoritſchaft dahin war, ſo hatte ſie doch zu frühzeitig angefangen, und zu tiefe Wurzeln im Gemüthe des jungen Fürſten geſchlagen, um ſo ſchnell daraus verdrängt zu werden. Der kleinſte Umſtand konnte ſie in ihrer erſten Stärke zurück bringen; darum begriff Martinengo wohl, daſs der Streich, den er ihm beybringen wollte, ein tödtlicher Streich ſeyn müſſe. Was G*** an des Fürſten Liebe vielleicht verloren haben mochte, hatte er an ſeiner Ehrfurcht gewonnen; jemehr ſich Letzterer den Regierungsgeſchäften entzog, deſto weniger konnte er des Mannes entrathen, der, ſelbſt auf Unkoſten des Landes, mit der gewiſſenhafteſten Ergebenheit und Treue ſeinen Nutzen beſorgte — und ſo theuer er ihm ehedem als Freund geweſen war, ſo wichtig war er ihm jetzt als Miniſter.

Was für Mittel es eigentlich geweſen, wodurch der Italiener zu ſeinem Zwecke gelangte, iſt ein Geheimniſs zwiſchen den Wenigen geblieben, die der Schlag traf, und die ihn führten. Man muthmaſst, daſs er dem Fürſten die Originalien einer heimlichen und ſehr verdächtigen Correſpondenz vorgelegt, welche G * * * mit einem benachbarten Hofe oft unterhalten haben; ob ächt oder unterſchoben, darüber ſind die Meinungen getheilt. Wie dem aber auch geweſen ſeyn möge, ſo erreichte er ſeine Abſicht in einem fürchterlichen Grade. G * * * erſchien in den Augen des Fürſten als der undankbarſte und ſchwärzeſte Verräther, deſſen Verbrechen ſo auſser allen Zweifel geſetzt war, daſs man ohne fernere Unterſuchung ſogleich gegen ihn verfahren zu dürfen glaubte. Das Ganze wurde unter dem tiefſten Geheimniſs zwiſchen Martinengo und ſeinem Herrn verhandelt, daſs G * * * auch nicht einmal von ferne das Gewitter merkte, das über ſeinem Haupte ſich zuſammen zog. In dieſer verderblichen Sicherheit verharrte

er bis zu dem ſchrecklichen Augenblick, wo er von einem Gegenſtande der allgemeinen Anbetung und des Neides zu einem Gegenſtande der höchſten Erbarmung herunter ſinken ſollte.

Als dieſer entſcheidende Tag erſchienen war, beſuchte G*** nach ſeiner Gewohnheit die Wachparade. Vom Fähnrich war er in einem Zeitraum von wenigen Jahren bis zum Rang eines Obriſten hinaufgerückt; und auch dieſer Poſten war nur ein beſcheidener Name für die Miniſterwürde, die er in der That bekleidete, und die ihn über die erſten im Lande hinausſetzte. Die Wachparade war der gewöhnliche Ort, wo ſein Stolz die allgemeine Huldigung einnahm, wo er in einer kurzen Stunde einer Gröſse und Herrlichkeit genoſs, für die er den ganzen Tag über Laſten getragen hatte. Die erſten vom Range nahten ſich ihm hier nicht anders als mit ehrerbietiger Schüchternheit, und die ſich ſeiner Wohlgewogenheit nicht ganz ſicher wuſsten, mit Zittern. Der Fürſt ſelbſt,

wenn er ſich je zuweilen hier einfand, ſahe ſich neben ſeinem Vezier vernachläſsigt, weil es weit gefährlicher war, dieſem letztern zu miſsfallen, als es Nutzen brachte, Jenen zum Freunde zu haben. Und eben dieſer Ort, wo er ſich ſonſt als einem Gott hatte huldigen laſſen, war jetzt zu dem ſchrecklichen Schauplatz ſeiner Erniedrigung erkohren.

Sorglos trat er in den wohlbekannten Zirkel, der ſich, eben ſo unwiſſend über das, was kommen ſollte, als er ſelbſt, heute wie immer ehrerbietig vor ihm aufthat, ſeine Befehle erwartend. Nicht lange, ſo erſchien, in Begleitung einiger Adjutanten, Martinengo, nicht mehr der geſchmeidige, tiefgebückte, lächelnde Höfling — frech und bauernſtolz, wie ein zum Herrn gewordener Lakai, mit trotzigem feſtem Tritte ſchreitet er ihm entgegen, und mit bedecktem Haupte ſteht er vor ihm ſtill, im Namen des Fürſten ſeinen Degen fordernd. Man reicht ihm dieſen mit einem Blicke ſchweigender Beſtürzung, er

ſtemmt die entblöſste Klinge gegen den Boden, ſprengt ſie durch einen Fuſstritt entzwey und läſst die Splitter zu G***s Füſsen fallen. Auf dieſes gegebene Signal fallen beyde Adjutanten über ihn her, der Eine beſchäftigt, ihm das Ordenkreuz von der Bruſt zu ſchneiden; der andre, beyde Achſelbänder nebſt den Aufſchlägen der Uniform abzulöſen, und Kordon und Federbuſch von dem Hute zu reiſsen. Während dieſer ganzen ſchrecklichen Operation, die mit unglaublicher Schnelligkeit von ſtatten geht, hört man von mehr als fünfhundert Menſchen, die dicht umher ſtehen, nicht einen einzigen Laut, nicht einen einzigen Athemzug in der ganzen Verſammlung. Mit bleichen Geſichtern, mit klopfendem Herzen, und in todtenähnlicher Erſtarrung ſteht die erſchrockne Menge im Kreis um ihn herum, der in dieſer ſonderbaren Ausſtaffirung — ein ſeltſamer Anblick von Lächerlichkeit und Entſetzen! — einen Augenblick durchlebt, den man ihm nur auf dem Hochgericht nachempfindet. Tauſend andre an ſeinem Platze würde die

Gewalt des erſten Schreckens ſinnlos zu Boden geſtreckt haben; ſein robuſter Nervenbau und ſeine ſtarke Seele dauerten dieſen fürchterlichen Zuſtand aus, und liefen ihn alles Gräſsliche deſſelben erſchöpfen.

Kaum iſt dieſe Operation geendiget, ſo führt man ihn durch die Reihen zahlloſer Zuſchauer, bis ans äuſserſte Ende des Paradeplatzes, wo ein bedeckter Wagen ihn erwartet. Ein ſtummer Wink befiehlt ihm, in denſelben zu ſteigen; eine Escorte von Huſaren begleitet ihn. Das Gerücht dieſes Vorgangs hat ſich unterdeſſen durch die ganze Reſidenz verbreitet, alle Fenſter öffnen ſich, alle Straſsen ſind von Neugierigen erfüllt, die ſchreiend dem Zuge folgen, und unter abwechſelnden Ausrufungen des Hohnes, der Schadenfreude, und einer noch weit kränkendern Bedauernifs, ſeinen Namen wiederholen. Endlich ſieht er ſich im Freien, aber ein neuer Schrecken wartet hier auf ihn. Seitab von der Heerſtraſse lenkt der Wagen, einen wenig befahrnen menſchenleeren Weg — den Weg

nach dem Hochgerichte, gegen welches man ihn, auf einen ausdrücklichen Befehl des Fürſten, langſam heranfährt. Hier, nachdem man ihm alle Qualen der Todesangſt zu empfinden gegeben, lenkt man wieder nach einer Straſse ein, die von Menſchen beſucht wird. In der ſengenden Sonnenhitze ohne Labung, ohne menſchlichen Zuſpruch, bringt er ſieben ſchreckliche Stunden in dieſem Wagen zu, der endlich mit Sonnenuntergang an dem Ort ſeiner Beſtimmung, der Veſtung —, ſtille hält. Des Bewuſstſeyns beraubt, in einem mittlern Zuſtand zwiſchen Leben und Tod (ein zwölfſtündiges Faſten und der brennende Durſt hatten endlich ſeine Rieſennatur überwältigt) zieht man ihn aus dem Wagen — und in einer ſcheuslichen Grube unter der Erde wacht er wieder auf. Das erſte, was ſich, als er die Augen zum neuen Leben wieder aufſchlägt, ihm darbietet, iſt eine grauenvolle Kerkerwand, durch einige Mondesſtrahlen matt erleuchtet, die in einer Höhe von neunzehn Klaftern durch ſchmale Ritzen auf ihn herun-

ter fallen. — An ſeiner Seite findet er ein dürftiges Brod nebſt einem Waſſerkrug, und daneben eine Schütte Stroh zu ſeinem Lager. In dieſem Zuſtand verharrt er bis zum folgenden Mittag, wo endlich in der Mitte des Thurmes ein Laden ſich aufthut und zwey Hände ſichtbar werden, von welchen in einem hängenden Korbe dieſelbe Koſt, die er geſtern hier gefunden, herunter gelaſſen wird. Jetzt, ſeit dieſem ganzen fürchterlichen Glückswechſel zum erſtenmale, entriſſen ihm Schmerz und Sehnſucht einige Fragen, wie er hieher komme? und was er verbrochen habe? Aber keine Antwort von oben: die Hände verſchwinden, und der Laden geht wieder zu. Ohne das Geſicht eines Menſchen zu ſehen, ohne auch nur eines Menſchen Stimme zu hören, ohne irgend einen Aufſchluſs über dieſes entſetzliche Schickſal, über Künftiges und Vergangenes in gleich fürchterlichen Zweifeln, von keinem warmen Lichtſtrahl erquickt, von keinem geſunden Lüftgen erfriſcht, aller Hülfe unerreichbar und vom allgemeinen Mitleid

vergeſſen, zählt er in dieſem Ort der Verdammniſs vierhundert und neunzig gräſsliche Tage an den kümmerlichen Broden ab, die ihm von einer Mittagsſtunde zur andern in trauriger Einförmigkeit hinuntergereicht werden. Aber eine Entdeckung, die er ſchon in den erſten Tagen ſeines Hierſeyns macht, vollendet das Maas ſeines Elends. Er kennt dieſen Ort — Er ſelbſt war es, der ihn, von einer niedrigen Rachgier getrieben, wenige Monate vorher neu erbaute, um einen verdienten Offizier darin verſchmachten zu laſſen, der das Unglück gehabt hatte, ſeinen Unwillen auf ſich zu laden. Mit erfinderiſcher Grauſamkeit hatte er ſelbſt die Mittel angegeben, den Aufenthalt in dieſem Kerker grauenvoller zu machen. Er hatte vor nicht gar langer Zeit in eigner Perſon eine Reiſe hieher gethan, den Bau in Augenſchein zu nehmen, und die Vollendung deſſelben zu beſchleunigen. Um ſeine Marter aufs äuſserſte zu treiben, muſs es ſich fügen, daſs derſelbe Offizier, für den dieſer Kerker zugerichtet worden, ein alter

würdiger Oberſter, dem eben verſtorbenen Kommandanten der Veſtung im Amte nachfolgt, und aus einem Schlachtopfer ſeiner Rache der Herr ſeines Schickſals wird. So floh ihn auch der letzte traurige Troſt, ſich ſelbſt zu bemitleiden, und das Schickſal, ſo hart es ihn auch behandelte, einer Ungerechtigkeit zu zeihen. Zu dem ſinnlichen Gefühl ſeines Elends geſellte ſich noch eine wüthende Selbſtverachtung, und der Schmerz, der für ſtolze Herzen der bitterſte iſt, von der Groſsmuth eines Feindes abzuhängen, dem Er keine gezeigt hatte.

Aber dieſer rechtſchaffene Mann war für eine niedre Rache zu edel. Unendlich viel koſtete ſeinem menſchenfreundlichen Herzen die Strenge, die ſeine Inſtruction ihm gegen den Gefangenen auflegte, aber, als ein alter Soldat gewöhnt, den Buchſtaben ſeiner Ordre mit blinder Treue zu befolgen, konnte er weiter nichts als ihn bedauern. Einen thätigeren Helfer fand der Unglückliche an dem Garniſonprediger

der Veſtung, der von dem Elend des gefangenen Mannes gerührt, wovon er nur ſpät, und nur durch dunkle unzuſammenhängende Gerüchte, Wiſſenſchaft bekam, ſogleich den feſten Entſchluſs faſste, etwas zu ſeiner Erleichterung zu thun. Dieſer achtungswürdige Geiſtliche, deſſen Namen ich ungern unterdrücke, glaubte ſeinem Hirtenberufe nicht beſſer nachkommen zu können, als wenn er ihn jetzt zum Beſten eines unglücklichen Mannes geltend machte, dem auf keinem andern Wege mehr zu helfen war.

Da er von dem Kommandanten der Veſtung nicht erhalten konnte, zu dem Gefangenen gelaſſen zu werden, ſo machte er ſich in eigner Perſon auf den Weg nach der Hauptſtadt, ſein Geſuch dort unmittelbar bey dem Fürſten zu betreiben. Er that einen Fuſsfall vor demſelben und flehte ſeine Erbarmung für den unglücklichen Menſchen an, der ohne die Wohlthaten des Chriſtenthums, von denen auch das ungeheuerſte Verbrechen nicht aus-

ſchlieſsen könne, hülflos verſchmachte, und der Verzweiflung vielleicht nahe ſey. Mit aller Unerſchrockenheit und Würde, die das Bewuſstſeyn erfüllter Pflicht verleiht, forderte er einen freyen Zutritt zu dem Gefangenen, der ihm als Beichtkind angehöre, und für deſſen Seele er dem Himmel verantwortlich ſey. Die gute Sache, für die er ſprach, machte ihn beredt, und den erſten Unwillen des Fürſten hatte die Zeit ſchon in etwas gebrochen. Er bewilligte ihm ſeine Bitte, den Gefangenen mit einem geiſtlichen Beſuch erfreuen zu dürfen.

Das erſte Menſchenantliz, das der unglückliche G*** nach einem Zeitraum von ſechszehn Monaten erblickte, war das Geſicht ſeines Helfers. Den einzigen Freund, der ihm in der Welt lebte, dankte er ſeinem Elend; ſein Wohlſtand hatte ihm keinen erworben. Der Beſuch des Predigers war für ihn eine Engels Erſcheinung. Ich beſchreibe ſeine Empfindungen nicht. Aber von dieſem Tage an floſſen

ſeine Thränen gelinder, weil er ſich von einem menſchlichen Weſen beweinet ſah.

Entſetzen hatte den Geiſtlichen ergriffen, da er in die Mordgrube hineintrat. Seine Augen ſuchten einen Menſchen — und ein Grauen erweckendes Scheuſal kroch aus einem Winkel ihm entgegen, der mehr dem Lager eines wilden Thieres als dem Wohnort eines menſchlichen Geſchöpfes glich. Ein blaſſes todtenähnliches Gerippe, alle Farbe des Lebens aus einem Angeſicht verſchwunden, in welches Gram und Verzweiflung tiefe Furchen geriſſen hatten, Bart und Nägel durch eine ſo lange Vernachläſsigung bis zum Scheuſslichen gewachſen, vom langen Gebrauche die Kleidung halb vermodert, und aus gänzlichem Mangel der Reinigung die Luft um ihn verpeſtet — ſo fand er dieſen Liebling des Glücks, und dieſem allem hatte ſeine eiſerne Geſundheit widerſtanden! Von dieſem Anblick noch auſser ſich geſetzt, eilte der Prediger auf der Stelle zu dem Gouverneur, um auch noch die zweyte Wohlthat

für den armen Unglücklichen auszuwirken, ohne welche die erſte für keine zu rechnen war.

Da ſich dieſer abermals mit dem ausdrücklichen Buchſtaben ſeiner Inſtruction entſchuldigt, entſchlieſst er ſich groſsmüthig zu einer zweyten Reiſe nach der Reſidenz, die Gnade des Fürſten noch einmal in Anſpruch zu nehmen, Er erklärt, daſs er ſich, ohne die Würde des Sakraments zu verletzen, nimmermehr entſchlieſsen könne, irgend eine heilige Handlung mit ſeinem Gefangenen vorzunehmen, wenn ihm nicht zuvor die Aehnlichkeit mit Menſchen zurückgegeben würde. Auch dieſes wird bewilligt, und erſt von dieſem Tage an lebte der Gefangene wieder.

Noch viele Jahre brachte G * * * auf dieſer Veſtung zu, aber in einem weit leidlicheren Zuſtand, nachdem der kurze Sommer des neuen Günſtlings verblüht war, und andre an ſeinem Poſten wechſelten, welche menſchlicher dachten, oder doch

keine Rache an ihm zu fättigen hatten. Endlich nach einer zehnjährigen Gefangenfchaft erfchien ihm der Tag der Erlöfung — aber keine gerichtliche Unterfuchung, keine förmliche Losfprechung. Er empfing feine Freyheit als ein Gefchenk aus den Händen der Gnade; zugleich ward ihm auferlegt, das Land auf ewig zu räumen.

Hier verlaffen mich die Nachrichten, die ich, blofs aus mündlichen Ueberlieferungen, über feine Gefchichte habe fammeln können; und ich fehe mich gezwungen, über einen Zeitraum von zwanzig Jahren hinweg zu fchreiten. Während deffelben fieng G*** in fremden Kriegsdienften von neuem feine Laufbahn an, die ihn endlich auch dort auf eben den glänzenden Gipfel führte, wovon er in feinem Vaterlande fo fchrecklich herunter geftürzt war. Die Zeit endlich, die Freundin der Unglücklichen, die eine langfame aber unausbleibliche Gerechtigkeit übet, nahm endlich auch diefen Rechtshandel über fich. Die Jahre der Leidenfchaften waren bey

dem Fürſten vorüber, und die Menſchheit fing allgemach an, einen Werth bey ihm zu erlangen, wie ſeine Haare ſich bleichten. Noch am Grabe erwachte in ihm eine Sehnſucht nach dem Lieblinge ſeiner Jugend. Um wo möglich dem Greis die Kränkungen zu vergüten, die er auf den Mann gehäuft hatte, lud er den Vertriebenen freundlich in ſeine Heimat zurück, nach welcher auch in G * * * s Herzen ſchon längſt eine ſtille Sehnſucht zurückgekehrt war. Rührend war dieſes Wiederſehen, warm und täuſchend der Empfang, als hätte man ſich geſtern erſt getrennet. Der Fürſt ruhte mit einem nachdenkenden Blick auf dem Geſichte, das ihm ſo wohl bekannt und doch wieder ſo fremd war; es war als zählte er die Furchen, die er ſelbſt darein gegraben hatte. Forſchend ſuchte er in des Greiſen Geſicht die geliebten Züge des Jünglings wieder zuſammen, aber was er ſuchte, fand er nicht mehr. Man zwang ſich zu einer froſtigen Vertraulichkeit. — Beyder Herzen hatten Schaam und Furcht auf immer und ewig getrennt.

Ein

Ein Anblick, der ihm ſeine ſchwere Uebereilung wieder in ſeine Seele rief, konnte dem Fürſten nicht wohl thun; G*** konnte den Urheber ſeines Unglücks nicht mehr lieben. Doch getröſtet und ruhig ſah er in die Vergangenheit, wie man ſich eines überſtandenen ſchweren Traumes erfreuet.

Nicht lange, ſo erblickte man G*** wieder im vollkommenſten Beſitz aller ſeiner vorigen Würden, und der Fürſt bezwang ſeine innere Abneigung, um ihm für das Vergangene einen glänzenden Erſatz zu geben. Aber konnte er ihm auch das Herz dazu wiedergeben, das er auf immer für den Genuſs des Lebens verſtümmelte? Konnte er ihm die Jahre der Hoffnungen wieder geben? oder für den abgelebten Greis ein Glück erdenken, das auch nur von weitem den Raub erſetzte, den er an dem Manne begangen hatte?

Noch 19 Jahre genoſs G*** dieſen heitern Abend ſeines Lebens. Nicht Schick-

ſale, nicht die Jahre hatten das Feuer der Leidenſchaft bey ihm aufzehren, noch die Jovialität ſeines Geiſtes ganz bewölken können. Noch in ſeinem ſiebenzigſten Jahre haſchte er nach dem Schatten eines Guts, das er im zwanzigſten wirklich beſeſſen hatte. Er ſtarb endlich — als Befehlshaber von der Veſtung ***, wo Staatsgefangene aufbewahrt wurden. Man wird erwarten, daſs er gegen dieſe eine Menſchlichkeit geübt, deren Werth er an ſich ſelbſt hatte ſchätzen lernen müſſen. Aber er behandelte ſie hart und launiſch, und eine Aufwallung des Zorns gegen einen derſelben ſtreckte ihn auf den Sarg in ſeinem achtzigſten Jahre.

IV.

Der

Verbrecher aus verlorener Ehre.

Eine wahre Geſchichte.

In der ganzen Geſchichte des Menſchen iſt kein Kapitel unterrichtender für Herz und Geiſt, als die Annalen ſeiner Verirrungen. Bey jedem groſsen Verbrechen war eine verhältniſsmäſsig groſse Kraft in Bewegung. Wenn ſich das geheime Spiel der Begehrungskraft bey dem matteren Licht gewöhnlicher Affekte verſteckt, ſo wird es im Zuſtand gewaltſamer Leidenſchaft deſto hervorſpringender, koloſſaliſcher, lauter; der feinere Menſchenforſcher, welcher weiſs, wie viel man auf die Mechanik der gewöhnlichen Willensfreyheit eigentlich rechnen darf, und wie weit es erlaubt iſt, ana-

logiſch zu ſchlieſsen, wird manche Erfahrung aus dieſem Gebiete in ſeine Seelenlehre herübertragen, und für das ſittliche Leben verarbeiten.

Es iſt etwas ſo einförmiges, und doch wieder ſo zuſammengeſetztes, das menſchliche Herz. Eine und eben dieſelbe Fertigkeit oder Begierde kann in tauſenderley Formen und Richtungen ſpielen, kann tauſend widerſprechende Phänomene bewirken, kann in tauſend Karakteren anders gemiſcht erſcheinen, und tauſend ungleiche Karaktere und Handlungen können wieder aus einerley Neigung geſponnen ſeyn, wenn auch der Menſch, von welchem die Rede iſt, nichts weniger denn eine ſolche Verwandtſchaft ahndet. Stünde einmal, wie für die übrigen Reiche der Natur, auch für das Menſchengeſchlecht, ein Linnäus auf, welcher nach Trieben und Neigungen klaſſifizirte, wie ſehr würde man erſtaunen, wenn man ſo manchen, deſſen Laſter in einer engen bürgerlichen Sphäre, und in der ſchmalen Um-

zäunung der Gesetze jetzt ersticken muss, mit dem Ungeheuer Borgia in einer Ordnung beysammen fände.

Von dieser Seite betrachtet, läßt sich manches gegen die gewöhnliche Behandlung der Geschichte einwenden, und hier, vermuthe ich, liegt auch die Schwierigkeit, warum das Studium derselben für das bürgerliche Leben noch immer so fruchtlos geblieben. Zwischen der heftigen Gemüthsbewegung des handelnden Menschen, und der ruhigen Stimmung des Lesers, welchem diese Handlung vorgelegt wird, herrscht ein so widriger Kontrast, liegt ein so breiter Zwischenraum, dass es dem letztern schwer, ja unmöglich wird, einen Zusammenhang nur zu ahnden. Es bleibt eine Lücke zwischen dem historischen Subjekt und dem Leser, die alle Möglichkeit einer Vergleichung oder Anwendung abschneidet, und statt jenes heilsamen Schreckens, der die stolze Gesundheit warnet, ein Kopfschütteln der Befremdung erweckt. Wir sehen den Unglücklichen,

der doch in eben der Stunde, wo er die That beging, so wie in der, wo er dafür büsset, Mensch war wie wir, für ein Geschöpf fremder Gattung an, dessen Blut anders umläuft, als das unsrige, dessen Wille andern Regeln gehorcht, als der unsrige; seine Schicksale rühren uns wenig, denn Rührung gründet sich ja nur auf ein dunkles Bewusstseyn ähnlicher Gefahr, und wir sind weit entfernt, eine solche Aehnlichkeit auch nur zu träumen. Die Belehrung geht mit der Beziehung verloren, und die Geschichte, anstatt eine Schule der Bildung zu seyn, muss sich mit einem armseligen Verdienste um unsre Neugier begnügen. Soll sie uns mehr seyn und ihren grossen Endzweck erreichen, so muss sie nothwendig unter diesen beyden Methoden wählen — Entweder der Leser muss warm werden wie der Held, oder der Held wie der Leser erkalten.

Ich weiss, dass von den besten Geschichtschreibern neuerer Zeit und des Alterthums manche sich an die erste Methode gehalten,

und das Herz ihres Lesers durch hinreissenden Vortrag bestochen haben. Aber diese Manier ist eine Usurpation des Schriftstellers und beleidigt die republikanische Freyheit des lesenden Publikums, dem es zukömmt, selbst zu Gericht zu sitzen; sie ist zugleich eine Verletzung der Gränzengerechtigkeit, denn diese Methode gehört ausschliefsend und eigenthümlich den Redner und Dichter. Dem Geschichtschreiber bleibt nur die letztere übrig.

Der Held mufs kalt werden wie der Leser, oder, was hier eben so viel sagt, wir müssen mit ihm bekannt werden, eh' er handelt, wir müssen ihn seine Handlung nicht blofs vollbringen, sondern auch wollen sehen. An seinen Gedanken liegt uns unendlich mehr, als an seinen Thaten, und noch weit mehr an den Quellen seiner Gedanken, als an den Folgen jener Thaten. Man hat das Erdreich des Vesuvs untersucht, sich die Entstehung seines Brandes zu erklären, warum schenkt man einer moralischen Erscheinung weniger Aufmerk-

ſamkeit als einer phyſiſchen? Warum achtet man nicht in eben dem Grade auf die Beſchaffenheit und Stellung der Dinge, welche einen ſolchen Menſchen umgaben, bis der geſammelte Zunder in ſeinem inwendigen Feuer fing? Den Träumer, der das wunderbare liebt, reizt eben das ſeltſame und abentheuerliche einer ſolchen Erſcheinung; der Freund der Wahrheit ſucht eine Mutter zu dieſen verlorenen Kindern. Er ſucht ſie in der unveränderlichen Struktur der menſchlichen Seele, und in den veränderlichen Bedingungen, welche ſie von aufsen beſtimmten, und in dieſen beyden findet er ſie gewiſs. Ihn überraſcht es nun nicht mehr, in dem nämlichen Beete, wo ſonſt überall heilſame Kräuter blühen, auch den giftigen Schierling gedeihen zu ſehen, Weisheit und Thorheit, Laſter und Tugend in einer Wiege beyſammen zu finden.

Wenn ich auch keinen der Vortheile hier in Anſchlag bringe, welche die Seelenkunde aus einer ſolchen Behandlungsart der

Geſchichte zieht, ſo behält ſie ſchon allein darum den Vorzug, weil ſie den grauſamen Hohn und die ſtolze Sicherheit ausrottet, womit gemeiniglich die ungeprüfte aufrechtſtehende Tugend auf die gefallne herunterblickt, weil ſie den ſanften Geiſt der Duldung verbreitet, ohne welchen kein Flüchtling zurückkehrt, keine Ausſöhnung des Geſetzes mit ſeinem Beleidiger ſtatt findet, kein angeſtecktes Glied der Geſellſchaft von dem gänzlichen Brande gerettet wird.

Ob der Verbrecher, von dem ich jetzt ſprechen werde, aber noch ein Recht gehabt hätte, an jenen Geiſt der Duldung zu appelliren? ob er wirklich ohne Rettung für den Körper des Staats verloren war? — Ich will dem Ausſpruch des Leſers nicht vorgreifen. Unſre Gelindigkeit fruchtet ihm nichts mehr, den er ſtarb durch des Henkers Hand — aber die Leichenöffnung ſeines Laſters unterrichtet vielleicht die Menſchheit, und — es iſt möglich, auch die Gerechtigkeit.

Christian Wolf war der Sohn eines Gastwirths in einer ... schen Landstadt (deren Nahmen man, aus Gründen, die sich in der Folge aufklären, verschweigen muss) und half seiner Mutter, denn der Vater war todt, bis in sein zwanzigstes Jahr die Wirthschaft besorgen. Die Wirthschaft war schlecht, und Wolf hatte müssige Stunden. Schon von der Schule her war er für einen losen Buben bekannt. Erwachsene Mädchen führten Klagen über seine Frechheit, und die Jungen des Städtchens huldigten seinem erfinderischen Kopfe. Die Natur hatte seinen Körper verabsäumt. Eine kleine unscheinbare Figur, krauses Haar von einer unangenehmen Schwärze, eine plattgedrückte Nase und eine geschwollene Oberlippe, welche noch überdies durch den Schlag eines Pferdes aus ihrer Richtung gewichen war, gaben seinem Anblick ein Widrigkeit, welche alle Weiber von ihm zurückscheuchte, und dem Witz seiner Kameraden eine reichliche Nahrung darbot.

Er wollte ertrotzen, was ihm verweigert war; weil er mifsfiel, fetzte er fich vor, zu gefallen. Er war finnlich, und beredete fich, dafs er liebe. Das Mädchen, das er wählte, mifshandelte ihn, er hatte Urfache zu fürchten, dafs feine Nebenbuhler glücklicher wären; doch das Mädchen war arm. Ein Herz, das feinen Betheuerungen verfchloffen blieb, öffnete fich vielleicht feinen Gefchenken, aber ihn felbft drückte Mangel, und der eitle Verfuch, feine Aufsenfeite geltend zu machen, verfchlang noch das wenige, was er durch eine fchlechte Wirthfchaft erwarb. Zu bequem und zu unwiffend, feinem zerrütteten Hausweſen durch Spekulation aufzuhelfen, zu ftolz, auch zu weichlich, den Herrn, der er bisher gewefen war, mit dem Bauer zu vertaufchen, und feiner angebeteten Freyheit zu entfagen, fah er nur einen Ausweg vor fich — den Taufende vor ihm und nach ihm mit befferem Glücke ergriffen haben — den Ausweg, honett zu ftehlen. Seine Vaterftadt gränzte an eine landes-

herrliche Waldung, er wurde Wilddieb, und der Ertrag seines Raubes wanderte treulich in die Hände seiner Geliebten.

Unter den Liebhabern Hannchens war Robert, ein Jägerpursche des Förſters. Frühzeitig merkte dieſer den Vortheil, den die Freygebigkeit seines Nebenbuhlers über ihn gewonnen hatte, und mit Scheelſucht forſchte er nach den Quellen dieſer Veränderung. Er zeigte ſich fleiſsiger in der Sonne — dieſs war das Schild zu dem Wirthshaus — ſein lauerndes Auge von Eiferſucht und Neide geſchärft, entdeckte ihm bald, woher dieſes Geld floſs. Nicht lange vorher war ein ſtrenges Edikt gegen die Wildſchützen erneuert worden, welches den Uebertreter zum Zuchthaus verdammte. Robert war unermüdet, die geheimen Gänge ſeines Feindes zu beſchleichen, endlich gelang es ihm auch, den Unbeſonnenen über der That zu ergreifen. Wolf wurde eingezogen, und nur mit Aufopferung ſeines ganzen kleinen Vermögens brachte er es mühſam dahin, die zuerkannte Strafe durch eine Geldbuſse abzuwenden.

Robert triumphirte. Sein Nebenbuhler war aus dem Felde geschlagen, und Hannchens Gunst für den Bettler verloren, Wolf kannte seinen Feind, und dieser Feind war der glückliche Besitzer seiner Johanne. Drückendes Gefühl des Mangels gesellte sich zu beleidigtem Stolze, Noth und Eifersucht stürmen vereinigt auf seine Empfindlichkeit ein, der Hunger treibt ihn hinaus in die weite Welt; Rache und Leidenschaft halten ihn fest. Er wird zum zweytenmal Wilddieb, aber Roberts verdoppelte Wachsamkeit überlistet ihn zum zweytenmal wieder. Jetzt erfährt er die ganze Schärfe des Gesetzes: denn er hat nichts mehr zu geben, und in wenigen Wochen wird er in das Zuchthaus der Residenz abgeliefert.

Das Strafjahr war überstanden, seine Leidenschaft durch die Entfernung gewachsen, und sein Trotz unter dem Gewicht des Unglücks gestiegen. Kaum erlangt er die Freyheit, so eilt er nach seinem Geburtsort, sich seiner Johanne zu zeigen.

Er erscheint: man flieht ihn. Die dringende Noth hat endlich seinen Hochmuth gebeugt, und seine Weichlichkeit überwunden — er bietet sich den Reichen des Orts an, und will für den Taglohn dienen. Der Bauer zuckt über den schwachen Zärtling die Achsel; der derbe Knochenbau seines handvesten Mitbewerbers sticht ihn bey diesem fühllosen Gönner aus. Er wagt einen letzten Versuch. Ein Amt ist noch ledig, der äusserste verlorne Posten des ehrlichen Nahmens — er meldet sich zum Hirten des Städtchens, aber der Bauer will seine Schweine keinem Taugenichts anvertrauen. In allen Entwürfen getäuscht, an allen Orten zurückgewiesen, wird er zum drittenmal Wilddieb, und zum drittenmal trift ihn das Unglück, seinem wachsamen Feind in die Hände zu fallen.

Der doppelte Rückfall hatte seine Verschuldung erschwert. Die Richter sahen in das Buch der Gesetze, aber nicht einer in die Gemüthsfassung des Beklagten. Das Mandat gegen die Wilddiebe bedurfte einer

ſolennen und exemplariſchen Genugthuung, und Wolf wurde verurtheilt, das Zeichen des Galgens auf den Rücken gebrannt, drey Jahre auf der Veſtung zu arbeiten.

Auch dieſe Periode verlief, und er ging von der Veſtung — aber ganz anders, als er dahin gekommen war. Hier fängt eine neue Epoche in ſeinem Leben an; man höre ihn ſelbſt, wie er nachher gegen ſeinen geiſtlichen Beyſtand, und vor Gerichte bekannt hat. „Ich betrat die Veſtung, ſagte er, „als ein Verirrter, und verlieſs ſie als ein Lotterbube. Ich hatte noch etwas in der Welt gehabt, das mir theuer war, und mein Stolz krümmte ſich unter der Schande. Wie ich auf die Veſtung gebracht war, ſperrte man mich zu drey und zwanzig Gefangenen ein, unter denen zwey Mörder, und die übrigen alle berüchtige Diebe und Vagabunden waren. Man verhöhnte mich, wenn ich von Gott ſprach, und ſezte mir zu, ſchändliche Läſterungen gegen den Erlöſer zu ſagen. Man ſang mir Hurenlieder vor, die ich, ein lüderlicher

Bube, nicht ohne Ekel und Entſetzen hörte, aber was ich ausüben ſah, empörte meine Schamhaftigkeit noch mehr. Kein Tag verging, wo nicht irgend ein ſchändlicher Lebenslauf wiederholt, irgend ein ſchlimmer Anſchlag geſchmiedet ward. Anfangs floh ich dieſes Volk, und verkroch mich vor ihren Geſprächen, ſo gut mirs möglich war, aber ich brauchte ein Geſchöpf, und die Barbarey meiner Wächter hatte mir auch meinen Hund abgeſchlagen. Die Arbeit war hart und tyranniſch, mein Körper kränklich, ich brauchte Beyſtand, und wenn ichs aufrichtig ſagen ſoll, ich brauchte Bedaurung, und dieſe muſste ich mit dem letzten Ueberreſt meines Gewiſſens erkaufen. So gewöhnte ich mich endlich an das abſcheulichſte, und im letzten Vierteljahr hatte ich meine Lehrmeiſter übertroffen.“

„Von jetzt an lechzte ich nach dem Tag meiner Freyheit, wie ich nach Rache lechzte. Alle Menſchen hätten mich beleidigt, denn alle waren beſſer und glücklicher, als

als ich. Ich betrachtete mich als den Märtirer des natürlichen Rechts, und als ein Schlachtopfer der Geſetze. Zähneknirſchend rieb ich meine Ketten. wenn die Sonne hinter meinem Veſtungsberg heraufkam; eine weite Ausſicht iſt zwiefache Hölle für einen Gefangenen. Der freye Zugwind, der durch die Luftlöcher meines Thurmes pfeifte, und die Schwalbe, die ſich auf dem eiſernen Stab meines Gitters niederlieſs, ſchienen mich mit ihrer Freyheit zu necken, und machten mir meine Gefangenſchaft deſto gräſslicher. Damals gelobte ich unverſöhnlichen glühenden Haſs allem was dem Menſchen gleicht, und was ich gelobte, hab ich redlich gehalten.“

„Mein erſter Gedanke, ſobald ich mich frey ſah, war meine Vaterſtadt. So wenig auch für meinen künftigen Unterhalt da zu hoffen war, ſo viel verſprach ſich mein Hunger nach Rache. Mein Herz klopfte wilder, als der Kirchthum von weitem aus dem Gehölze ſtieg. Es war nicht mehr

das herzliche Wohlbehagen, wie ichs bey meiner erſten Wallfahrt empfunden hatte. — Das Andenken alles Ungemachs, aller Verfolgungen, die ich dort einſt erlitten hatte, erwachte mit einemmal aus einem ſchrecklichen Todesſchlaf, alle Wunden bluteten wieder, alle Narben giengen auf. Ich verdoppelte meine Schritte, denn es erquickte mich im voraus, meine Feinde durch meinen plötzlichen Anblick in Schrecken zu ſetzen, und ich dürſtete jetzt eben ſo ſehr nach neuer Erniedrigung, als ich ehemals davor gezittert hatte."

„Die Glocken läuteten zur Veſper, als ich mitten auf dem Markte ſtand. Die Gemeine wimmelte zur Kirche. Man erkannte mich ſchnell, jedermann, der mir aufſtieſs, trat ſcheu zurück. Ich hatte von jeher die kleinen Kinder ſehr lieb gehabt, und auch jetzt übermannte michs unwillkürlich, daſs ich einem Knaben, der neben mir vorbey hüpfte, einen Groſchen bot. Der Knabe ſah mich einen Augen-

blick ſtarr an, und warf mir den Groſchen ins Geſicht. Wäre mein Blut nur etwas ruhiger geweſen, ſo hätte ich mich erinnert, daſs der Bart, den ich noch von der Veſtung mitbrachte, meine Geſichtszüge bis zum gräſslichen entſtellte — aber mein böſes Herz hatte meine Vernunft angeſteckt. Thränen, wie ich ſie nie geweint hatte, liefen über meine Backen.“

„Der Knabe weiſs nicht wer ich bin, noch woher ich komme, ſagte ich halb laut zu mir ſelbſt, und doch meidet er mich, wie ein ſchädliches Thier. Bin ich denn irgendwo auf der Stirne gezeichnet, oder habe ich aufgehört, einem Menſchen ähnlich zu ſehen, weil ich fühle, daſs ich keinen mehr lieben kann?“ — Die Verachtung dieſes Knaben ſchmerzte mich bitterer, als dreijähriger Galliottendienſt, denn ich hatte ihm Gutes gethan, und konnte ihn keines perſönlichen Haſſes beſchuldigen.“

„Ich ſetzte mich auf einen Zimmerplatz, der Kirche gegenüber; was ich eigentlich wollte, weiſs ich nicht; doch ich weiſs noch, daſs ich mit Erbitterung aufſtand; als von allen meinen vorübergehenden Bekannten keiner mich nur eines Gruſses gewürdigt hatte, auch nicht einer. Unwillig verlieſs ich meinen Standort, eine Herberge aufzuſuchen; als ich an der Ecke einer Gaſſe umlenkte, rannte ich gegen meine Johanne. „Sonnenwirth!“ ſchrie ſie laut auf, und machte eine Bewegung mich zu umarmen. „Du wieder da, lieber Sonnenwirth! Gott ſey Dank, daſs du wieder kommſt!“ Hunger und Elend ſprach aus ihrer Bedeckung, eine ſchändlich Krankheit aus ihrem Geſichte, ihr Anblick verkündigte die verworfenſte Kreatur, zu der ſie erniedrigt war. Ich ahndete ſchnell, was hier geſchehen ſeyn mochte; einige fürſtliche Dragoner, die mir eben begegnet waren, lieſsen mich errathen, daſs Garniſon in dem Städtchen lag. „Soldatendirne!“ rief ich, und drehte

ihr lachend den Rücken zu. Es that mir wohl, dafs noch ein Geschöpf unter mir war im Rang der Lebendigen. Ich hatte sie niemals geliebt."

„Meine Mutter war todt. Mit meinem kleinen Hause hatten sich meine Kreditoren bezahlt gemacht. Ich hatte niemand und nichts mehr. Alle Welt floh mich wie einen Giftigen, aber ich hatte endlich verlernt, mich zu schämen. Vorher hatte ich mich dem Anblick der Menschen entzogen, weil Verachtung mir unerträglich war. Jetzt drang ich mich auf, und ergözte mich, sie zu verscheuchen. Es war mir wohl, weil ich nichts mehr zu verlieren, und nichts mehr zu hüten hatte. Ich brauchte keine gute Eigenschaft mehr, weil man keine mehr bey mir vermuthete.

„Die ganze Welt stand mir offen, ich hätte vielleicht in einer fremden Provinz für einen ehrlichen Mann gegolten, aber ich hatte den Muth verloren, es auch

nur zu ſcheinen. Verzweiflung und Schande hatten mir endlich dieſe Sinnesart aufgezwungen. Es war die letzte Ausflucht, die mir übrig war, die Ehre entbehren zu lernen, weil ich an keine mehr Anſpruch machen durfte. Hätten meine Eitelkeit und mein Stolz meine Erniedrigung erlebt, ſo hätte ich mich ſelber entleiben müſſen.“

„Was ich nunmehr eigentlich beſchloſſen hatte, war mir ſelber noch unbekannt. Ich wollte Böſes thun, ſoviel erinnerte ich mich noch dunkel. Ich wollte mein Schickſal verdienen. Die Geſetze, meinte ich, wären Wohlthaten für die Welt, alſo faſste ich den Vorſatz, ſie zu verletzen; ehemals hatte ich aus Nothwendigkeit und Leichtſinn geſündigt, jetzt that ichs aus freyer Wahl zu meinem Vergnügen.

„Mein erſtes war, daſs ich mein Wildſchieſsen fortſetzte. Die Jagd überhaupt war mir nach und nach zur Leidenſchaft

geworden, und aufserdem mufste ich ja leben. Aber diefs war es nicht allein; es kitzelte mich, das fürftliche Edikt zu verhöhnen und meinem Landesherrn nach allen Kräften zu fchaden. Ergriffen zu werden, beforgte ich nicht mehr, denn jetzt hatte ich eine Kugel für meinen Entdecker bereit, und das wufste ich, dafs mein Schufs feinen Mann nicht fehlte. Ich erlegte alles Wild, das mir aufftiefs, nur weniges machte ich auf der Gränze zu Gelde, das meifte liefs ich verwefen. Ich lebte kümmerlich, um nur den Aufwand an Bley und Pulver zu beftreiten. Meine Verheerungen in der grofsen Jagd wurden ruchtbar, aber mich drückte kein Verdacht mehr. Mein Anblick löfchte ihn aus. Mein Nahme war vergeffen."

Diefe Lebensart trieb ich mehrere Monate. Eines Morgens hatte ich nach meiner Gewohnheit das Holz durchftrichen, die Fährte eines Hirfches zu verfolgen. Zwey Stunden hatte ich mich vergeblich ermüdet, und fchon fing ich an, meine

Beute verloren zu geben, als ich sie auf einmal in schussgerechter Entfernung entdecke. Ich will anschlagen und abdrücken — aber plötzlich erschreckt mich der Anblick eines Hutes, der wenige Schritte vor mir auf der Erde liegt. Ich forsche genauer, und erkenne den Jäger Robert, der hinter dem dicken Stamm einer Eiche auf eben das Wild anschlägt, dem ich den Schuss bestimmt hatte. Eine tödtliche Kälte fährt bey diesem Anblick durch meine Gebeine, Just das war der Mensch, den ich unter allen lebendigen Dingen am gräßlichsten hasste, und dieser Mensch war in die Gewalt meiner Kugel gegeben. In diesem Augenblick dünkte michs, als ob die ganze Welt in meinem Flintenschuss läge, und der Hass meines ganzen Lebens in die einzige Fingerspitze sich zusammendrängte, womit ich den mörderischen Druck thun sollte. Eine unsichtbare fürchterliche Hand schwebte über mir, der Stundenweiser meines Schicksals zeigte unwiderruflich auf diese schwarze Minute. Der Arm zitterte mir, da ich meiner Flinte die schreck-

liche Wahl erlaubte — meine Zähne ſchlugen zuſammen, wie im Fieberfroſt, und der Odem ſperrte ſich erſtickend in meiner Lunge. Eine Minute lang blieb der Lauf meiner Flinte ungewiſs zwiſchen dem Menſchen und dem Hirſch mitten inne ſchwanken — eine Minute — und noch eine — und wieder eine. Rache und Gewiſſen rangen hartnäckig und zweifelhaft, aber die Rache gewanns, und der Jäger lag todt am Boden.“

„Mein Gewehr fiel mit dem Schuſſe .... Mörder .... ſtammelte ich langſam — der Wald war ſtill wie ein Kirchhof — ich hörte deutlich, daſs ich Mörder ſagte. Als ich näher ſchlich, ſtarb der Mann. Lange ſtand ich ſprachlos vor dem Todten, ein helles Gelächter endlich machte mir Luft. „Wirſt du jetzt reinen Mund halten, guter Freund!“ ſagte ich, und trat keck hin, indem ich zugleich das Geſicht des Ermordeten auswärts kehrte. Die Augen ſtanden ihm weit auf. Ich wurde ernſthaft, und ſchwieg plötzlich wieder ſtille. Es fing mir an, ſeltſam zu werden.“

„Bis hieher hatte ich auf Rechnung meiner Schande gefrevelt, jetzt war etwas geschehen, wofür ich noch nicht gebüfst hatte. Eine Stunde vorher, glaube ich, hätte mich kein Menfch überredet, dafs es noch etwas fchlechteres, als mich, unter dem Himmel gebe; jetzt fing ich an zu muthmafsen, dafs ich vor einer Stunde wohl gar zu beneiden war.“

„Gottes Gerichte fielen mir nicht ein — wohl aber eine, ich weifs nicht welche? verwirrte Erinnerung an Strang und Schwerdt, und die Exekution einer Kindermörderin, die ich als Schuljunge mit angefehen hatte. Etwas ganz befonders fchreckbares lag für mich in dem Gedanken, dafs von jetzt an mein Leben verwirkt fey. Auf mehreres befinne ich mich nicht mehr. Ich wünfchte gleich darauf, dafs er noch lebte. Ich that mir Gewalt an, mich lebhaft an alles Böfe zu erinnern, das mir der Todte im Leben zugefügt hatte, aber fonderbar! mein Gedächtnifs war wie ausgeftorben. Ich konnte nichts mehr von alle

dem hervorrufen, was mich vor einer Viertelſtunde zum Raſen gebracht hatte. Ich begriff gar nicht, wie ich zu dieſer Mordthat gekommen war.“

Noch ſtand ich vor der Leiche, noch immer. Das Knallen einiger Peitſchen, und das Geknarre von Frachtwagen, die durchs Holz fuhren, brachte mich zu mir ſelbſt. Es war kaum eine Viertelmeile abſeits der Heerſtraſse, wo die That geſchehen war. Ich muſste auf meine Sicherheit denken.“

„Unwillkürlich verlor ich mich tiefer in den Wald. Auf dem Wege fiel mir ein, daſs der Entleibte ſonſt eine Taſchenuhr beſeſſen hätte. Ich brauchte Geld, um die Gränze zu erreichen — und doch fehlte mir der Muth, nach dem Platz umzuwenden, wo der Todte lag. Hier erſchreckte mich ein Gedanke an den Teufel, und eine Allgegenwart Gottes. Ich raffte meine ganze Kühnheit zuſammen; entſchloſſen, es mit der ganzen Hölle aufzunehmen,

ging ich nach der Stelle zurück. Ich fand, was ich erwartet hatte, und in einer grünen Börse noch etwas weniges über einen Thaler am Gelde. Eben da ich beydes zu mir ſtecken wollte, hielt ich plötzlich ein, und überlegte. Es war keine Anwandlung von Scham, auch nicht Furcht, mein Verbrechen durch Plünderung zu vergröſsern — Trotz, glaube ich, war es, daſs ich die Uhr wieder von mir warf, und von dem Gelde nur die Hälfte behielt. Ich wollte für einen perſönlichen Feind des Erſchoſſenen, aber nicht für ſeinen Räuber gehalten ſeyn.“

„Jetzt floh ich waldeinwärts. Ich wuſste, daſs das Holz ſich vier deutſche Meilen nordwärts erſtreckte, und dort an die Gränzen des Landes ſtieſs. Bis zum hohen Mittage lief ich athemlos. Die Eilfertigkeit meiner Flucht hatte meine Gewiſſensangſt zerſtreut, aber ſie kam ſchrecklicher zurück, wie meine Kräfte mehr und mehr ermatteten. Tauſend gräſsliche Geſtalten

gingen an mir vorüber, und ſchlugen wie ſchneidende Meſſer in meine Bruſt. Zwiſchen einem Leben voll raſtloſer Todesfurcht, und einer gewaltſamen Entleibung war mir jetzt eine ſchreckliche Wahl gelaſſen, und ich muſste wählen. Ich hatte das Herz nicht, durch Selbſtmord aus der Welt zu gehen, und entſetzte mich vor der Ausſicht, darin zu bleiben. Geklemmt zwiſchen die gewiſſen Qualen des Lebens, und die ungewiſſen Schrecken der Ewigkeit, gleich unfähig zu leben und zu ſterben brachte ich die ſechste Stunde meiner Flucht dahin, eine Stunde voll gepreſst von Qualen, wovon noch kein lebendiger Menſch zu erzählen weiſs.“

„In mich gekehrt und langſam, ohne mein Wiſſen den Hut tief ins Geſichte gedrückt, als ob mich dieſs vor dem Auge der lebloſen Natur hätte unkenntlich machen können, hatte ich unvermerkt einen ſchmalen Fuſsſteig verfolgt, der mich durch das dunkelſte Dickigt führte — als plötzlich

eine rauhe befehlende Stimme vor mir her: Halt! rufte. Die Stimme war ganz nahe, meine Zerſtreuung und der heruntergedrückte Hut hatte mich verhindert, um mich herum zu ſchauen. Ich ſchlug die Augen auf, und ſah einen wilden Mann auf mich zukommen, der eine groſse knotige Keule trug. Seine Figur ging ins Rieſenmäſsige — meine erſte Beſtürzung wenigſtens hatte mich dies glauben gemacht — und die Farbe ſeiner Haut war von einer gelben Mulattenſchwärze, woraus das Weiſse eines ſchielenden Auges bis zum Graſſen hervortrat. Er hatte ſtatt eines Gurts ein dickes Seil zwiefach um einen grünen wollenen Rock geſchlagen, worin ein breites Schlachtmeſſer bey einer Piſtole ſtack. Der Ruf wurde wiederholt, und ein kräftiger Arm hielt mich feſt. Der Laut eines Menſchen hatte mich in Schrecken gejagt, aber der Anblick eines Böſewichts gab mir Herz. In der Lage, worin ich jetzt war, hatte ich Urſache vor jedem redlichen Mann, aber keine mehr vor einem Räuber zu zittern.“

„Wer da?“ ſagte dieſe Erſcheinung.

„Deines gleichen.“ war meine Antwort, „wenn du der wirklich biſt, dem du gleich ſiehſt!“

„Dahinaus geht der Weg nicht. Was haſt du hier zu ſuchen?“

„Was haſt du hier zu fragen?“ verſetzte ich trotzig.

Der Mann betrachtete mich zweimal vom Fuſs bis zum Wirbel. Es ſchien, als ob er meine Figur gegen die ſeinige, und meine Antwort gegen meine Figur halten wollte — „Du ſprichſt brutal wie ein Bettler,“ ſagte er endlich.

„Das mag ſeyn. Ich bins noch geſtern geweſen.“

Der Mann lachte. „Man ſollte darauf ſchwören,“ rief er, „du wollteſt auch noch jetzt für nichts beſſeres gelten.“

„Für etwas ſchlechteres alſo“ — Ich wollte weiter.

„Sachte, Freund! Was jagt dich denn ſo? Was haſt du für Zeit zu verlieren?“

Ich beſann mich einen Augenblick. Ich weiſs nicht, wie mir das Wort auf die

Zunge kam, „das Leben ist kurz,“ sagte ich langsam, „und die Hölle währt ewig.“

Er sah mich stier an. „Ich will verdammt seyn,“ sagte er endlich, „oder du bist irgend an einem Galgen hart vorbeygestreift.“

„Das mag wohl noch kommen. Also auf Wiedersehen, Kamerad!“

„Topp, Kamerade!“ — schrie er, indem er eine zinnerne Flasche aus seiner Jagdtasche hervorlangte, einen kräftigen Schluck daraus that, und mir sie reichte. Flucht und Beängstigung hatten meine Kräfte aufgezehrt, und diesen ganzen entsetzlichen Tag war noch nichts über meine Lippen gekommen. Schon fürchtete ich in dieser Waldgegend zu verschmachten, wo auf drei Meilen in der Runde kein Labsal für mich zu hoffen war. Man urtheile wie froh ich auf diese angebotne Gesundheit Bescheid that. Neue Kraft floss mit diesem Erquicktrunk in meine Gebeine, und frischer Muth in mein Herz, und Hoffnung und Liebe zum Leben. Ich fing an zu glauben, dass ich doch wohl nicht ganz elend

elend wäre, so viel konnte dieser willkommene Trank. Ja, ich bekenne es, mein Zustand gränzte wieder an einen glücklichen, denn endlich, nach tausend fehlgeschlagenen Hoffnungen, hatte ich eine Kreatur gefunden, die mir ähnlich schien, In dem Zustande, worein ich versunken war, hätte ich mit dem höllischen Geiste Kameradschaft getrunken, um einen Vertrauten zu haben."

Der Mann hatte sich aufs Gras hingestreckt, ich that ein Gleiches.

„Dein Trunk hat mir wohl gethan," sagte ich. „Wir müssen bekannter werden."

Er schlug Feuer, seine Pfeife zu zünden.

„Treibst du das Handwerk schon lange?"

Er sah mich fest an. „Was willst du damit sagen?"

„War das schon oft blutig?" Ich zog das Messer aus seinem Gürtel.

„Wer bist du?" sagte er schrecklich und legte die Pfeife von sich.

„Ein Mörder, wie du — aber nur erſt ein Anfänger.“

Der Menſch ſah mich ſteif an, und nahm ſeine Pfeife wieder.

„Du biſt nicht hier zu Hauſe?“ ſagte er endlich.

„Drey Meilen von hier. Der Sonnenwirth in L...., wenn du von mir gehöret haſt.“

Der Mann ſprang auf wie ein Beſeſſener. „Der Wildſchütze Wolf?“ ſchrie er haſtig.

„Der nämliche.“

Willkommen, Kamerad! Willkommen! rief er und ſchüttelte mir kräftig die Hände. „Das iſt brav, daſs ich dich endlich habe, Sonnenwirth. Jahr und Tag ſchon ſinn ich darauf, dich zu kriegen. Ich kenne dich recht gut. Ich weiſs um alles. Ich habe lange auf dich gerechnet.“

„Auf mich gerechnet? Wozu denn?“

„Die ganze Gegend iſt voll von dir. Du haſt Feinde, ein Amtmann hat dich ge-

drückt, Wolf. Man hat dich zu Grunde gerichtet, himmelfchreyend iſt man mit dir umgegangen.“

Der Mann wurde hitzig — „Weil du ein paar Schweine geſchoſſen haſt, die der Fürſt auf unſern Aeckern und Feldern füttert, haben ſie dich Jahrelang im Zuchthaus und auf der Veſtung herumgezogen, haben ſie dich um Haus und Wirthſchaft beſtohlen, haben ſie dich zum Bettler gemacht. Iſt es dahin gekommen, Bruder, daſs der Menſch nicht mehr gelten ſoll als ein Haaſe? Sind wir nicht beſſer, als das Vieh auf dem Felde? — Und ein Kerl, wie du, konnte das dulden?“

„Konnt' ichs ändern?“

„Das werden wir ja wohl ſehen. Aber ſage mir doch, woher kommſt du denn jetzt, und was führſt du im Schilde?“

„Ich erzählte ihm meine ganze Geſchichte. Der Mann, ohne abzuwarten, bis ich zu Ende war, ſprang mit froher Ungeduld auf, und mich zog er nach.

Komm, Bruder Sonnenwirth, ſagte er, jetzt biſt du reif, jetzt hab ich dich, wo ich dich brauchte. Ich werde Ehre mit dir einlegen. Folge mir.“

„Wo willſt du mich hinführen?“

„Frage nicht lange. Folge! — Er ſchleppte mich mit Gewalt fort.“

„Wir waren eine kleine Viertelmeile gegangen. Der Wald wurde immer abſchüſſiger, unwegſamer und wilder, keiner von uns ſprach ein Wort, bis mich endlich die Pfeife meines Führers aus meinen Betrachtungen auffchreckte. Ich ſchlug die Augen auf, wir ſtanden am ſchroffen Abſturz eines Felſens, der ſich in eine tiefe Kluft hinunterbückte. Eine zweyte Pfeife antwortete aus dem innerſten Bauche des Felſens, und eine Leiter kam, wie von ſich ſelbſt, langſam aus der Tiefe geſtiegen. Mein Führer kletterte zuerſt hinunter, mich hieſs er warten, bis er wieder käme. Erſt muſs ich den Hund an Ketten legen laſſen, ſetzte er hinzu, du biſt hier fremd, die Beſtie würde dich zerreiſſen. Damit gieng er.“

„Jetzt ſtand ich allein vor dem Abgrund und ich wuſste recht gut, daſs ich allein war. Die Unvorſichtigkeit meines Führers entging meiner Aufmerkſamkeit nicht. Es hätte mich nur einen beherzten Entſchluſs gekoſtet, die Leiter herauf zu ziehen, ſo war ich frey, und meine Flucht war geſichert. Ich geſtehe, daſs ich das einſah. Ich ſah in den Schlund hinab, der mich jetzt aufnehmen ſollte, es erinnerte mich dunkel an den Abgrund der Hölle, woraus keine Erlöſung mehr iſt. Mir fing an vor der Laufbahn zu ſchaudern, die ich nunmehr betreten wollte, nur eine ſchnelle Flucht konnte mich retten. Ich beſchlieſse dieſe Flucht — ſchon ſtrecke ich den Arm nach der Leiter aus — aber auf einmal donnerts in meinen Ohren, es umhallt mich wie Hohngelächter der Hölle: „Was hat ein Mörder zu wagen?“ — und mein Arm fällt gelähmt zurück. Meine Rechnung war völlig, die Zeit der Reue war dahin, mein begangener Mord lag hinter mir aufgethürmt, wie ein Fels, und ſperrte meine Rückkehr auf ewig. Zugleich er-

ſchien auch mein Führer wieder, und kündigte mir an, daſs ich kommen ſolle. Jetzt war ohnehin keine Wahl mehr. Ich kletterte hinunter."

„Wir waren wenige Schritte unter der Felsmauer weggegangen, ſo erweiterte ſich der Grund, und einige Hütten wurden ſichtbar. Mitten zwiſchen dieſen öffnete ſich ein runder Raſenplatz, auf welchem ſich eine Anzahl von achtzehn bis zwanzig Menſchen um ein Kohlfeuer gelagert hatte. Hier, Kameraden, ſagte mein Führer, und ſtellte mich mitten in den Kreis. Unſer Sonnenwirth! heiſst ihn willkommen!

„Sonnenwirth! ſchrie alles zugleich, und alles fuhr auf, und drängte ſich um mich her, Männer und Weiber. Soll ichs geſtehn? Die Freude war ungeheuchelt und herzlich, Vertrauen, Achtung ſogar erſchien auf jedem Geſichte, dieſer drückte mir die Hand, jener ſchüttelte mich vertraulich am Kleide, der ganze Auftritt war wie das Wiederſehen eines alten Bekannten, der

einem werth iſt. Meine Ankunft hatte den Schmaus unterbrochen, der eben anfangen ſollte. Man ſetzte ihn ſogleich fort, und nöthigte mich, den Willkomm zu trinken. Wildpret aller Art war die Mahlzeit, und die Weinflaſche wanderte unermüdet von Nachbar zu Nachbar. Wohlleben und Einigkeit ſchien die ganze Bande zu beſeelen, und alles wetteiferte ſeine Freude über mich zügelloſer an den Tag zu legen."

„Man hatte mich zwiſchen zwey Weibsperſonen ſitzen laſſen, welches der Ehrenplatz an der Tafel war. Ich erwartete den Auswurf ihres Geſchlechts, aber wie groſs war meine Verwunderung, als ich unter dieſer ſchändlichen Rotte die ſchönſten weiblichen Geſtalten entdeckte, die mir jemals vor Augen gekommen. Margarete, die älteſte und ſchönſte von beyden, lieſs ſich Jungfer nennen, und konnte kaum fünf und zwanzig ſeyn. Sie ſprach ſehr frech, und ihre Gebärden ſagten noch mehr. Marie die jüngere war verheyrathet, aber ei-

nem Manne entlaufen, der sie mifshandelt hatte. Sie war feiner gebildet, sah aber blafs aus und schmächtig, und fiel weniger ins Auge als ihre feurige Nachbarin. Beyde Weiber eiferten auf einander, meine Begierden zu entzünden, die schöne Margarete kam meiner Blödigkeit durch freche Scherze zuvor, aber das ganze Weib war mir zuwider, und mein Herz hatte die schüchterne Marie auf immer gefangen."

„Du siehst, Bruder Sonnenwirth, fing der Mann jetzt an, der mich hergebracht hatte, du siehst, wie wir unter einander leben, und jeder Tag ist dem heutigen gleich. Nicht wahr, Kameraden?"

„Jeder Tag wie der heutige!" wiederholte die ganze Bande.

„Kannst du dich also entschliefsen, an unserer Lebensart Gefallen zu finden, so schlag ein und sey unser Anführer. Bis jetzt bin ich es gewesen, aber dir will ich weichen. Seyd ihrs zufrieden, Kameraden?"

„Ein fröhliches Ja! antwortete aus allen Kehlen.“

„Mein Kopf glühte, mein Gehirne war betäubt; von Wein und Begierden ſiedete mein Blut. Die Welt hatte mich ausgeworfen wie einen verpeſteten — hier fand ich brüderliche Aufnahme, Wohlleben und Ehre. Welche Wahl ich auch treffen wollte, ſo erwartete mich Tod; hier aber konnte ich wenigſtens mein Leben für einen höheren Preis verkaufen. Wolluſt war meine wütendſte Neigung, das andere Geſchlecht hatte mir bis jetzt nur Verachtung bewieſen, hier erwartete mich Gunſt und zügelloſe Vergnügungen. Mein Entſchluſs koſtete mich wenig. „Ich bleibe bey euch, Kameraden,“ rief ich laut mit Entſchloſſenheit, und trat mitten unter die Bande, „ich bleibe bey euch,“ rief ich nochmals, „wenn ihr mir meine ſchöne Nachbarin abtretet!“ — Alle kamen überein, mein Verlangen zu bewilligen, ich war erklärter Eigenthümer einer H***, und das Haupt einer Diebesbande.“

Den folgenden Theil der Geſchichte übergehe ich ganz, das bloſs abſcheuliche hat nichts unterrichtendes für den Leſer. Ein Unglücklicher, der bis zu dieſer Tiefe herunter ſank, muſste ſich endlich alles erlauben, was die Menſchheit empört — aber einen zweyten Mord beging er nicht mehr, wie er ſelbſt auf der Folter bezeugte.

Der Ruf dieſes Menſchen verbreitete ſich in kurzem durch die ganze Provinz. Die Landſtraſsen wurden unſicher, nächtliche Einbrüche beunruhigten den Bürger, der Name des Sonnenwirths wurde der Schrecken des Landvolks, die Gerechtigkeit ſuchte ihn auf, und eine Prämie wurde auf ſeinen Kopf geſetzt. Er war ſo glücklich, jeden Anſchlag auf ſeine Freyheit zu vereiteln, und verſchlagen genug, den Aberglauben des wunderſüchtigen Bauern zu ſeiner Sicherheit zu benutzen. Seine Gehülfen muſsten ausſprengen, er habe einen Bund mit dem Teufel gemacht, und könne hexen. Der Diſtrikt, auf welchem er die Rolle ſpielte, gehörte

damals noch weniger als jetzt zu den aufgeklärten Deutschlands, man glaubte diesem Gerüchte und seine Person war gesichert. Niemand zeigte Lust, mit dem gefährlichen Kerl anzubinden, dem der Teufel zu Diensten stünde.

Ein Jahr schon hatte er das traurige Handwerk getrieben, als es anfieng ihm unerträglich zu werden. Die Rotte, an deren Spitze er sich gestellt hatte, erfüllte seine glänzenden Erwartungen nicht. Eine verführerische Aufsenseite hatte ihn damals im Taumel des Weines geblendet, jetzt wurde er mit Schrecken gewahr, wie abscheulich er hintergangen worden. Hunger und Mangel traten an die Stelle des Ueberflusses, womit man ihn eingewiegt hatte; sehr oft mufste er sein Leben an eine Mahlzeit wagen, die kaum hinreichte, ihn vor dem Verhungern zu schützen. Das Schattenbild jener brüderlichen Eintracht verschwand, Neid, Argwohn und Eifersucht wüteten im Innern dieser verworfenen Bande.

Die Gerechtigkeit hatte demjenigen, der ihn lebendig ausliefern würde, Belohnung, und wenn es ein Mitschuldiger wäre, noch eine feyerliche Begnadigung zugesagt — eine mächtige Versuchung für den Auswurf der Erde! Der Unglückliche kannte seine Gefahr. Die Redlichkeit derjenigen, die Menschen und Gott verriethen, war ein schlechtes Unterpfand seines Lebens. Sein Schlaf war, von jetzt an, dahin, ewige Todesangst zerfrass seine Ruhe, das gräfsliche Gespenst des Argwohns rasselte hinter ihm wo er hinfloh, peinigte ihn, wenn er wachte, bettete sich neben ihm, wenn er schlafen ging, und schreckte ihn in entsezlichen Träumen. Das verstummte Gewissen gewann zugleich seine Sprache wieder, und die schlafende Natter der Reue wachte bey diesem allgemeinen Sturm seines Busens auf. Sein ganzer Hafs wandte sich jetzt von der Menschheit, und kehrte seine schreckliche Schneide gegen ihn selber. Er vergab jetzt der ganzen Natur, und fand niemand, als sich allein zu verfluchen.

Das Laſter hatte ſeinen Unterricht an dem Unglücklichen vollendet, ſein natürlich guter Verſtand ſiegte endlich über die traurige Täuſchung. Jetzt fühlte er, wie tief er gefallen war, ruhigere Schwermuth trat an die Stelle knirſchender Verzweiflung. Er wünſchte mit Thränen die Vergangenheit zurück, jetzt wuſste er gewifs, dafs er ſie ganz anders wiederholen würde. Er fing an zu hoffen, dafs er noch rechtſchaffen werden dürfe, weil er bey ſich empfand, dafs er es könne. Auf dem höchſten Gipfel ſeiner Verſchlimmerung war er dem Guten näher, als er vielleicht vor ſeinem erſten Fehltritt geweſen war.

Um eben dieſe Zeit war der ſiebenjährige Krieg ausgebrochen, und die Werbungen gingen ſtark. Der Unglückliche ſchöpfte Hoffnung von dieſem Umſtand, und ſchrieb einen Brief an ſeinen Landesherrn, den ich auszugsweiſe hier einrücke:

„Wenn Ihre fürſtliche Huld ſich nicht ekelt, bis zu mir herunter zu ſteigen, wenn

Verbrecher meiner Art nicht aufserhalb Ihrer Erbarmung liegen, ſo gönnen Sie mir Gehör, durchlauchtigſter Oberherr. Ich bin Mörder und Dieb, das Geſetz verdammt mich zum Tode, die Gerichte ſuchen mich auf — und ich biete mich an, mich freywillig zu ſtellen. Aber ich bringe zugleich eine ſeltſame Bitte vor Ihren Thron. Ich verabſcheue mein Leben, und fürchte den Tod nicht, aber ſchrecklich iſt mirs zu ſterben, ohne gelebt zu haben. Ich möchte leben, um einen Theil des Vergangenen gut zu machen; ich möchte leben, um den Staat zu verſöhnen, den ich beleidigt habe. Meine Hinrichtung wird ein Beyſpiel ſeyn für die Welt, aber kein Erſatz meiner Thaten. Ich haſſe das Laſter, und ſehne mich feurig nach Rechtſchaffenheit und Tugend. Ich habe Fähigkeiten gezeigt, meinem Vaterland furchtbar zu werden, ich hoffe, daſs mir noch einige übrig geblieben ſind, ihm zu nützen.“

„Ich weiſs, daſs ich etwas unerhörtes begehre. Mein Leben iſt verwirkt, mir

ſteht es nicht an, mit der Gerechtigkeit Unterhandlung zu pflegen. Aber ich erſcheine nicht in Ketten und Banden vor Ihnen — noch bin ich frey — und meine Furcht hat den kleinſten Antheil an meiner Bitte.“

„Es iſt Gnade um was ich flehe. Einen Anſpruch auf Gerechtigkeit, wenn ich auch einen hätte, wage ich nicht mehr geltend zu machen. — Doch an etwas darf ich meinen Richter erinnern. Die Zeitrechnung meiner Verbrechen fängt mit dem Urtheilſpruch an, der mich auf immer um meine Ehre brachte. Wäre mir damals die Billigkeit minder verſagt worden, ſo würde ich jetzt vielleicht keiner Gnade bedürfen.“

„Laſſen Sie Gnade für Recht ergehen, mein Fürſt. Wenn es in Ihrer fürſtlichen Macht ſteht, das Geſetz für mich zu erbitten, ſo ſchenken Sie mir das Leben. Es ſoll Ihrem Dienſte von nun an gewidmet ſeyn. Wenn Sie es können, ſo laſſen Sie

mich Ihren gnädigen Willen aus öffentlichen Blättern vernehmen, und ich werde mich auf Ihr fürstliches Wort in der Hauptstadt stellen. Haben Sie es anders mit mir beschlossen, so thue die Gerechtigkeit dann das ihrige, ich muss das meinige thun."

Diese Bittschrift blieb ohne Antwort, wie auch eine zweyte und dritte, worin der Supplikant um eine Reuterstelle im Dienste des Fürsten bat. Seine Hoffnung zu einem Pardon erlosch gänzlich, er fasste also den Entschluss, aus dem Land zu fliehen, und im Dienste des Königs von Preussen als ein braver Soldat zu sterben.

Er entwischte glücklich seiner Bande und trat diese Reise an. Der Weg führte ihn durch eine kleine Landstadt, wo er übernachten wollte. Kurze Zeit vorher waren durch das ganze Land geschärftere Mandate zu strenger Untersuchung der Reisenden ergangen, weil der Landesherr, ein Reichsfürst, im Kriege Parthei genommen hatte. Einen solchen Befehl hatte auch

auch der Thorſchreiber dieſes Städtchens, der auf einer Bank vor dem Schlage ſaſs, als der Sonnenwirth geritten kam. Der Aufzug dieſes Mannes hatte etwas poſſierliches, und zugleich etwas ſchreckliches und wildes Der hagre Klepper, den er ritt, und die burleske Wahl ſeiner Kleidungsſtücke, wobey wahrſcheinlich weniger ſein Geſchmack als die Chronologie ſeiner Entwendungen zu Rath gezogen war, kontraſtirte ſeltſam genug mit einem Geſicht, worauf ſo viele wüthende Affekte, gleich den verſtümmelten Leichen auf einem Wahlplatz, verbreitet lagen. Der Thorſchreiber ſtutzte beym Anblick dieſes ſeltſamen Wanderers. Er war am Schlagbaum grau geworden, und eine vierzigjährige Amtsführung hatte in ihm einen unfehlbaren Phyſiognomen aller Landſtreicher erzogen. Der Falkenblick dieſes Spürers verfehlte auch hier ſeinen Mann nicht. Er ſperrte ſogleich das Stadtthor, und forderte dem Reiter den Paſs ab, indem er ſich ſeines Zügels verſicherte. Wolf war auf Fälle dieſer Art vorbereitet, und führte

auch wirklich einen Pafs bey ſich, den er ohnlängſt von einem geplünderten Kaufmann erbeutet hatte. Aber dieſes einzelne Zeugniſs war nicht genug, eine vierzigjährige Obſervanz umzuſtoſsen, und das Orakel am Schlagbaum zu einem Widerruf zu bewegen. Der Thorſchreiber glaubte ſeinen Augen mehr als dieſem Papiere. und Wolf war genöthigt, ihm nach dem Amthaus zu folgen.

Der Oberamtmann des Orts unterſuchte den Pafs, und erklärte ihn für richtig. Er war ein ſtarker Anbeter der Neuigkeit, und liebte beſonders bey einer Bouteille über die Zeitung zu plaudern. Der Pafs ſagte ihm, dafs der Beſitzer geradesweges aus den feindlichen Ländern käme, wo der Schauplatz des Krieges war. Er hoffte Privatnachrichten aus dem Fremden heraus zu locken, und ſchickte einen Sekretair mit dem Pafs zurück, ihn auf eine Flaſche Wein einzuladen.

Unterdeſſen hält der Sonnenwirth vor dem Amthaus; das lächerliche Schauſpiel

hat den Janhagel des Städtchens ſchaarenweiſe um ihn her verſammelt. Man murmelt ſich in die Ohren, deutet wechſelsweiſe auf das Roſs und den Reiter; der Muthwille des Pöbels ſteigt endlich bis zu einem lauten Tumult. Unglücklicherweiſe war das Pferd, worauf jetzt alles mit Fingern wies, ein geraubtes; er bildet ſich ein, das Pferd ſey in Steckbriefen beſchrieben und erkannt. Die unerwartete Gaſtfreundlichkeit des Oberamtmanns vollendet ſeinen Verdacht. Jetzt hält er's für ausgemacht, daſs die Betrügerey ſeines Paſſes verrathen, und dieſe Einladung nur die Schlinge ſey, ihn lebendig und ohne Widerſetzung zu fangen. Böſes Gewiſſen macht ihn zum Dummkopf, er giebt ſeinem Pferde die Spornen und rennt davon, ohne Antwort zu geben.

Dieſe plötzliche Flucht iſt die Loſung zum Aufſtand.

„Ein Spitzbube!“ ruft alles, und alles ſtürzt hinter ihm her. Dem Reiter gilt es um Leben und Tod, er hat ſchon den Vorſprung, ſeine Verfolger keuchen athem-

los nach, er ist seiner Rettung nahe — aber eine schwere Hand drückt unsichtbar gegen ihn, die Uhr seines Schicksals ist abgelaufen, die unerbittliche Nemesis hält ihren Schuldner an. Die Gasse, der er sich anvertraute, endigt in einen Sack, er muss rückwärts gegen seine Verfolger umwenden.

Der Lärm dieser Begebenheit hat unterdessen das ganze Städtchen in Aufruhr gebracht, Haufen sammeln sich zu Haufen, alle Gassen sind gesperrt, ein Heer von Feinden kommt in Anmarsch gegen ihn her. Er zeigt eine Pistole, das Volk weicht, er will sich mit Macht einen Weg durchs Gedränge bahnen. „Dieser Schuss," ruft er, „soll den Tollkühnen, der mich halten will" — die Furcht gebietet eine allgemeine Pause — ein beherzter Schlossergeselle endlich fällt ihm von hinten her in den Arm, und fasst den Finger, womit der Rasende eben losdrücken will, und drückt ihn aus dem Gelenke. Die Pistole fällt, der wehrlose Mann wird vom Pferde

herabgeriſſen, und im Triumphe nach dem Amthaus zurück geſchleppt.

„Wer ſeyd ihr?“ frägt der Richter mit ziemlich brutalem Ton.

„Ein Mann, der entſchloſſen iſt, auf keine Frage zu antworten, bis man ſie höflicher einrichtet.“

„Wer ſind ſie?“

„Für was ich mich ausgab. Ich habe ganz Deutſchland durchreiſt, und die Unverſchämtheit nirgends, als hier zu Hauſe gefunden.“

„Ihre ſchnelle Flucht macht ſie ſehr verdächtig. Warum flohen ſie?“

„Weil ich's müde war, der Spott ihres Pöbels zu ſeyn.“

„Sie drohten, Feuer zu geben.“

„Meine Piſtole war nicht geladen.“ Man unterſuchte das Gewehr, es war keine Kugel darin.

„Warum führen ſie heimliche Waffen bey ſich?“

„Weil ich Sachen von Werth bey mir trage, und weil man mich vor einem gewiſſen Sonnenwirth gewarnt hat, der in dieſen Gegenden ſtreifen ſoll.“

„Ihre Antworten beweiſen ſehr viel für ihre Dreiſtigkeit, aber nichts für ihre gute Sache. Ich gebe ihnen Zeit bis morgen, ob ſie mir die Wahrheit entdecken wollen.“

„Ich werde bey meiner Ausſage bleiben.“

„Man führe ihn nach den Thurm.“

„Nach dem Thurm? — Herr Oberamtmann, ich hoffe, es giebt noch Gerechtigkeit in dieſem Lande. Ich werde Genugthuung fordern.“

„Ich werde ſie ihnen geben, ſo bald ſie gerechtfertigt ſind.“

Den Morgen darauf überlegte der Oberamtmann, der Fremde möchte doch wohl unſchuldig ſeyn, die befehlshaberiſche Sprache würde nichts über ſeinen Starrſinn vermögen, es wäre vielleicht beſſer gethan, ihm mit Anſtand und Mäſsigung

zu begegnen. Er verſammelte die Geſchwornen des Orts, und lieſs den Gefangnen vorführen.

„Verzeihen ſie der erſten Aufwallung, mein Herr, wenn ich ſie geſtern etwas hart anlieſs.“

„Sehr gern, wenn ſie mich ſo faſſen.“

„Unſere Geſetze ſind ſtrenge, und ihre Begebenheit machte Lärm. Ich kann ſie nicht frey geben, ohne meine Pflicht zu verletzen. Der Schein iſt gegen ſie. Ich wünſchte, ſie ſagten mir etwas, wodurch er widerlegt werden könnte.“

„Wenn ich nun nichts wüſste?“

„So muſs ich den Vorfall an die Regierung berichten, und ſie bleiben ſo lang in feſter Verwahrung.“

„Und dann?“

„Dann laufen ſie Gefahr, als ein Landſtreicher über die Gränze gepeitſcht zu werden, oder wenns gnädig geht, unter die Werber zu fallen.“

Er ſchwieg einige Minuten, und ſchien einen heftigen Kampf zu kämpfen; dann drehte er ſich raſch zu dem Richter.

„Kann ich auf eine Viertelſtunde mit ihnen allein ſeyn?“

Die Geſchwornen ſahen ſich zweydeutig an, entfernten ſich aber auf einen gebietenden Wink ihres Herrn.

„Nun, was verlangen ſie?“

„Ihr geſtriges Betragen, Herr Oberamtmann, hätte mich nimmermehr zu einem Geſtändniſs gebracht, denn ich trotze der Gewalt. Die Beſcheidenheit, womit ſie mich heute behandeln, hat mir Vertrauen und Achtung gegen ſie gegeben. Ich glaube, daſs ſie ein edler Mann ſind.“

„Was haben ſie mir zu ſagen?“

„Ich ſehe, daſs ſie ein edler Mann ſind. Ich habe mir längſt einen Mann gewünſcht wie ſie. Erlauben ſie mir ihre rechte Hand.“

„Wo will das hinaus?“

„Dieſer Kopf iſt grau und ehrwürdig. Sie ſind lang in der Welt geweſen — haben der Leiden wohl viele gehabt — Nicht wahr? und ſind menſchlicher worden?“

„Mein Herr — wozu ſoll das?“

„Sie ſtehen noch einen Schritt von der Ewigkeit, bald — bald, brauchen ſie Barmherzigkeit bey Gott. Sie werden ſie Menſchen nicht verſagen — — Ahnden ſie nichts? Mit wem glauben ſie, daſs ſie reden?“

„Was iſt das? Sie erſchrecken mich.“

„Ahnden ſie noch nicht — Schreiben ſie es ihrem Fürſten, wie ſie mich fanden, und daſs ich ſelbſt aus freyer Wahl mein Verräther war — daſs ihm Gott einmal gnädig ſeyn werde, wie er jetzt mir es ſeyn wird — bitten ſie für mich, alter Mann, und laſſen ſie dann auf ihren Bericht eine Thräne fallen: Ich bin der Sonnenwirth.“

VII.

Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft nach dem Leitfaden der moſaiſchen Urkunde.

I.

Uebergang des Menſchen zur Freyheit und Humanität.

An dem Leitbande des Inſtinkts, woran ſie noch jetzt das vernunftloſe Thier leitet, muſste die Vorſehung den Menſchen in das Leben einführen, und, da ſeine Vernunft noch unentwickelt war, gleich einer wachſamen Amme hinter ihm ſtehen. Durch Hunger und Durſt zeigte ſich ihm das Bedürfniſs der Nahrung an, was er zu Befriedigung deſſelben brauchte hatte ſie in

reichlichem Vorrath um ihn herum gelegt, und durch Geruch und Geſchmack leitete ſie ihn im Wählen. Durch ein ſanftes Clima hatte ſie ſeine Nacktheit geſchont, und durch einen allgemeinen Frieden um ihn her ſein wehrloſes Leben geſichert. Für die Erhaltung ſeiner Gattung war durch Geſchlechtstrieb geſorgt. Als Pflanze und Thier war der Menſch alſo vollendet. Auch ſeine Vernunft hatte ſchon von fern angefangen, ſich zu entfalten. Weil nämlich die Natur noch für ihn dachte, ſorgte und handelte, ſo konnten ſich ſeine Kräfte deſto leichter und ungehinderter auf die ruhige Anſchauung richten, ſeine Vernunft noch von keiner Sorge zerſtreut, konnte ungeſtört an ihrem Werkzeuge der Sprache bauen, und das zarte Gedankenſpiel ſtimmen. Mit dem Auge eines Glücklichen ſah er jetzt noch herum in der Schöpfung; ſein frohes Gemüth faſste alle Erſcheinungen uneigennützig und rein auf, und legte ſie rein und lauter in einem regen Gedächtniſs nieder. Sanft und lachend war alſo der Anfang der Menſchen, und dies

muſste ſeyn, wenn er ſich zu dem Kampfe ſtärken ſollte, der ihm bevorſtand.

Setzen wir alſo, die Vorſehung wäre auf dieſer Stufe mit ihm ſtill geſtanden, ſo wäre aus dem Menſchen das glücklichſte und geiſtreichſte aller Thiere geworden. — aber aus der Vormundſchaft des Naturtriebs wär er niemals getreten, frey und alſo moraliſch wären ſeine Handlungen niemals geworden, über die Gränze der Thierheit wär er niemals geſtiegen. In einer wollüſtigen Ruhe hätte er eine ewige Kindheit verlebt — und der Kreis, in welchem er ſich bewegt hätte, wäre der kleinſtmöglichſte geweſen, von der Begierde zum Genuſs, vom Genuſs zu der Ruhe, und von der Ruhe zur Begierde.

Aber der Menſch war zu ganz etwas anderm beſtimmt, und die Kräfte, die in ihm lagen, riefen ihn zu einer ganz andern Glückſeligkeit. Was die Natur in ſeiner Wiegenzeit für ihn übernommen hatte, ſollte er jetzt ſelbſt für ſich überneh-

men, ſobald er mündig war. Er ſelbſt ſollte der Schöpfer ſeiner Glückſeligkeit werden, und nur der Antheil, den er daran hätte, ſollte den Grad dieſer Glückſeligkeit beſtimmen. Er ſollte den Stand der Unſchuld, den er jetzt verlor, wieder aufſuchen lernen durch ſeine Vernunft, und als ein freyer vernünftiger Geiſt dahin zurück kommen, wovon er als Pflanze und als eine Kreatur des Inſtinkts ausgegangen war; aus einem Paradies der Unwiſſenheit und Knechtſchaft ſollte er ſich, wär es auch nach ſpäten Jahrtauſenden, zu einem Paradies der Erkenntniſs und der Freyheit hinauf arbeiten, einem ſolchen nämlich, wo er dem moraliſchen Geſetze in ſeiner Bruſt eben ſo unwandelbar gehorchen würde, als er Anfangs dem Inſtinkte gedient hatte, als die Pflanze und die Thiere dieſem noch dienen. Was war alſo unvermeidlich? was muſste geſchehen, wenn er dieſem weitgeſteckten Ziel entgegen rücken ſollte? Sobald ſeine Vernunft ihre erſten Kräfte nur geprüft hatte, verſtieſs ihn die Natur aus ihren pflegenden Armen

oder richtiger geſagt, er ſelbſt, von einem Triebe gereizt, den er ſelbſt noch nicht kannte, und unwiſſend, was er in dieſem Augenblicke groſses that, er ſelbſt riſs ab von dem leitenden Bande, und mit ſeiner noch ſchwachen Vernunft, von dem Inſtinkte nur von ferne begleitet, warf er ſich in das wilde Spiel des Lebens, machte er ſich auf den gefährlichen Weg zur moraliſchen Freyheit. Wenn wir alſo jene Stimme Gottes in Eden, die ihm den Baum der Erkenntniſs verbot, in eine Stimme ſeines Inſtinktes verwandeln, der ihn von dieſem Baume zurückzog, ſo iſt ſein vermeintlicher Ungehorſam gegen jenes göttliche Gebot nichts anders als — ein Abfall von ſeinem Inſtinkte — alſo, erſte Aeuſserung ſeiner Selbſtthätigkeit, erſtes Wageſtück ſeiner Vernunft, erſter Anfang, ſeines moraliſchen Daſeyns. Dieſer Abfall des Menſchen vom Inſtinkte, der das moraliſche Uebel zwar in die Schöpfung brachte, aber nur um das moraliſche Gute darin möglich zu machen, iſt ohne Widerſpruch die glücklichſte und gröſste Begebenheit in der

Menſchengeſchichte, von dieſem Augenblick her ſchreibt ſich ſeine Freyheit, hier wurde zu ſeiner Moralität der erſte entfernte Grundſtein geleget. Der Volkslehrer hat ganz recht, wenn er dieſe Begebenheit als einen Fall des erſten Menſchen behandelt, und wo es ſich thun läſst, nützliche moraliſche Lehren daraus zieht, aber der Philoſoph hat nicht weniger Recht, der menſchlichen Natur im Groſsen zu dieſem wichtigen Schritt zur Vollkommenheit Glück zu wünſchen. Der erſte hat Recht, es einen Fall zu nennen — denn der Menſch wurde aus einem unſchuldigen Geſchöpf ein ſchuldiges, aus einem vollkommenen Zögling der Natur ein unvollkommenes moraliſches Weſen, aus einem glücklichen Inſtrumente ein unglücklicher Künſtler.

Der Philoſoph hat Recht, es einen Rieſenſchritt der Menſchheit zu nennen, denn der Menſch wurde dadurch aus einem Sklaven des Naturtriebes ein freyhandelndes Geſchöpf, aus einem Automat ein ſittliches Weſen, und mit dieſem Schritt trat er

zuerſt auf die Leiter, die ihn nach Verlauf von vielen Jahrtauſenden zur Selbſtherrſchaft führen wird. Jetzt wurde der Weg länger, den er zum Genuſs nehmen muſste. Anfangs durfte er nur die Hand ausſtrecken, um die Befriedigung ſogleich auf die Begierde folgen zu laſſen; jetzt aber muſste er ſchon Nachdenken, Fleiſs und Mühe zwiſchen die Begierde und ihre Befriedigung einſchalten. Der Friede war aufgehoben zwiſchen ihm und den Thieren. Die Noth trieb ſie jetzt gegen ſeine Pflanzungen, ja gegen ihn ſelbſt an, und durch ſeine Vernunft muſste er ſich Sicherheit, und eine Ueberlegenheit der Kräfte, die ihm die Natur verſagt hatte, künſtlich über ſie verſchaffen: er muſste Waffen erfinden, und ſeinen Schlaf durch feſte Wohnungen vor dieſem Feinde ſicher ſtellen. Aber hier ſchon erſetzte ihm die Natur an Freuden des Geiſtes, was ſie ihm an Pflanzengenüſſen genommen hatte. Das ſelbſt gepflanzte Kraut überraſchte ihn mit einer Schmackhaftigkeit, die er vorher nicht kennen gelernt hatte, der Schlaf beſchlich

ihn

ihn nach der ermüdenden Arbeit und unter ſelbſtgebautem Dache ſüſser, als in der trägen Ruhe ſeines Paradieſes. Im Kampfe mit dem Tiger, der ihn anfiel, freute er ſich ſeiner entdeckten Gliederkraft und Liſt, und mit jeder überwundnen Gefahr konnte er ſich ſelbſt für das Geſchenk ſeines Lebens danken.

Jetzt war er für das Paradies ſchon zu edel, und er kannte ſich ſelbſt nicht, wenn er im Drange der Noth und unter der Laſt der Sorgen ſich in daſſelbe zurückwünſchte. Ein innerer ungeduldiger Trieb, der erwachte Trieb ſeiner Selbſtthätigkeit, hätte ihn bald in ſeiner müſsigen Glückſeligkeit verfolgt, und ihm die Freuden verekelt, die er ſich nicht ſelbſt geſchaffen hätte. Er würde das Paradies in eine Wildniſs verwandelt, und dann die Wildniſs zum Paradies gemacht haben. Aber glücklich für das Menſchengeſchlecht, wenn es keinen ſchlimmern Feind zu bekämpfen gehabt hätte, als die Trägheit des Ackers, den Grimm wilder Thiere und eine ſtürmiſche

Natur! — Die Noth drängte ihn, Leidenſchaften wachten auf, und waffneten ihn bald gegen ſeines Gleichen. Mit dem Menſchen muſste er um ſein Daſeyn kämpfen, einen langen, laſterreichen, noch jetzt nicht geendigten Kampf, aber in dieſem Kampfe allein konnte er ſeine Vernunft und Sittlichkeit ausbilden.

Häusliches Leben.

Die erſten Söhne, welche die Mutter der Menſchen gebar, hatten vor ihren Eltern einen ſehr wichtigen Vortheil voraus: Sie wurden von Menſchen erzogen. Alle Fortſchritte, welche die letztern durch ſich ſelbſt, und alſo weit langſamer, hatten thun müſſen, kamen ihren Kindern zu gut, und wurden dieſen ſchon in ihrem zärteſten Alter, ſpielend und mit der Herzlichkeit elterlicher Liebe übergeben. Mit dem erſten Sohn alſo, der vom Weibe geboren war, fängt das groſse Werkzeug an, wirkſam zu werden — das Werkzeug, durch welches das ganze Menſchengeſchlecht ſeine Bildung erhalten hat, und

fortfahren wird zu erhalten — nämlich die Tradition, oder die Ueberlieferung der Begriffe.

Die mofaifche Urkunde verläfst uns hier und überfpringt einen Zeitraum von funfzehn und mehreren Jahren, um uns die beyden Brüder fchon erwachfen aufzuführen. Aber diefe Zwifchenzeit ift für die Menfchengefchichte wichtig, und wenn die Urkunde uns verläfst, fo mufs die Vernunft die Lücke ergänzen.

Die Geburt eines Sohnes, feine Ernährung, Wartung und Erziehung vermehrten die Kenntniffe, Erfahrungen und Pflichten der Erften Menfchen mit einem wichtigen Zuwachs, den wir forgfältig aufzeichnen müffen.

Von den Thieren lernte die erfte Mutter ohne Zweifel ihre nothwendigfte Mutterpflicht, fo wie fie die Hülfsmittel bey der Geburt wahrfcheinlich von der Noth gelernt hatte. Die Sorgfalt für Kinder

machte ſie auf unzählige kleine Bequemlichkeiten aufmerkſam, die ihr bis jetzt unbekannt geweſen; die Anzahl der Dinge, von denen ſie Gebrauch machen lernte, vermehrte ſich, und die Mutterliebe wurde ſinnreich im Erfinden.

Bis jetzt hatten beyde nur ein geſellſchaftliches Verhältniſs, nur eine Gattung von Liebe erkannt, weil jedes in dem andern nur Einen Gegenſtand vor ſich hatte. Jetzt lernten ſie mit einem neuen Gegenſtand eine neue Gattung von Liebe, ein neues moraliſches Verhältniſs kennen — elterliche Liebe. Dieſes neue Gefühl von Liebe war von reinerer Art, als das erſte, es war ganz uneigennützig, da jenes erſte bloſs auf Vergnügen, auf wechſelſeitiges Bedürfniſs des Umgangs gegründet geweſen war.

Sie betraten alſo mit dieſer neuen Erfahrung ſchon eine höhere Stufe der Sittlichkeit — ſie wurden veredelt.

Aber die elterliche Liebe, in welcher ſich beyde für ihr Kind vereinigten, bewirkte nun auch eine nicht geringe Veränderung in dem Verhältniſs, worin ſie bisher zu einander ſelbſt geſtanden hatten. Die Sorge, die Freude, die zärtliche Theilnahme, worin ſie ſich für den gemeinſchaftlichen Gegenſtand ihrer Liebe begegneten, knüpfte unter ihnen ſelbſt neue und ſchönere Bande an. Jedes entdeckte bey dieſer Gelegenheit in dem andern neue ſittlich ſchöne Züge, und eine jede ſolcher Entdeckungen erhöhte und verfeinerte ihr Verhältniſs. Der Mann liebte in dem Weibe die Mutter, die Mutter ſeines geliebten Sohns. Das Weib ehrte und liebte in dem Mann den Vater, den Ernährer ihres Kindes. Das bloſs ſinnliche Wohlgefallen an einander erhob ſich zur Hochachtung, aus der eigennützigen Geſchlechtsliebe erwuchs die ſchöne Erſcheinung der ehelichen Liebe.

Bald wurden dieſe moraliſchen Erfahrungen mit neuen bereichert. Die Kinder

wuchſen heran, und auch unter ihnen knüpfte ſich allmälig ein zärtliches Band an. Das Kind hielt ſich am liebſten zum Kinde, weil jedes Geſchöpf ſich in ſeines Gleichen nur liebet. An zarten, unmerklichen Fäden erwuchs die Geſchwiſter-Liebe. Eine neue Erfahrung für die erſten Eltern. Sie ſahen nun ein Bild der Geſelligkeit, des Wohlwollens, zum erſtenmal auſſer ihnen, ſie erkannten ihre eigenen Gefühle, nur in einem jugendlichern Spiegel, wieder.

Bis jetzt hatten beyde, ſo lange ſie allein waren, nur in der Gegenwart und in der Vergangenheit gelebt, aber nun fieng die ferne Zukunft an, ihnen Freuden zu zeigen. So wie ſie ihre Kinder neben ſich aufwachſen ſahen, und jeder Tag eine neue Fähigkeit in dieſen entwickelte, thaten ſich ihnen lachende Ausſichten für die Zukunft auf, wenn dieſe Kinder nun einmal Männer und ihnen gleich werden würden — in ihren Herzen erwachte ein neues Gefühl die Hoffnung. Welch ein un-

endliches Gebiet aber wird dem Menſchen durch die Hoffnung geöffnet! Vorher hatten ſie jedes Vergnügen nur einmal, nur in der Gegenwart genoſſen — in der Erwartung wurde jede künftige Freude mit zahlenloſer Wiederholung voraus empfunden!

Als die Kinder nun wirklich heranreiften! welche Mannigfaltigkeit kam auf einmal in dieſe erſte Menſchengeſellſchaft! Jeder Begriff, den ſie ihnen mitgetheilt hatten, hatte ſich in jeder Seele anders gebildet, und überraſchte ſie jetzt durch Neuheit. Jetzt wurde der Umlauf der Gedanken lebendig, das moraliſche Gefühl in Uebung geſetzt, und durch Uebung entwickelt, die Sprache wurde ſchon reicher, und mahlte ſchon beſtimmter, und wagte ſich ſchon an feinere Gefühle, neue Erfahrungen in der Natur um ſie her, neue Anwendungen der ſchon bekannten. Jetzt beſchäftigte der Menſch ihre Aufmerkſamkeit ſchon ganz. Jetzt war keine Gefahr mehr vorhanden, daſs ſie zur Nachahmung der Thiere herabſinken würden!

Verschiedenheit der Lebensweise.

Der Fortschritt der Kultur äußerte sich schon bey der ersten Generation. Adam baute den Acker; einen seiner Söhne sehen wir schon einen neuen Nahrungszweig, die Viehzucht, ergreifen. Das Menschengeschlecht scheidet sich also hier schon in zwey verschiedene Konditionen, in Feldbauer und Hirten.

Bey der Natur gieng der erste Mensch in die Schule, und ihr hat er alle nützliche Künste des Lebens abgelernt. Bey einer aufmerksamen Betrachtung konnte ihm die Ordnung nicht lange verborgen bleiben, nach welcher die Pflanzen sich wieder erzeugen. Er sah die Natur selbst säen und begießen, sein Nachahmungstrieb erwachte, und bald spornte ihn die Noth, der Natur seinen Arm zu leihen, und ihrer freywilligen Ergiebigkeit durch Kunst nachzuhelfen.

Man muſs aber nicht glauben, daſs der erſte Anbau gleich Getraitebau geweſen. wozu ſchon ſehr groſse Zurüſtungen nöthig ſind, und es iſt dem Gange der Natur gemäſs, ſtets von den einfachern zu dem zuſammengeſetztern fortzuſchreiten. Wahrſcheinlich war der Reis eines der erſten Gewächſe, die der Menſch bauete; die Natur lud ihn dazu ein, denn der Reis wächſt in Indien wild, und die älteſten Geſchichtſchreiber ſprechen von dem Reisbau als einer der älteſten Arten des Feldbaues. Der Menſch bemerkte, daſs bey einer anhaltenden Dürre die Pflanzen ermatten, nach einem Regen aber ſich ſchnell wieder erholten. Er bemerkte ferner, daſs da, wo ein übertretender Strom einen Schlamm zurück gelaſſen, die Fruchtbarkeit gröſser war. Er benutzte dieſe beyden Entdeckungen, er gab ſeinen Pflanzungen einen künſtlichen Regen, und brachte Schlamm auf ſeinen Acker, wenn kein Fluſs in der Nähe war, der ihm ſolchen geben konnte. Er lernte düngen und begieſsen.

Schwerer ſcheint der Schritt zu ſeyn, den er zum Gebrauch der Thiere machte, aber auch hier fieng er, wie überall, bey dem natürlichen und unſchuldigen zuerſt an, und er begnügte ſich vielleicht viele Menſchenalter lang mit der Milch des Thiers, ehe er Hand an deſſen Leben legte. Ohne Zweifel war es die Muttermilch, die ihn zu dem Verſuche einlud, ſich der Thiermilch zu bedienen. Nicht ſobald aber hatte er dieſe neue Nahrung kennen lernen, als er ſich ihrer auf immer verſicherte. Um dieſe Speiſe jederzeit bereit und im Vorrath zu haben, durfte es nicht den Zufall überlaſſen werden, ob ihm dieſer gerade, wenn er hungerte, ein ſolches Thier entgegen führen wollte. Er verfiel alſo darauf, eine gewiſſe Anzahl ſolcher Thiere immer um ſich zu verſammeln, er verſchaffte ſich eine Heerde; dieſe muſste er aber unter denjenigen Thieren ſuchen, die geſellig leben, und er muſste ſie aus dem Stande wilder Freyheit, in den Stand der Dienſtbarkeit und friedlichen Ruhe verſetzen, d. i. er muſste ſie zähmen. Ehe

er ſich aber an diejenigen wagte, die von wilderer Natur und ihm an natürlichen Waffen und Kräften überlegen waren, verſuchte er es zuerſt mit denjenigen, denen er ſelbſt an Kraft überlegen war, und welche von Natur weniger Wildheit beſaſsen. Er hütete alſo früher Schaafe, als er Schweine, Ochſen und Pferde hütete.

Sobald er ſeinen Thieren ihre Freyheit geraubt hatte, war er in die Nothwendigkeit geſetzt, ſie ſelbſt zu ernähren, und für ſie zu ſorgen. So wurde er alſo zum Hirten, und ſo lange die Geſellſchaft noch klein war, konnte die Natur ſeiner kleinen Heerde Nahrung in Ueberfluſs darbieten. Er hatte keine andre Mühe, als die Weide aufzuſuchen, und ſie, wenn ſie abgeweidet war, mit einer andern zu vertauſchen. Der reichſte Ueberfluſs lohnte ihm für dieſe leichte Beſchäftigung, und der Ertrag ſeiner Arbeit war keinem Wechſel, weder der Jahreszeit noch der Witterung, unterworfen. Ein gleichförmiger Genuſs war das Loos des Hirtenſtandes.

Freyheit und ein fröhlicher Müſsigang ſein Karakter.

Ganz anders verhielt es ſich mit dem Feldbauer. Sklaviſch war dieſer an den Boden, den er gepflanzt hatte, gebunden, und mit der Lebensart, die er ergriff, hatte er jede Freyheit ſeines Aufenthalts aufgegeben. Sorgfältig muſste er ſich nach der zärtlichen Natur des Gewächſes richten, das er zog, und dem Wachsthum deſſelben durch Kunſt und Arbeit zu Hülfe kommen, wenn der andre ſeine Heerde ſelbſt für ſich ſorgen lieſs. Mangel an Werkzeugen machte ihm anfänglich jede Arbeit ſchwerer, und doch war er ihr mit zwey Händen kaum gewachſen. Wie mühſam muſste ſeine Lebensart ſeyn, ehe die Pflugſchaar ſie ihm erleichterte, ehe er den gebändigten Stier zwang, die Arbeit mit ihm zu theilen!

Das Aufreiſsen des Erdreichs, Ausſaat, und Wäſſerung, die Aernte ſelbſt, wie viele Arbeiten erforderte dies alles! und

welche Arbeit erſt nach der Aernte, bis die Frucht ſeines Fleiſses ſo weit gebracht war, von ihm genoſſen zu werden! Wie oft muſste er ſich gegen wilde Thiere, die ſie anfielen, für ſeine Pflanzungen wehren, ſie hüten oder verzäunen, oft vielleicht gar mit Gefahr ſeines Lebens dafür kämpfen! Und wie unſicher war ihm dabey noch immer die Frucht ſeines Fleiſses, in die Gewalt der Witterung und der Jahrszeit gegeben! Ein übertretender Strom, ein fallender Hagel war genug, ſie ihm am Ziel noch zu rauben, und ihn dem härteſten Mangel auszuſetzen. Hart alſo, ungleich und zweifelhaft war das Loos des Ackermanns gegen das gemächliche ruhige Loos des Hirten, und ſeine Seele muſste in einem durch ſo viele Arbeit gehärteten Körper verwildern.

Fiel es ihm nun ein, dieſes harte Schickſal mit dem glücklichen Leben des Hirten zu vergleichen, ſo muſste ihm dieſe Ungleichheit auffallen, er muſste — nach ſeiner ſinnlichen Vorſtellungsart — jenen für

einen vorgezogenen Günſtling des Himmels halten.

Der Neid erwachte in ſeinem Buſen, dieſe unglückliche Leidenſchaft muſste, bey der erſten Ungleichheit unter Menſchen, erwachen. Mit Scheelſucht blickte er jetzt den Segen des Hirten an, der ihm ruhig gegenüber im Schatten weidete, wenn ihn ſelbſt die Sonnenhitze ſtach, und die Arbeit ihm den Schweiſs aus der Stirne preſste. Die ſorgloſe Fröhlichkeit des Hirten that ihm wehe. Er haſste ihn wegen ſeines Glücks und verachtete ihn ſeines Müſsiggangs wegen. So bewahrte er einen ſtillen Unwillen gegen ihn in ſeinem Herzen, der bey dem nächſten Anlaſs in Gewaltthätigkeit ausbrechen muſste. Dieſer Anlaſs aber konnte nicht lange ausbleiben. Die Gerechtſame eines jeden hatte zu dieſer Zeit noch keine beſtimmten Gränzen, und keine Geſetze waren noch vorhanden, die das Mein und Dein auseinander geſetzt hätten. Jeder glaubte, noch einen gleichen Anſpruch auf die ganze Erde zu haben, denn die Vertheilung in Eigenthum ſollte

erſt durch eintretende Colliſionen herbey geführt werden. Geſetzt nun, der Hirte hatte alle Gegenden umher mit ſeiner Heerde abgeweidet, und fühlte doch auch keine Luſt dazu, ſich weit von der Familie in fernen Gegenden zu verlieren — was that er alſo? worauf muſste er natürlicherweiſe verfallen? er trieb ſeine Heerde in die Pflanzungen des Ackermanns, oder lieſs es wenigſtens geſchehen, daſs ſie ſelbſt dieſen Weg nahm. Hier war reicher Vorrath für ſeine Schaafe, und kein Geſetz war noch da, es ihm zu wehren. Alles, wornach er greifen konnte, war ſein — ſo raiſonnirte die kindiſche Menſchheit.

Jetzt alſo zum erſtenmal kam der Menſch in Colliſion mit dem Menſchen; an die Stelle der wilden Thiere, mit denen es der Ackermann bis jetzt zu thun gehabt hatte, trat nun der Menſch. Dieſer erſchien jetzt gegen ihn als ein feindſeliges Raubthier, das ſeine Pflanzungen verwüſten wollte. Kein Wunder, daſs er ihn auf eben die Art empfing, wie er das Raubthier em-

pfangen hatte, dem der Menſch jetzt nachahmte. Der Haſs, den er ſchon lange Jahre in ſeiner Bruſt herumgetragen, wirkte mit, ihn zu erbittern; und ein mörderiſcher Schlag mit der Keule rächte ihn auf einmal an dem langen Glück ſeines beneideten Nachbars.

So traurig endigte die erſte Colliſion der Menſchen.

Aufgehobene Standesgleichheit.

Einige Worte der Urkunde laſſen uns ſchlieſsen, daſs die Polygamie in jenen frühen Zeiten etwas ſeltenes, und alſo damals ſchon Herkommen geweſen ſey, ſich in Ehen einzuſchränken, und mit Einer Gattin zu begnügen. Ordentliche Ehen aber ſcheinen ſchon eine gewiſſe Sittlichkeit und Verfeinerung anzuzeigen, die man in jenen frühen Zeiten kaum erwarten ſollte. Meiſtens gelangen die Menſchen nur durch die Folgen der Unordnung

zu

zu Einführung der Ordnung, und Geſetzloſigkeit führt gewöhnlich erſt zu Geſetzen.

Dieſe Einführung ordentlicher Ehen ſcheint alſo nicht ſowohl auf Geſetzen, als auf dem Herkommen beruht zu haben. Der Menſch konnte nicht anders als in der Ehe leben, und das Beyſpiel des erſten hatte für den zweyten ſchon einige Kraft des Geſetzes. Mit einem einzigen Paar hatte das Menſchengeſchlecht angefangen. Die Natur hatte alſo ihren Willen in dieſem Beyſpiel gleichſam verkündigt.

Nimmt man alſo an, daſs in den allererſten Zeiten das Verhältniſs der Anzahl zwiſchen beyden Geſchlechtern gleich geweſen ſey, ſo ordnete ſchon die Natur, was der Menſch nicht geordnet hätte. Jeder nahm nur eine Gattin, weil nur eine für ihn übrig war.

Wenn ſich nun endlich in der Anzahl beyder Geſchlechter auch ein merkliches Miſsverhältniſs zeigte, und Wahlen ſtatt

fänden, ſo war dieſe Ordnung durch Obſervanz einmal befeſtigt, und niemand wagte es ſo leicht, die Weiſe der Väter durch eine Neuerung zu verletzen.

Eben ſo, wie die Ordnung der Ehen, richtete ſich auch ein gewiſſes natürliches Regiment in der Geſellſchaft von ſelbſt ein. Das väterliche Anſehen hatte die Natur gegründet, weil ſie das hülfloſe Kind von dem Vater abhängig machte, und es vom zarten Alter an gewöhnte, ſeinen Willen zu ehren. Dieſe Empfindung muſste der Sohn ſein ganzes Leben hindurch beybehalten. Wurde er nun auch ſelbſt Vater, ſo konnte ſein Sohn denjenigen nicht ohne Ehrfurcht anſehen, dem er von ſeinem Vater ſo ehrerbietig begegnet ſah, und ſtillſchweigend muſste er dem Vater ſeines Vaters ein höheres Anſehn zugeſtehen. Dieſes Anſehn des Stammherrn muſste ſich in gleichem Grade mit jeder Vermehrung der Familie, und mit jeder höhern Stuffe ſeines Alters vermehren, und die gröſsere Erfahrenheit, die Frucht eines ſo langen

Lebens, mufste ihm ohnehin über jeden, der jünger war, eine natürliche Ueberlegenheit geben. In jeder ſtrittigen Sache war der Stammherr alſo die letzte Inſtanz, und durch die lange Beobachtung dieſes Gebrauches gründete ſich endlich eine natürliche ſanfte Obergewalt, die Patriarchen-Regierung, welche aber die allgemeine Gleichheit darum nicht aufhob, ſondern vielmehr befeſtigte.

Aber dieſe Gleichheit konnte nicht immer Beſtand haben. Einige waren weniger arbeitſam, einige weniger von dem Glück und ihrem Erdreich begünſtigt, einige ſchwächlicher geboren als die andern, es gab alſo Starke und Schwache, Herzhafte und Verzagte, Wohlhabende und Arme. Der Schwache und Arme mufste bitten, der Wohlhabende konnte geben und verſagen. Die Abhängigkeit der Menſchen von Menſchen fieng an.

Die Natur der Dinge hatte es einführen müſſen, daſs das hohe Alter von der Arbeit

befreyte, und der Jüngling für den Greis, der Sohn für den grauen Vater die Geschäfte übernahm. Bald wurde diese Pflicht der Natur von der Kunst nachgeahmt. Manchem mufste der Wunsch aufsteigen, die bequeme Ruhe des Greisen mit den Genüssen des Jünglings zu verbinden, und sich künftig jemand zu verschaffen, der für ihn die Dienste eines Sohnes übernähme. Sein Auge fiel auf den Armen oder Schwächern, der seinen Schutz aufforderte, oder seinen Ueberflufs in Anspruch nahm. Der Arme und Schwache bedurfte seines Beystandes, er hingegen brauchte den Fleifs des Armen. Das eine also wurde die Bedingung des andern. Der Arme und Schwache diente und empfieng, der Starke und Reiche gab und gieng müfsig.

Der erste Unterschied der Stände. Der Reiche wurde reicher durch des Armen Fleifs; seinen Reichthum zu vermehren, vermehrte er also die Zahl seiner Knechte, viele also sah er um sich, die minder glück-

lich als er waren, viele hiengen von ihm ab. Der Reiche fühlte ſich und wurde ſtolz. Er fieng an, die Werkzeuge ſeines Glückes mit Werkzeugen ſeines Willens zu verwechſeln. Die Arbeit vieler kam ihm, dem Einzigen, zu gute; alſo ſchloſs er, dieſe vielen ſeyen des Einzigen wegen da — Er hatte nur einen kleinen Schritt zum Despoten.

Der Sohn des Reichen fieng an, ſich beſſer zu dünken, als die Söhne von ſeines Vaters Knechten. Der Himmel hatte ihn mehr begünſtigt als dieſe; er war dem Himmel alſo lieber. Er nannte ſich Sohn des Himmels, wie wir Günſtlinge des Glücks, Söhne des Glücks nennen. Gegen ihn, den Sohn des Himmels, war der Knecht nur ein Menſchenſohn. Daher in der Geneſis der Unterſchied zwiſchen Kindern Elohims und Kindern der Menſchen.

Das Glück führte den Reichen zum Müſsiggang, der Müſsiggang führte ihn zur Lüſternheit und endlich zum Laſter.

Sein Leben auszufüllen, mufste er die Zahl ſeiner Genüſſe vermehren, ſchon reichte das gewöhnliche Maafs der Natur nicht mehr hin, den Schwelger zu befriedigen, der in ſeiner trägen Ruhe auf Ergötzungen ſann.

Er mufste alles beſſer und alles in reicherm Maafse haben, als der Knecht. Der Knecht begnügte ſich noch mit einer Gattin. Er erlaubte ſich mehrere Weiber. Immerwährender Genufs ſtumpft aber ab, und ermüdet. Er mufste darauf denken, ihn durch künſtliche Reize zu erheben. Ein neuer Schritt. Er nahm nicht mehr vorlieb mit dem, was den ſinnlichen Trieb nur befriedigte: er wollte in einen Genufs mehrere und feinere Freuden gelegt haben. Erlaubte Vergnügungen ſättigten ihn nicht mehr; ſeine Begierde verfiel nun auf heimliche. Das Weib allein reizte ihn nicht mehr. Er verlangte jetzt ſchon Schönheit von ihr.

Unter den Töchtern ſeiner Knechte entdeckte er ſchöne Weiber. Sein Glück hatte

ihn ſtolz gemacht; Stolz und Sicherheit machten ihn trotzig. Er überredete ſich leicht, daſs alles ſein ſey, was ſeinen Knechten gehöre. Weil ihm alles hingieng, ſo erlaubte er ſich alles. Die Tochter ſeines Knechts war ihm zur Gattin zu niedrig; aber zur Befriedigung ſeiner Lüſte war ſie doch zu gebrauchen. Ein neuer wichtiger Schritt der Verfeinerung zur Verſchlimmerung.

Sobald aber nun das Beyſpiel einmal gegeben war, ſo muſste die Sittenverderbniſs bald allgemein werden. Je weniger Zwangsgeſetze ſie nämlich vorfand, die ihr hätten Einhalt thun können, je näher die Geſellſchaft, in welcher dieſe Sittenloſigkeit aufkam, noch dem Stande der Unſchuld war, deſto reiſſender muſste ſie ſich verbreiten.

Das Recht des Stärkern kam auf, Macht berechtigte zur Unterdrückung, und zum erſtenmal zeigen ſich Tyrannen.

Die Urkunde giebt ſie als Söhne der Freude an, als die unächten Kinder, die in geſetzwidri erVermiſchung erzeugt wurden Kann man dieſes für buchſtäblich wahr halten, ſo liegt eine groſse Feinheit in dieſem Zug, die man meines Wiſſens noch nicht auseinander geſetzt hat. Dieſe Baſtard Söhne erbten den Stolz des Vaters, aber nicht ſeine Güter. Vielleicht liebte ſie der Vater, und zog ſie bey ſeinen Lebzeiten vor, aber von ſeinen rechtmäſsigen Erben wurden ſie ausgeſchloſſen und vertrieben, ſo bald er todt war. Hinausgeſtoſsen aus einer Familie, der ſie durch einen unrechten Weg aufgedrungen worden, ſahen ſie ſich verlaſſen und einſam in der weiten Welt, ſie gehörten niemanden an, und nichts gehörte ihnen; damals aber war keine andre Lebensweiſe in der Welt, als man muſste entweder Herr, oder eines Herrn Knecht ſeyn.

Ohne das erſte zu ſeyn, dünkten ſie ſich zu dem letztern zu ſtolz; auch waren ſie zu bequem erzogen, um dienen zu ler-

nen. Was ſollten ſie alſo thun? Der Dünkel auf ihre Geburt und feſte Glieder war alles, was ihnen geblieben war; nur die Erinnerung an ehemaligen Wohlſtand, und ein Herz, das auf die Geſellſchaft erbittert war, begleitete ſie ins Elend. Der Hunger machte ſie zu Räubern, und Räuberglück zu Abentheurern, endlich gar zu Helden.

Bald wurden ſie dem friedlichen Feldbauer, dem wehrloſen Hirten furchterlich, und erpreſsten von ihm, was ſie wollten. Ihr Glück und ihre Siegesthaten machten ſie weit umher berüchtigt, und der bequeme Ueberfluſs dieſer neuen Lebensweiſe mochte wohl mehrere zu ihrer Bande ſchlagen. So wurden ſie gewaltig, wie die Schrift ſagt, und berühmte Leute.

Dieſe überhandnehmende Unordnung in der erſten Geſellſchaft würde ſich endlich wahrſcheinlich mit Ordnung geendigt, und die einmal aufgehobene Gleichheit unter den Menſchen von dem patriarchali-

schen Regiment zu Monarchien geführt haben — Einer dieser Abentheurer, mächtiger und kühner als die andern, würde sich zu ihrem Herrn aufgeworfen, eine feste Stadt gebaut, und den ersten Staat gegründet haben — aber diese Erscheinung kam dem Wesen, das das Schicksal der Welt lenkt, noch zu frühe, und eine fürchterliche Naturbegebenheit hemmte plötzlich alle Schritte, welche das Menschengeschlecht zu seiner Verfeinerung zu thun im Begriff war.

Der erste König.

Asien, durch die Ueberschwemmung von seinen menschlichen Bewohnern verlassen, mußte bald wilden Thieren zum Raub werden, die sich auf einem so fruchtbaren Erdreich, als auf die Ueberschwemmung folgte, schnell und in grosser Anzahl vermehrten, und ihre Herrschaft da ausbreiteten, wo der Mensch zu schwach war, ihr Einhalt zu thun. Jeder Strich Landes also, den das neue Menschenge-

schlecht bebauete, mußte den wilden Thieren erst abgerungen, und mit List und Gewalt ferner gegen sie vertheidigt werden. Unser Europa ist jetzt von diesen wilden Bewohnern gereinigt, und kaum können wir uns einen Begriff von dem Elend machen, das jene Zeiten gedrückt hat; aber wie fürchterlich diese Plage gewesen seyn müsse, lassen uns, ausser mehreren Stellen der Schrift die Gewohnheiten der ältesten Völker und besonders der Griechen schliessen, die den Bezwingern wilder Thiere Unsterblichkeit und die Götterwürde zuerkannt haben.

So wurde der Thebaner Oedipus König, weil er die verheerende Sphinx ausgerottet, so erwarben sich Perseus, Herkules, Theseus und viele andre ihren Nachruhm und ihre Apotheose. Wer also an Vertilgung dieser allgemeinen Feinde arbeitete, war der gröfste Wohlthäter der Menschen, und um glücklich darin zu seyn, mußte er auch wirklich seltene Gaben in sich vereinigen. Die Jagd gegen diese Thiere war,

ehe der Krieg unter Menſchen ſelbſt zu wüthen begann, das eigentliche Werk der Helden. Wahrſcheinlich wurde dieſe Jagd in groſsen Haufen angeſtellt, die immer der tapferſte anführte, derjenige nämlich, dem ſein Muth und ſein Verſtand eine natürliche Ueberlegenheit über die andern verſchafften. Dieſer gab dann zu den wichtigſten dieſer Kriegsthaten ſeinen Namen, und dieſer Name lud viele hunderte ein, ſich zu ſeinem Gefolge zu ſchlagen, um unter ihm Thaten der Tapferkeit zu thun. Weil dieſe Jagden nach gewiſſen planmäſsigen Diſpoſitionen vorgenommen werden muſsten, die der Anführer entwarf und dirigirte, ſo ſetzte er ſich dadurch ſtillſchweigend in den Beſitz, den übrigen ihre Rollen zuzutheilen, und ſeinen Willen zu dem ihrigen zu machen. Man wurde unvermerkt gewohnt, ihm Folge zu leiſten, und ſich ſeinen beſſern Einſichten zu unterwerfen. Hatte er ſich durch Thaten perſönlicher Tapferkeit, durch Kühnheit der Seele und Stärke des Arms hervorgethan, ſo wirkten Furcht und Be-

wunderung zu ſeinem Vortheil, daſs man ſich zuletzt blindlings ſeiner Führung unterwarf. Entſtanden nun Zwiſtigkeiten unter ſeinen Jagdgenoſſen, die unter einem ſo zahlreichen rohen Jägerſchwarm nicht lange ausbleiben konnten, ſo war Er, den alle fürchteten und ehrten, der natürlichſte Richter des Streits, und die Ehrfurcht und Furcht vor ſeiner perſönlichen Tapferkeit war genug, ſeinen Ausſprüchen Kraft zu geben. So wurde aus einem Anführer der Jagden ſchon ein Befehlshaber und Richter.

Wurde der Raub nun getheilt, ſo muſste billigerweiſe die gröſsre Portion ihm, dem Anführer, zufallen, und da er ſolche für ſich ſelbſt nicht verbrauchte, ſo hatte er etwas, womit er ſich andre verbinden, und ſich alſo Anhänger und Freunde erwerben konnte. Bald ſammelte ſich eine Anzahl der Tapferſten, die er immer durch neue Wohlthaten zu vermehren ſuchte, um ſeine Perſon, und unvermerkt hatte er ſich eine Art von Leibwache, eine Schaar von Mameluken daraus gebildet, die

ſeine Anmaſsungen mit wildem Eifer unterſtützte, und jeden, der ſich ihm widerſetzen mochte, durch ihre Anzahl in Schrecken ſetzte.

Da ſeine Jagden allen Gutsbeſitzern und Hirten, deren Gränzen er dadurch von verwüſtenden Feinden reinigte, nützlich wurden, ſo mochte ihm anfänglich ein freywilliges Geſchenk in Früchten des Feldes und der Heerde für dieſe nützliche Mühe gereicht worden ſeyn, das er ſich in der Folge als einen verdienten Tribut fortſetzen liefs, und endlich als eine Schuld und als eine pflichtmäſsige Abgabe erpreſste. Auch dieſe Erwerbungen vertheilte er unter die Tüchtigſten ſeines Haufens, und vergröſserte dadurch immermehr die Zahl ſeiner Kreaturen. Weil ihn ſeine Jagden öfters durch Flur und Felder führten, die bey dieſen Durchzügen Schaden litten, ſo fanden es viele Gutsbeſitzer für gut, dieſe Laſt durch ein freywilliges Geſchenk abzukaufen, welches er gleichfalls nachher von allen andern, denen er hätte ſchaden kön-

nen, einforderte. Durch ſolche und ähnliche Mittel vermehrte er ſeinen Reichthum, und durch dieſen — ſeinen Anhang, der endlich zu einer kleinen Armee anwuchs, die um ſo fürchterlicher war, weil ſie ſich im Kampf mit dem Löwen und Tiger, zu jeder Gefahr und Arbeit abgehärtet hatte, und durch ihr rauhes Handwerk verwildert war. Der Schrecken gieng jetzt vor ſeinem Namen her, und niemand durfte es mehr wagen, ihm eine Bitte zu verweigern. Fielen zwiſchen einem aus ſeiner Begleitung und einem Fremden Streitigkeiten vor, ſo appellirte der Jäger natürlicherweiſe an ſeinen Anführer und Beſchützer, und ſo lernte dieſer ſeine Gerichtsbarkeit auch über Dinge, die ſeine Jagd nichts angiengen, verbreiten. Nun fehlte ihm zum Könige nichts mehr, als eine feyerliche Anerkennung, und konnte man ihm dieſe wohl an der Spitze ſeiner gewaffneten und gebieteriſchen Schaaren verſagen? Er war der tüchtigſte zu herrſchen, weil er der mächtigſte war, ſeine Befehle durchzuſetzen. Er war der allge-

meine Wohlthäter aller, weil man ihm Ruhe und Sicherheit vor dem gemeinſchaftlichen Feind verdankte. Er war ſchon im Beſitz der Gewalt, weil ihm die Mächtigſten zu Gebote ſtanden.

Auf eine ähnliche Art wurden die Vorfahren des Alarich, des Attila, des Meroveus, Könige ihrer Völker. Eben ſo iſts mit den Griechiſchen Königen, die uns Homer in der Ilias aufführt. Alle waren zuerſt Anführer eines kriegeriſchen Haufens, Ueberwinder von Ungeheuern, Wohlthäter ihrer Nation. Aus kriegeriſchen Anführern wurden ſie allmählig Schiedsmänner und Richter; mit dem gemachten Raube erkauften ſie ſich einen Anhang, der ſie mächtig und fürchterlich machte. Durch Gewalt endlich ſtiegen ſie auf den Thron.

Man führt das Beyſpiel des Dejoces in Medien an, dem das Volk die königliche Würde freywillig übertrug, nachdem er ſich denſelben als Richter nützlich gemacht hatte. Aber man thut Unrecht, dieſes Beyſpiel auf die Entſtehung des Erſten Königs anzuwenden. Als die Meder

den

den Dejoces zu ihrem Könige machten, ſo waren ſie ſchon ein Volk, ſchon eine formirte politiſche Geſellſchaft; in dem vorliegenden Falle hingegen ſollte durch den Erſten König die erſte politiſche Geſellſchaft entſtehen. Die Meder hatten das druckende Joch der Aſſyriſchen Monarchen getragen, der König, von dem jetzt die Rede iſt, war der erſte in der Welt, und das Volk, das ſich ihm unterwarf, eine Geſellſchaft freygebohrner Menſchen, die noch keine Gewalt über ſich geſehn hatten. Eine ſchon ehemals geduldete Gewalt läſst ſich ſehr gut auf dieſem ruhigen Weg wieder herſtellen, aber auf dieſem ruhigen Weg läſst ſich eine ganz neue und unbekannte nicht einſetzen.

Es ſcheint alſo dem Gang der Dinge gemäſser, daſs der Erſte König ein Uſurpator war, den nicht ein freywilliger einſtimmiger Ruf der Nation (denn damals war noch keine Nation) ſondern Gewalt und Glück, und eine ſchlagfertige Miliz auf den Thron ſetzten.

VIII.

Ueber

Völkerwanderung, Kreuzzüge

und

Mittelalter.

Das neue Syſtem geſellſchaftlicher Verfaſſung, welches im Norden von Europa und Aſien erzeugt, mit dem neuen Völkergeſchlechte auf den Trümmern des abendländiſchen Kaiſerthums eingeführt wurde, hatte nun beynahe ſieben Jahrhunderte lang Zeit gehabt, ſich auf dieſem neuen und gröſsern Schauplatz und in neuen Verbindungen zu verſuchen, ſich in allen ſeinen Arten und Abarten zu entwickeln, und alle ſeine verſchiedenen Geſtalten und Abwechslungen zu durchlaufen. Die Nachkommen der Vandalen, Sueven, Alanen, Gothen, Heruler, Longobarden, Franken, Burgundier u. a. m. waren endlich eingewohnt auf dem Boden, den ihre Vorfahren mit dem Schwert in der Hand be-

treten hatten, als der Geiſt der Wanderung und des Raubes, der ſie in dieſes neue Vaterland geführt, beym Ablauf des eilften Jahrhunderts in einer andern Geſtalt und durch andre Anläſſe wieder bey ihnen aufgewekt wurde. Europa gab jetzt dem ſüdweſtlichen Aſien die Völkerſchwärme und Verheerungen heim, die es ſiebenhundert Jahre vorher von dem Norden dieſes Welttheils empfangen und erlitten hatte, aber mit ſehr ungleichem Glücke, denn ſo viel Ströme Bluts es den Barbaren gekoſtet hatte, ewige Königreiche in Europa zu gründen, ſo viel koſtete es jetzt ihren chriſtlichen Nachkommen, einige Städte und Burgen in Sytien zu erobern, die ſie zwey Jahrhunderte darauf auf immer verlieren ſollten.

Die Thorheit und Raſerey, welche den Entwurf der Kreuzzüge erzeugten, und die Gewaltthätigkeiten, welche die Ausführung deſſelben begleitet haben, können ein Auge, das die Gegenwart begrenzt, nicht wohl einladen, ſich dabey zu verweilen. Betrachten wir aber dieſe Bege-

benheit im Zuſammenhang mit den Jahrhunderten, die ihr vorher giengen, und mit denen, die darauf folgten, ſo erſcheint ſie uns in ihrer Entſtehung zu natürlich, um unſere Verwunderung zu erregen, und zu wohlthätig in ihren Folgen, um unſer Miſsfallen nicht in ein ganz andres Gefühl aufzulöſen. Sieht man auf ihre Urſachen, ſo iſt dieſe Expedition der Chriſten nach dem heiligen Lande ein ſo ungekünſteltes, ja ein ſo nothwendiges Erzeugniſs ihres Jahrhunderts, daſs ein ganz Ununterrichteter, dem man die hiſtoriſchen Prämiſſen dieſer Begebenheit ausführlich vor Augen gelegt hätte, von ſelbſt darauf verfallen müſste. Sieht man auf ihre Wirkungen, ſo erkennet man in ihr den erſten merklichen Schritt, wodurch der Aberglaube ſelbſt die Uebel anfieng zu verbeſſern, die er dem menſchlichen Geſchlecht Jahrhunderte lang zugefügt hatte; und es iſt vielleicht kein hiſtoriſches Problem, das die Zeit reiner aufgelöſt hätte, als dieſes, keines, worüber ſich der Genius, der den Faden der Weltgeſchichte ſpinnt, befriedigender

gegen die Vernunft des Menſchen gerechtfertigt hätte.

Aus der unnatürlichen und entnervenden Ruhe, in welche das alte Rom alle Völker, denen es ſich zur Herrſcherin aufdrang, verſenkte, aus der weichlichen Sklaverey, worin es die thätigſten Kräfte einer zahlreichen Menſchenwelt erſtickte, ſehen wir das menſchliche Geſchlecht durch die geſetzloſe ſtürmiſche Freyheit des Mittelalters wandern, um endlich in der glücklichen Mitte zwiſchen beyden Aeuſserſten auszuruhen, und Freyheit mit Ordnung, Ruhe mit Thätigkeit, Mannigfaltigkeit mit Uebereinſtimmung wohlthätig zu verbinden.

Die Frage kann wohl ſchwerlich ſeyn, ob der Glücksſtand, deſſen wir uns erfreuen, deſſen Annäherung wir wenigſtens mit Sicherheit erkennen, gegen den blühendſten Zuſtand, worin ſich das Menſchengeſchlecht ſonſt jemals befunden, für einen Gewinn zu achten ſey, und ob wir uns

gegen die ſchönſten Zeiten Roms und Griechenlands auch wirklich verbeſſert haben, Griechenland und Rom konnten höchſtens vortreffliche Römer, vortreffliche Griechen erzeugen — die Nation auch in ihrer ſchönſten Epoche, erhob ſich nie zu vortrefflichen Menſchen. Eine barbariſche Wüſte war dem Athenienſer die übrige Welt auſser Griechenland, und man weiſs, daſs er dieſes bey ſeiner Glückſeligkeit ſehr mit in Anſchlag brachte. Die Römer waren durch ihren eigenen Arm beſtraft, da ſie auf dem ganzen groſsen Schauplatz ihrer Herrſchaft nichts mehr übrig gelaſſen hatten, als römiſche Bürger und römiſche Sklaven. Keiner von unſern Staaten hat ein römiſches Bürgerrecht auszutheilen, dafür aber beſitzen wir ein Gut, das, wenn er Römer bleiben wollte, kein Römer kennen durfte — und wir beſitzen es von einer Hand, die keinem raubte, was ſie Einem gab, und was ſie Einmal gab, nie zurücknimmt, wir haben Menſchenfreyheit; ein Gut, das — wie ſehr verſchieden von

dem Bürgerrecht des Römers! — an Werthe zunimmt, je gröfser die Anzahl derer wird, die es mit uns theilen, das von keiner wandelbaren Form der Verfaſſung, von keiner Staatserſchütterung abhängig, auf dem feſten Grunde der Vernunft und Billigkeit ruhet.

Der Gewinn iſt alſo offenbar und die Frage iſt blofs dieſe: War kein näherer Weg zu dieſem Ziele? Konnte ſich dieſe heilſame Veränderung nicht weniger gewaltſam aus dem römiſchen Staat entwickeln, und mufste das Menſchengeſchlecht nothwendig die traurige Zeitſtrecke vom vierten bis zum ſechszehnten Jahrhundert durchlaufen?

Die Vernunft kann in einer anarchiſchen Welt nicht aushalten. Stets nach Uebereinſtimmung ſtrebend, läuft ſie lieber Gefahr, die Ordnung unglücklich zu vertheidigen, als mit Gleichgültigkeit zu entbehren.

War die Völkerwanderung und das Mittelalter, das darauf folgte, eine nothwendige Bedingung unserer bessern Zeiten?

Asien kann uns einige Aufschlüsse darüber geben. Warum blühten hinter dem Heerzuge Alexanders keine griechische Freystaaten auf? Warum sehen wir Sina, zu einer traurigen Dauer verdammt, in ewiger Kindheit altern? Weil Alexander mit Menschlichkeit erobert hatte, weil die kleine Schaar seiner Griechen unter den Millionen des grosen Königs verschwand, weil sich die Horden der Mantschu in dem ungeheuern Sina unmerkbar verloren. Nur die Menschen hatten sie unterjocht, die Gesetze und die Sitten, die Religion und der Staat waren Sieger geblieben. Für despotisch beherrschte Staaten ist keine Rettung als in dem Untergang. Schonende Eroberer führen ihnen nur Pflanzvölker zu, nähren den siechen Körper, und können nichts, als seine Krankheit verewigen. Sollte das verpestete Land nicht den gesun-

den Sieger vergiften, ſollte ſich der Deutſche in Gallien nicht zum Römer verſchlimmern, wie der Grieche zu Babylon in einen Perſer ausartete, ſo muſste die Form zerbrochen werden, die ſeinem Nachahmungsgeiſt gefährlich werden konnte, und er muſste auf dem neuen Schauplatz, den er jetzt betrat, in jedem Betracht der ſtärkere Theil bleiben.

Die ſcythiſche Wüſte öffnet ſich, und gieſst ein rauhes Geſchlecht über den Occident aus. Mit Blut iſt ſeine Bahn bezeichnet, Städte ſinken hinter ihm in Aſche, mit gleicher Wuth zertritt es die Werke der Menſchenhand und die Früchte des Ackers, Peſt und Hunger holen nach, was Schwert und Feuer vergaſsen; aber Leben geht nur unter, damit beſſeres Leben an ſeiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es aufhäufte, die Städte nicht, die es in die Aſche legte. Schöner werden ſie hervorgehen unter den Händen der Freyheit, und ein beſſerer Stamm von Menſchen wird ſie bewohnen. Alle Künſte

der Schönheit und der Pracht, der Ueppigkeit und Verfeinerung gehen unter, koſtbare Denkmähler, für die Ewigkeit gegründet, ſinken in den Staub, und eine tolle Willkühr darf in dem feinen Räderwerk einer geiſtreichen Ordnung wühlen; aber auch in dieſem wilden Tumult iſt die Hand der Ordnung geſchäftig, und was den kommenden Geſchlechtern von den Schäzzen der Vorzeit beſchieden iſt, wird unbemerkt vor dem zerſtörenden Grimm des jetzigen geflüchtet. Eine wüſte Finſterniſs breitet ſich jetzt über dieſer weiten Brandſtätte aus, und der elende ermattete Ueberreſt ihrer Bewohner hat für einen neuen Sieger gleich wenig Widerſtand und Verführung.

Raum iſt jetzt gemacht auf der Bühne — und ein neues Völkergeſchlecht beſetzt ihn, ſchon ſeit Jahrhunderten ſtill, und ihm ſelbſt unbewuſst, in den nordiſchen Wäldern zu einer erfriſchenden Kolonie des erſchöpften Weſten erzogen. Roh und wild ſind ſeine Geſetze, ſeine Sitten; aber

ſie ehren in ihrer rohen Weiſe die menſchliche Natur, die der Alleinherrſcher in ſeinen verfeinerten Sklaven nicht ehret. Unverrückt, als wäre er noch auf ſalifcher Erde, und unverſucht von den Gaben, die der unterjochte Römer ihm anbietet, bleibt der Franke den Geſetzen getreu, die ihn zum Sieger machten; zu ſtolz und zu weiſe, aus den Händen der Unglücklichen Werkzeuge des Glücks anzunehmen. Auf dem Aſchenhaufen römiſcher Pracht breitet er ſeine nomadiſchen Gezelte aus, bäumt den eiſernen Speer, ſein höchſtes Gut, auf dem eroberten Boden, pflanzt ihn vor den Richterſtühlen auf, und ſelbſt das Chriſtenthum, will es anders den Wilden feſſeln, muſs das ſchreckliche Schwert umgürten.

Und nun entfernen ſich alle fremden Hände von dem Sohne der Natur. Zerbrochen werden die Brücken zwiſchen Byzanz und Maſſilien, zwiſchen Alexandria und Rom, der ſchüchterne Kaufmann eilt heim, und das Ländergattende Schiff liegt

entmaſtet am Strande. Eine Wüſte von Gewäſſern und Bergen, Eine Nacht wilder Sitten wälzt ſich vor den Eingang Europens hin, der ganze Welttheil wird geſchloſſen.

Ein langwieriger, ſchwerer und merkwürdiger Kampf beginnt jetzt, der rohe germaniſche Geiſt ringt mit den Reizungen eines neuen Himmels, mit neuen Leidenſchaften, mit des Beyſpiels ſtiller Gewalt, mit dem Nachlaſs des umgeſtürzten Roms, der in dem neuen Vaterland noch in tauſend Netzen ihm nachſtellt, und wehe dem Nachfolger eines Klodion, der auf der Herrſcherbühne des Trajanus ſich Trajanus dünkt! Tauſend Klingen ſind gezückt, ihm die ſcythiſche Wildniſs ins Gedächtniſs zu zufen. Hart ſtöſst die Herrſchſucht mit der Freyheit zuſammen, der Trotz mit der Feſtigkeit, die Liſt ſtrebt die Kühnheit zu umſtricken, das ſchreckliche Recht der Stärke kommt zurück, und Jahrhunderte lang ſieht man den rauchenden Stahl nicht erkalten. Eine traurige Nacht, die alle Köpfe verfinſtert, hängt

über Europa herab, und nur wenige Lichtfunken ſtiegen auf, das nachgelaſsne Dunkel deſto ſchrecklicher zu zeigen. Die ewige Ordnung ſcheint von dem Steuer der Welt geflohen, oder, indem ſie ein entlegenes Ziel verfolgt, das gegenwärtige Geſchlecht aufgegeben zu haben. Aber, eine gleiche Mutter allen ihren Kindern, rettet ſie einſtweilen die erliegende Ohnmacht an den Fuſs der Altäre, und gegen eine Noth, die ſie ihm nicht erlaſſen kann, ſtärkt ſie das Herz mit dem Glauben der Ergebung. Die Sitten vertraut ſie dem Schutz eines verwilderten Chriſtenthums, und vergönnt dem mittlern Geſchlechte ſich an dieſe wankende Krücke zu lehnen, die ſie dem ſtärkern Enkel zerbrechen wird. Aber in dieſem langen Kriege erwarmen zugleich die Staaten und ihre Bürger, kräftig wehrt ſich der deutſche Geiſt gegen den Herzumſtrickenden Despotismus, der den zu früh ermattenden Römer erdrückte, der Quell der Freyheit ſpringt in lebendigem Strom, und unüberwunden, und wohlbehalten langt das ſpätere Ge-

ſchlecht bey dem ſchönen Jahrhundert an, wo ſich endlich, herbeygeführt durch die vereinigte Arbeit des Glücks und der Menſchen, das Licht des Gedankens mit der Kraft des Entſchluſſes, die Einſicht mit dem Heldenmuth gatten ſoll. Da Rom noch Scipionen und Fabier zeugte, fehlten ihm die Weiſen, die ihrer Tugend das Ziel gezeigt hätten; als ſeine Weiſen blühten, hatte der Despotismus ſein Opfer gewürgt, und die Wohlthat ihrer Erſcheinung war an dem entnervten Jahrhundert verloren. Auch die griechiſche Tugend erreichte die hellen Zeiten des Perikles und Alexanders nicht mehr, und als Harun ſeine Araber denken lehrte, war die Glut ihres Buſens erkaltet. Ein beſſerer Genius war es, der über das neue Europa wachte. Die lange Waffenübung des Mittelalters hatte dem ſechszehnten Jahrhundert ein geſundes, ſtarkes Geſchlecht zugeführt, und der Vernunft, die jetzt ihr Panier entfaltet, kraftvolle Streiter erzogen.

Auf welchem andern Strich der Erde hat der Kopf die Herzen in Glut geſetzt,

und die Wahrheit*) den Arm der Tapfern bewaffnet? Wo sonst, als hier, erlebte man die Wundererscheinung, dafs Vernunftschlüsse des ruhigen Forschers das Feldgeschrey wurden in mördrischen Schlachten, dafs die Stimme der Selbstliebe gegen den stärkeren Zwang der Ueberzeugung schwieg, dafs der Mensch endlich das theuerste an das edelste setzte? Die erhabenste Anstrengung griechischer und römischer Tugend hat sich nie über bürgerliche Pflichten geschwungen, nie oder nur in einem einzigen Weisen, dessen Name schon der gröfste Vorwurf seines Zeitalters ist: das höchste Opfer, das die Nation in ihrer Heldenzeit brachte, wurde

*) Oder was man dafür hielt. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, dafs es hier nicht auf den Werth der Materie ankommt, die gewonnen wurde, sondern auf die unternommene Mühe der Arbeit; auf den Fleifs und nicht auf das Erzeugnifs. Was es auch seyn mochte, wofür man kämpfte — es war immer ein Kampf für die Vernunft, denn durch die Vernunft allein hatte man das Recht dazu erfahren, und für dieses Recht wurde eigentlich ja nur gestritten.

dem Vaterland gebracht. Beym Ablauf des Mittelalters allein erblickt man in Europa einen Enthuſiasmus, der einem höhern Vernunftidol auch das Vaterland opfert. Und warum nur hier, und hier auch nur einmal dieſe Erſcheinung? Weil in Europa allein, und hier nur am Ausgang des Mittelalters die Energie des Willens mit dem Licht des Verſtandes zuſammen traf, hier allein ein noch männliches Geſchlecht in die Arme der Weisheit geliefert wurde.

Durch das ganze Gebiet der Geſchichte ſehen wir die Entwicklung der Staaten mit der Entwicklung der Köpfe einen ſehr ungleichen Schritt beobachten. Staaten ſind jährige Pflanzen, die in einem kurzen Sommer verblühn, und von der Fülle des Saftes raſch in die Fäulniſs hinübereilen; Aufklärung iſt eine langſame Pflanze, die zu ihrer Zeitigung einen glücklichen Himmel, viele Pflege und eine lange Reihe von Frühlingen braucht. Und woher dieſer Unterſchied? Weil die Staaten

ten der Leidenſchaft anvertraut ſind, die in jeder Menſchenbruſt ihren Zunder findet, die Aufklärung aber dem Verſtande; der nur durch fremde Nachhülfe ſich entwickelt, und dem Glück der Entdeckungen, welche Zeit und Zufälle nur langſam zuſammentragen. Wie oft wird die eine Pflanze blühen und welken, ehe die andre einmal heran reift? Wie ſchwer iſt es alſo, daſs die Staaten die Erleuchtung abwarten, daſs die ſpäte Vernunft die frühe Freyheit noch findet? Einmal nur in der ganzen Weltgeſchichte hat ſich die Vorſehung dieſes Problem aufgegeben, und wir haben geſehen, wie ſie es löste. Durch den langen Krieg der mittlern Jahrhunderte hielt ſie das politiſche Leben in Europa friſch, bis der Stoff endlich zuſammengetragen war, das moraliſche zur Entwicklung zu bringen *).

*) Freyheit und Kultur, ſo unzertrennlich beyde in ihrer höchſten Fülle mit einander vereinigt ſind, und nur durch dieſe Vereinigung zu ihrer höchſten Fülle gelangen, ſo ſchwer ſind ſie in ihrem Werden zu verbinden. Ruhe iſt die Bedingung der Kultur, aber nichts iſt der Frey-

Nur Europa hat Staaten, die zugleich erleuchtet, gesittet und ununterworfen sind; sonst überall wohnt die Wildheit bey der Freyheit und die Knechtschaft

heit gefährlicher als Ruhe. Alle verfeinerte Nationen des Alterthums haben die Blüthe ihrer Kultur mit ihrer Freyheit erkauft, weil sie ihre Ruhe von der Unterdrückung erhielten. Und eben darum gereichte ihre Kultur ihnen zum Verderben, weil sie aus dem Verderblichen entstanden war. Sollte dem neuen Menschengeschlecht dieses Opfer erspart werden, d. i. sollten Freyheit und Kultur bey ihm sich vereinigen, so mußte es seine Ruhe auf einem ganz andern Weg als dem Despotismus empfangen. Kein andrer Weg war aber möglich, als die Gesetze, und diese kann der noch freye Mensch nur sich selber geben. Dazu aber wird er sich nur aus Einsicht und Erfahrung entweder ihres Nutzens, oder der schlimmen Folgen ihres Gegentheils entschliessen. Jenes setzte schon voraus, was erst geschehen und erhalten werden soll; er kann also nur durch die schlimmen Folgen der Gesetzlosigkeit dazu gezwungen werden. Gesetzlosigkeit aber ist nur von sehr kurzer Dauer, und führt mit raschem Uebergange zur willkührlichen Gewalt. Ehe die Vernunft die Gesetze gefunden hätte, würde die Anarchie sich längst in Despotismus geendigt haben. Sollte die Vernunft also Zeit finden, die Gesetze sich zu geben, so mußte die Gesetzlosigkeit verlängert werden, welches in dem Mittelalter geschehen ist.

bey der Kultur. Aber auch Europa allein hat ſich durch ein kriegeriſches Jahrtauſend gerungen, und nur die Verwüſtung im fünften und ſechſten Jahrhundert konnte dieſes kriegeriſche Jahrtauſend herbey führen. Es iſt nicht das Blut ihrer Ahnherrn, nicht der Karakter ihres Stammes, der unſre Väter vor dem Joch der Unterdrückung bewahrte, denn ihre gleich frey gebornen Brüder, die Turkomannen und Mantſchu, haben ihre Nacken unter den Despotismus gebeugt. Es iſt nicht der europäiſche Boden und Himmel, der ihnen dieſes Schickſal erſparte, denn auf eben dieſem Boden und unter eben dieſem Himmel haben Gallier und Britten, Hetrurier und Luſitanier, das Joch der Römer geduldet. Das Schwert der Vandalen und Hunnen, das ohne Schonung durch den Occident mähte, und das kraftvolle Völkergeſchlecht, das den gereinigten Schauplatz beſetzte, und aus einem tauſendjährigen Kriege unüberwunden kam — dieſe ſind die Schöpfer unſers jetzigen Glücks; und ſo finden wir den Geiſt der

Ordnung in den zwey ſchrecklichſten Erſcheinungen wieder, welche die Geſchichte aufweiſet.

Ich glaube dieſer langen Ausſchweifung wegen keiner Entſchuldigung zu bedürfen. Die gröſsen Epochen in der Geſchichte verknüpfen ſich zu genau mit einander, als daſs die Eine ohne die Andre erklärt werden könnte; und die Begebenheit der Kreuzzüge iſt nur der Anfang zur Auflöſung eines Räthſels, das dem Philoſophen der Geſchichte in der Völkerwanderung aufgegeben worden.

Im dreyzehnten Jahrhundert iſt es, wo der Genius der Welt, der ſchaffend in der Finſterniſs geſponnen, die Decke hinweg zieht, um einen Theil ſeines Werks zu zeigen. Die trübe Nebenhülle, welche tauſend Jahre den Horizont von Europa umzogen, ſcheidet ſich in dieſem Zeitpunkt und heller Himmel ſieht hervor. Das vereinigte Elend der geiſtlichen Einförmigkeit und der politiſchen Zwietracht, der Hierarchie und der Lehenverfallung, vollzählig und erſchöpft beym

Ablauf des eilften Jahrhunderts, mufs ſich in ſeiner ungeheuerſten Geburt, in dem Taumel der heiligen Kriege ſelbſt ein Ende bereiten.

Ein fanatiſcher Eifer ſprengt den verſchloſsnen Weſten wieder auf, und der erwachſene Sohn tritt aus dem väterlichen Hauſe. Erſtaunt ſieht er in neuen Völkern ſich an, freut ſich am thraziſchen Bosphorus ſeiner Freyheit und ſeines Muths, erröthet in Byzanz über ſeinen rohen Geſchmack, ſeine Unwiſſenheit, ſeine Wildheit, und erſchrickt in Aſien über ſeine Armuth. Was er ſich dort nahm und heimbrachte, bezeugen Europens Annalen; die Geſchichte des Orients, wenn wir eine hätten, würde uns ſagen, was er dafür gab und zurück liefs. Aber ſcheint es nicht, als hätte der fränkiſche Heldengeiſt in das hinſterbende Byzanz noch ein fluchtiges Leben gehaucht? Unerwartet rafft es mit ſeinen Komnenern ſich auf, und, durch den kurzen Beſuch der Deutſchen geſtärkt, geht es von jetzt an einen edleren Schritt zum Tode.

Hinter dem Kreuzfahrer ſchlägt der Kaufmann ſeine Brücke, und das wieder gefundene Band zwiſchen dem Abend und Morgen, durch einen kriegeriſchen Schwindel flüchtig geknüpft, befeſtigt und verewigt der überlegende Handel. Das levantiſche Schiff begrüſst ſeine wohlbekannten Gewäſſer wieder, und ſeine reiche Ladung ruft das lüſterne Europa zum Fleiſse. Bald wird es das ungewiſſe Geleit des Arkturs entbehren, und eine feſte Regel in ſich ſelbſt, zuverſichtlich auf nie beſuchte Meere ſich wagen.

Aſiens Begierden folgen dem Europäer in ſeine Heimat — aber hier kennen ihn ſeine Wälder nicht mehr, und andre Fahnen wehen auf ſeinen Burgen. In ſeinem Vaterlande verarmt, um an den Ufern des Euphrats zu glänzen, giebt er endlich das angebetete Idol ſeiner Unabhängigkeit und ſeine feindſelige Herrengewalt auf, und vergönnt ſeinen Sklaven die Rechte der Natur mit Gold einzulöſen. Freywillig bietet er den Arm jetzt der Feſſel dar, die ihn ſchmückt, aber den Niegebändigten

bändigt. Die Majeſtät der Könige richtet ſich auf, indem die Sklaven des Ackers zu Menſchen gedeihen; aus dem Meer der Verwüſtung hebt ſich, dem Elend abgewonnen, ein neues fruchtbares Land, Bürgergemeinheit.

Er allein, der die Seele der Unternehmung geweſen war, und die ganze Chriſtenheit für ſeine Gröſse hatte arbeiten laſſen, der römiſche Hierarche ſieht ſeine Hoffnungen hintergangen. Nach einem Wolkenbild im Orient haſchend, gab er im Occident eine wirkliche Krone verloren. Seine Stärke war die Ohnmacht der Könige, die Anarchie und der Bürgerkrieg die unerſchöpfliche Rüſtkammer, woraus er ſeine Donner holte. Auch noch jetzt ſchleudert er ſie aus — jetzt aber tritt ihm die befeſtigte Macht der Könige entgegen. Kein Bannfluch, kein himmelſperrendes Interdikt, keine Losſprechung von geheiligten Pflichten lös't die heilſamen Bande wieder auf, die den Unterthan an ſeinen rechtmäſsigen Beherrſcher knüpfen. Umſonſt, daſs ſein ohnmächtiger

Grimm gegen die Zeit ſtreitet, die ihm ſeinen Thron erbaute und ihn jetzt davon herunter zieht! Aus dem Aberglauben war dieſes Schreckbild des Mittelalters erzeugt, und groſs gezogen von der Zwietracht. So ſchwach ſeine Wurzeln waren, ſo ſchnell und ſchrecklich durfte es aufwachſen im eilften Jahrhundert — Seines Gleichen hatte kein Weltalter noch geſehen. Wer ſah es dem Feinde der heiligſten Freyheit an, daſs er der Freyheit zu Hülfe geſchickt wurde? Als der Streit zwiſchen den Königen und den Edeln ſich erhitzte, warf er ſich zwiſchen die ungleichen Kämpfer, und hielt die gefährliche Entſcheidung auf, bis in dem dritten Stande ein beſſerer Kämpfer heranwuchs, das Geſchöpf des Augenblicks abzulöſen. Ernährt von der Verwirrung zehrte er jetzt ab in der Ordnung; die Geburt der Nacht ſchwindet er weg in dem Lichte. Verſchwand aber der Diktator auch, der dem unterliegenden Rom gegen den Pompejus zu Hülfe eilte? Oder Piſiſtratus, der die Faktionen Athens auseinander brachte? Rom und Athen gehen

aus dem Bürgerkriege zur Knechtſchaft über — das neue Europa zur Freyheit. Warum war Europa glücklicher? Weil hier durch ein vorübergehendes Phantom bewirkt würde, was dort durch eine bleibende Macht geſchah — weil hier allein ſich ein Arm fand, der kräftig genug war, Unterdrückung zu hindern, aber zu hinfällig, ſie ſelbſt auszuüben.

Wie anders ſäet der Menſch und wie anders läſst das Schickſal ihn ernten! Aſien an den Schemel ſeines Thrones zu ketten, liefert der heilige Vater dem Schwert der Sarazenen eine Million ſeiner Heldenſöhne aus, aber mit ihnen hat er ſeinem Stuhl in Europa die kräftigſten Stützen entzogen. Von neuen Anmaſsungen und neu zu erringenden Kronen träumt der Adel, und ein gehorſameres Herz bringt er zu den Füſsen ſeiner Beherrſcher zurücke. Vergebung der Sünden, und die Freuden des Paradieſes ſucht der fromme Pilger am heiligen Grab, und ihm allein wird mehr geleiſtet, als ihm verheiſsen ward. Seine

Menſchheit findet er in Aſien wieder, und den Saamen der Freyheit bringt er ſeinen europäiſchen Brüdern aus dieſem Welttheile mit — eine unendlich wichtigere Erwerbung, als die Schlüſſel Jeruſalems, oder die Nägel vom Kreuz des Erlöſers.

Ende des erſten Theils.

Jena,
gedruckt mit Göpferdtſchen Schriften.

Schiller, Johann Christ[illegible]

PT 2469 A1 1792

3 9097 00086993 4

Schiller, Johann Chr 1792-1802.
Kleinere prosaische Schriften.

304449